



Euphrosine.

Spenden

auf dem

Altar der Laren

für

das Jahr 1833.

Ein Taschenbuch,

enthaltend:

Redespiele, Scenen, Trinksprüche, bei gesellschaftlichen Vereinen, Polterabendscherze, Neujahrs- und Sylvesterabendlieder.

Herausgegeben

von

Karl Müchler.

Berlin,
bei C. F. Recht.

.Anzeiger

110703 2. 11. 1975

Wir sind geliebt von der Welt,

Sich nicht von ihren Feinden.

Sächsische

Landesbibliothek

5. MAI 1975

Dresden

J. F. Welffe.

3

V o r w o r t.

Dulce est desipere in loco *) hat schon Horaz gelehrt; ein Dichter, dessen Werke das Gepräge ächter Lebensphilosophie tragen, und wo wäre wol ein schicklicherer Ort, seine Lehre zu befolgen, als gesellschaftliche Vereine, hauptsächlich in dem engeren Bereich von Verwandten und Freunden, in Familienkreisen, wo die steife Etiquette, die pedantische Furcht, durch ein nicht auf der Goldwaage abgewogenes Wort Anstoß zu geben, verbannt sind, und wo man frei dem Impuls seiner Laune folgen darf.

*) Der Thorheit huldigen am rechten Ort ist angenehm.

Man hat diese Regel auch nicht aus der Acht gelassen; gewiß sehr oft, wo man nichts von diesem Horazischen Denkspruch mußte; der vollwichtigste Beweis seiner Wahrheit. Es gehört aber zu solchen der Fröhlichkeit geweihten Zusammenkünfte Mannigfaltigkeit und Abwechslung; Gesang und Rede dürfen dabei nicht fehlen, aber die öftere Wiederholung der trefflichsten Lieder, der scharfsinnigsten Reden ermüden, und hauptsächlich bei Polterabendfesten können die Darstellungen eines Einzelnen, oder die, wo sich Mehrere zu einem Ganzen vereint haben, keine Ueberraschung hervorbringen, wenn sie schon zuvor vielfältig benutzt worden sind.

Diese Bemerkung ist die Veranlassung zu dieser Sammlung. Sie enthält, wie der Titel besagt, Redespiele und Scenen

zur Erweckung eines heitren Sinnes an den im Laufe eines Jahres seit alter Zeit dem Frohsinn gewidmeten Tagen, und solchen, wo ein glückliches Familienercigniß besonders die Herzen zur Freude stimmt, und diejenigen, die daran Theil nehmen, auffordert, auch ihr Scherflein zur Beförderung des Frohsinns beizutragen. Daher hat es den griechischen Namen der Fröhlichkeit, Euphrosine, erhalten.

Schon gleich nach der Michaelismesse des Jahres 1831 sollte dieß Büchelchen als Taschenbuch für das Jahr 1832 erscheinen; unvorhergesehene Hindernisse haben den Druck verzögert, daher trägt es auf dem Titel die Jahreszahl 1833. Da es dem Schicksale aller ähnlichen Büchelchen unterliegen muß, daß es nach Verlauf einer gewissen Zeit den Reiz der Neu-

heit verliert, so wird man alljährlich eine neue Spende auf den Altar der Hausgötter, zu dem männlichen Zweck, niederlegen, wenn dieser erste Versuch eine nicht ungünstige Aufnahme finden und es von diebischen Nachdruckerhänden verschont bleiben sollte, da der Unterzeichnete schon vom Gegentheil eine Erfahrung gemacht hat, die nicht dazu geeignet ist, zum Frohsinn zu stimmen und ihn zu ähnlichen Arbeiten aufzumuntern.

Der Herausgeber.

Inhalt.

		Seite
Für den ersten Tag im Jahre	1. —	10.
Gesellschaftslied		3.
Rede am Neujahrstage		5.
Der Wirth an seine Gäste		7.
Neujahrslied		8.
Trinkspruch am Neujahrstage		10.
Zum Bohnenkönigsfeste	11. —	20.
Trinklied		13.
Der Bohnenkönig an die Bohnenkönigin		15.
An eine Dame, wenn sie Bohnenkönigin geworden ist		18.
An eine Dame		19.
An den Bohnenkönig		20.
Zum Fastenabend	21. —	30.
Ein Wurmdoktor		23.
Neptun, Vestal, Pomona, Bacchus, Ceres		24.
Fastenabendlieb		29.
Zu Volterabenden	31 —	170.
Hebe		33.
Luna		34.
Bacchus		36.
Hygea		38.
Hymen		41.
Aeskulap		43.
Demokrit		46.
Romus		48.
Ein Troubadour		51.
Ein Böttcher		52.
Ein Schornsteinfeger		54.
Eine Nonne		57.
Ein Chinese		60.
Ein Uhrmacher		63.
Ein Taboulettfrämer		65.

	Seite
Ein Mähleiknappe	67.
Eberubin (aus der Hochzeit des Figaro).	69.
Sperrling (aus den Kleinstädtern).	71.
Der Lehrling eines Buchhändlers	74.
Amor und Hymen	77.
Ein Schäfer und eine Schäferin	78.
Harlequin und Colombine	82.
Ein Mohr und eine Mohrin	86.
Eine Töpferfrau und deren Tochter	91.
Zwei junge Bauermädchen	95.
Ein Bärenführer mit einem Bären	97.
Ein Eremit, zwei Pilger und zwei Pilgerinnen	100
Ein Trupp Soldaten mit Marktenderinnen	112.
Der Altar der Laren	115.
Die sieben Tage der Woche	120.
Eine Nonne, ein Gärtnermädchen und eine Wahrsagerin	130.
Paris	139.
Ein Minnesänger	141.
Ein Einquartierungscommissaire	144.
Ein Jäger	147.
Ein Improvisator	149.
Ein Vogelsteller	152.
Ein Kapuziner	153.
Die Bahn zum Glück der Ehe durch den Bau eines Tempels symbolisch dargestellt	156.
Strohkrangreden	171 — 178.
1.	173.
2. 3. Als Schulmeister verkleidet	174.
4.	176.

	Seite
5.	177.
Trinksprüche	179 — 190.
1. 2.	181.
3. 4. 5.	182.
6. 7. 8. 9.	183.
10. 11. 12. 13.	184.
14. 15. 16. 17. 18.	185.
19. 20. 21.	186.
22. 23. 24. 25.	187.
26.	188.
Bei einem Kindtauffeste	—
1. 2.	188.
3.	189.
Bei einer silbernen Hochzeit	—
Zu andern häuslichen Festen und	
gesellschaftlichen Vereinen. 190 —	244.
Die Martinsgans	193.
Familienlied	201.
Wort und That	203.
Philosophie des Trinkers	206.
Der Wein	209.
Gesellschaftslied	211.
Das wiedergefundene Paradies	213.
Heiterkeit	215.
Das Whist	217.
Die Regelsbahn	219.
Ein Minnesänger	220.
Die fünf Sinne	224.
Demokrit	228.
Fokus	231.
Trinklied (nach Carnot)	233.
Tischlied	234.
Der Champagner.	236.

	Seite
Lied (Für eine Regelspielgesellschaft)	237.
An ein Ehepaar (Bei der Rückkehr des Hochzeitstages).	240.
Einladung zum Taufzeugen	241.
Rede vor einer theatralischen Vorstel- lung am Geburtstage einer Dame	242.
Rede bei der Feier eines Geburtstages, vor der Darstellung lebender Bil- der, nämlich: Liebe, Glaube, Hoff- nung	243.
Zum Sylvesterabend	245 — 254.
1., ...	247.
2., ...	249.
Aufforderung zum Bleigießen	251.
Trinkspruch bei dem Glockenschlage zwölfs der Mitternacht	253.

Für

den ersten Tag im Jahre.

1. The first of these is the
fact that the system is not
self-sufficient. It is not
possible to produce all the
goods and services needed
within the country.

2. The second is the fact
that the system is not
flexible. It is not possible
to change the system
without a major
restructuring of the
economy.

3. The third is the fact
that the system is not
stable. It is not possible
to maintain the system
without a major
restructuring of the
economy.

4. The fourth is the fact
that the system is not
efficient. It is not possible
to produce all the
goods and services needed
within the country.

Gesellschaftslied.

Laßt am stillen Hausaltar
Traulich einen Kreis uns schließen,
Und das neugeborne Jahr
Unter Gläserklang begrüßen;
Heut, nach solcher kurzen Frist,
Es ein schuldlos Kind noch ist.

Größer wird es allzubald,
Dann kann man's vielleicht nicht preisen,
Ist es ein'ge Monde alt,
Wird es wol auch Tücken weisen;
Wir erfahren es zu oft,
Wenn wir thöricht viel gehofft.

Doch laßt deshalb felg uns nie
An des Guten Sieg verzagen,
Heute war' es viel zu früh,
Echon mit Grillen sich zu plagen;
Dazu bleibt noch immer Zeit
Wenn ein Ungewitter dräut.

Es darf unsern Busen nicht
Selbst ein Ungemach erschüttern,
Denn Horaz, der Dichter spricht:
Wie ein Fels in Ungewittern
Stets der Biedre ruhig steht,
Wenn die Welt in Trümmern geht.

Seine Lehre wollen wir
Tief uns in die Herzen schreiben,
Geht's uns auch nach Wunsch nicht hier,
Immer frohen Muthes bleiben;
Unmuth nur das Seyn vergällt,
Und er bessert nicht die Welt.

Selbstbewußtseyn laßt uns nur
In dem Weltgewühl erhalten,
Nicht für Wahrheit und Natur,
Nicht für Recht und Pflicht erkalten,
Lieb' und Freundschaft, rein und treu,
Immer unser Wahlspruch sey.

Mag dann auch das neue Jahr
Uns nicht stets Erwünschtes bringen,
Wird uns nur dieß Zwillingspaar
Wie hier heute, fest umschlingen,
Ednet ihm bei Gläserklang
Am Sylvester Preis und Dank.

So steht es in unsrer Macht
Dieses Jahr's uns zu erfreuen,
Und nach seiner letzten Nacht
Das Gelübde zu erneuen:
Wieder, fest und wahr zu seyn,
Um die Zukunft nicht zu scheu'n!

Auf, die Gläser angefüllt,
Es sey eine Opferspende,
Die dem neuen Jahre gilt;
Reichet traulich Euch die Hände,
Und gelobt mit Herz und Mund:
Ewig sey der Freundschaftsbund!

Rede am Neujahrstage.

Ein neuer Besen kehret gut! Das hat seit
vielen Jahren
Ein Jeder unter uns gewiß mehr als zu sehr er-
fahren.
Es ist ein neues Jahr ihm gleich,
Drum wohlgemeinet rath' ich Euch,
Die Stunden nicht zu sparen,
Wo noch der Besen frisch und neu,
Um frohen Muths damit zu kehren,

Das heißt: von finstern Grillen frei,
Die vollen Gläser auszuleeren.
Bei Scherz und Kuß, bei Punsch und Wein,
Das alte Bündniß zu erneu'n,
Da wieder sich ein Jahr verjünget,
Eh' es uns Sorg und Unruh bringet.

Denn wird es älter, glaubt es mir,
Zeigt es auch seine arge Rücken,
Alein ein Mittel giebt's dafür,
Den Stbrenfried zu unterdrücken,
Man läßt das Krumme grade seyn,
Und läßt die vielen eitlen Thoren
Den großen Haufen ungeschoren,
Sie machen schaal den besten Wein;
Vermeidet Kannegießerei'n,
Und bleibet taub bei all' dem Prahlen .
Der frechen Ultra-Liberalen,
Wie bei dem falschen Heuchelschein
Der feigen kriechenden Servilen,
Die über'm Zeitgeist Wehe schrei'n,
Weil sie dadurch beengt sich fühlen.
Verlieret nicht den heitern Muth
Ertränkt die bösen finstern Grillen
In Freundeskreis durch Nebenblut,
Laßt wacker uns die Gläser füllen.
Glaubt mir's, so geht's uns Allen gut!

Der Wirth an seine Gäste.

Das blinde Glück, ich muß es loben.
Mir, als um seine Günst' ich's bat,
Sogleich heut unzweideut'ge Proben
Zu meinem Trost gegeben hat.
Zwar schenkten mir Fortuna's Hände
Nicht Schätze, keines Ordens Zier;
Sie gab mir eine schön're Spende,
Denn bledre Freunde seh' ich hier.
Ich wohn' in meinem kleinen Zimmer
Raum besser, als ein Diogen,
Doch neid' ich nicht der Schldßer Schimmer,
Wo Zwang und Langeweile steh'n.
Verdummig find' ich meine Klausen,
So enge sie Prachtsücht'gen scheint;
Zu einem frohen Neujahresschmause
Sch' wahre Freund' ich hier vereint.
Sorgt nur, da Euch, was meine Kelle
Stets gerne giebt, bisher genügt,
Daß nicht der frohen Laune Quelle,
Der Biß eh' als der Wein versiegt.
Die vollen Gläser laßt erklingen:
Es mag das neugeborne Jahr
Uns, wie das alte, Freuden bringen;
Die treue Freundschaft uns gebär!

Neujahrslied.

Seu gegrüßt uns, neues Jahr!
Raum der Zeiten Schooß entronnen,
Stellest du dich schuldlos dar,
Hast noch Bßes nicht begonnen,
Nicht bedroht uns mit Gefahr,
Keine Lücken angesponnen;
Keinen hämisch noch geneckt,
Und der Biedern Zorn geweckt.
Hoffnung schwellet jedes Herz:
Laß sie nicht zu Schanden werden,
Treib' nicht frevelhaften Scherz
Mit dem Abßlichsten auf Erden,
Schmiede Ketten, nicht aus Erz,
Taub' bei Bitten und Beschwerden;
Daß kein Sultan, Schach und Dey
Seiner Völker Geißel sey.
Nimm von Themis Angesicht
Die ihr umgeschürzte Binde,
Daß sie endlich wieder Licht
In dem finstern Chaos finde;
Auf die That, den Thäter nicht,
Stich, bei Nebelthat und Sünde.
Es sey stets in Themis Reich
Vor dem Richter Jeder gleich.

Nichts vom schroffen Kastengeist,
Frühler, rohen Zeiten Schande,
Der sich, Zwietracht brütend, weis't,
Der, zersäbrend alle Bande,
Völker in's Verderben reißt,
Daß das Schiff des Staates strandet;
Der, durch Vorurtheile blind,
Steuert wider Sturm und Wind.

Nichts von jener wilden Brut,
Rohrer noch wie Hottentotten;
Nichts von Jenen, die voll Wuth
Sich zum Raub zusammenrotten,
Tigern gleich, voll Durst nach Blut;
Nichts von jenen Sansculotten,
Die den Altar und den Heerd,
Kanibalen gleich, zersäbret!

Nichts von jener Heuchlerzunft,
Die mit Erdmigkeit sich brüstet,
Die, zum Denken eingeschrumpft,
Bei dem Blödsinn ein sich nistet,
Die, verlästernd die Vernunft,
Nach des Pabstes Bannstrahl lüftet,
Die schon Spähne sammelt schlau
Zu des Scheiterhaufens Bau.

Heut bist du noch fleckenrein,
Heute können voll Vertrauen
Wir an Deiner Bieg' uns freu'n.
Wandle nicht die Lust in Grauen,
Laß uns nicht, zu unsrer Pein,
Echldfser in die Lüfte bauen;
Bring' uns endlich, neues Jahr,
Was der Wunsch der Bessern war.

Bleibst du auch den Brüdern gleich,
Bringest Sorgen uns und Plagen,
Wollen wir doch nicht sogleich,
Wie die Feiglinge, verzagen;
Größter wird der Wahrheit Reich,
Ueberall wird's endlich tagen.
Fester Muth und Geisteskraft
Sieg dem Rechten stets verschafft!

Trinkspruch
am Neujahrstage.

Viel Wünsche bringt man, neues Jahr,
Die heut gewiß in manchen Kreise
An jedem Pol der Erde dar.
Wir wünschen hier: benimm dich weise,
Und mache nur die guten wahr.

Zum

Bohnenkönigfeste.

THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF MODERN ART
1000 5th Avenue
New York 17, N.Y.

THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF MODERN ART
1000 5th Avenue
New York 17, N.Y.

THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF MODERN ART
1000 5th Avenue
New York 17, N.Y.

THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF MODERN ART
1000 5th Avenue
New York 17, N.Y.

Trincklied.

Da Fortuna unter Euch
Mir das Diadem gegeben,
Krdnet, Freunde, mich sogleich
Mit dem kühlen Laub der Reben,
Jetzt müßt Ihr gehorsam seyn:
Hurtig! Schenkt die Gläser ein!

Eine Tonne sey mein Thron,
Voll von Bacchus besten Gaben,
Und als sein getreuer Sohn,
Soll mich nur sein Nektar laben,
Nichts von Scepter. — Fort! — Dafür
Wähl' ich einen Thyrsus mir.

Frei von Steuern sollt Ihr seyn, —
Schnddes Gold acht' ich geringe —
Treue Freundschaft ich allein,
Als das Beste, mir bedinge,
Und als Huld'gung stoßet an,
Daß man weit es hören kann!

Die zur Kdnigin ich mir
Nun, nach altem Brauch, erwähle,

Darf nicht nippen mit Gezier,
Kengstlich sie nicht Tropfen zähle;
Die Bescheid mir wacker trinkt,
Mir die Allerschönste dünkt.

Keine Bürden braucht mein Reich,
Keinen mach' ich reicher, dreister,
Einen nur mach' unter Euch
Ich zum Ober-Kellermeister.
Alle Orden bleiben fern,
Bis auf den Burgunderstern.

Aber ganz abgabensfrei
Kann ich Euch unmöglich lassen,
Jeder steure Wih, es sey
Jeder hier bereit, zum spaßen,
Und bei voller Gläser Klang
Zoll' mir Jeder Scherz und Schwank.

Schenkt die leeren Gläser voll,
Schwört mit mir zu Bacchus Fahnen,
Trinkt auf Eures Königs Wohl!
Auf das Wohl der Untertanen
Leer' ich dieses Glas! — kein Reich
Ist auf Erden meinem gleich!

Der Bohnenkönig
an die Bohnenkönigin.*)

Mir hat das Glück sich zugewandt,
Von ihm begünstigt, ich die Bohne
In meinem Kuchenantheil fand,
Und mit ihr auch die Königskrone.

Allein genossen macht ein Glück
Bald Ueberdruß und Langeweile,
Darum, Du, mit der Sanftmuth Blick,
Das Herrscherthum jezt mit mir theile.

Viel sind der schönen Frauen hier,
Die Auge, Geist und Herz gefallen,
Doch komm' und herrsche nun mit mir,
Mein Herz erwählet Dich vor Allen.

O bleibe nicht bescheiden fern,
Den Vorzug keiner Dir bestreitet.
Man gönnt das Diadem dem gern,
Der Freude überall verbreitet.

*) Der Bohnenkönig wählet sich aus der Gesellschaft eine Dame zu wählen, die seine Bohnenkönigin seyn soll, so wie er auch unter die übrigen Theilnehmer und Theilnehmerinnen die Hörämter vertheilt. Diese Verse kann er an die zur Bohnenkönigin erwählte Dame richten.

Nimm hin die Kron' als Schmuck und Zier,
Auf Deinem Haupte sie zu tragen,
Allein vergönne lieblich mir
Zugleich, Dir guten Rath zu sagen.

Bleib auf dem Thron, so wie Du bist;
Zur Feindschaft Andre anzureizen,
Stets mit Gefahr verbunden ist,
Man säet Unkraut dann in Waizen.

Herrschr' nur mit Güt' und mit Vertrau'n,
Nie launenhafte Willkür übe.
Willst dauernd Du Dein Reich erbau'n,
So gründ' es Unterthanenliebe.

Missbrauche niemals Deine Macht,
Um es nicht später zu bereuen;
Nimm vor Verläumdern Dich in Acht,
Sei taub bei faden Schmeicheleien.

Vor dem, der huld'gend Dich umgiebt,
Dich nicht in stolzen Nimbus hülle;
Ein weiches Herz gern Gutes übt.
Gerechte Wünsche gern erfülle.

Dem Volk gelobe Lieb' und sey
Den Unterdrückten ein Erretter.
Die Herrscher sind ein Contersey —
Das präge tief Dir ein — der Götter.

Laß nicht aus Schwäch' und Eigensinn
Verleiten jemals Dich zu Fehlern,
Und suche nicht als Königin
Die Freiheit Deines Volks zu schmälern.

Der Themis nimm vom Angesicht
Aus Menschenlieb' einmal die Binde,
Damit sie endlich wieder Licht
In der Gesehe Chaos finde.

Begnadige, wenn für Vergeh'n
Ein strenges Urtheil sie geschrieben;
Hat man die Macht, ist es so schön,
Für Recht Barmherzigkeit zu üben.

Und nimm — nichts ist hier von Bestand —
Das flatterhafte Glück Dir wieder
Den Scepter aus der Lilienhand,
So leg' ihn ohne Sträuben nieder.

Die Krone, die das Haupt geziert —
Sie wechselt oft in unserm Kreise —
Man ohne Reu' und Gram verliert,
Hat man geherrscht mild und weise.

An eine Dame,
wenn sie Bohnenkönigin geworden ist.

Fortuna, wie das holbe Kind
Entheren's, ist nicht immer blind;
Verständig reicht von ihrem Throne
Sie dem Verdienst' auch seine Krone.
So Deine zarte Lilienhand
Durch sie, die unpartei'sche Bohne
In jenem Theil des Kuchens fand,
Den ausgewählt Du Dir von allen.
Das Loos, das heute Dir gefallen,
Bringt Dir, doch uns noch mehr Gewinn,
Und jubelvoll soll es erschallen:
„Sey Huldin, unsre Königin!“
Gern huldigten wir früher immer
Der Tugend in der Schönheit Schimmer,
Und darum Dir als Huldgöttin.
Es schmückt Dich der Schönheit Blüthe
Mit ihrem zauberischen Schein,
Ein heller Geist, ein Herz voll Güte,
Doch ohne darauf stolz zu seyn.
Du liebst den Scherz, Du theilst die Freude
Mit Andern, wo sie Rosen bricht;
Doch niemals suchst Du sorglich Beide,

Bist weise, aber strenge nicht.
Die Kunst zu herrschen, die vor Allen
Dir eigen, ist die seltn' Kunst
Unwiderstehlich zu gefallen,
Und ein Gesch' wird eine Günst,
Entschwebt es Lippen von Korallen.
Erhalte sie Dir wandellos,
Um alle Herzen zu gewinnen;
Es herrsch' an Deinem Hofe bloß
Das keusche Chor der Pierinnen,
Verein'et mit den Charitinnen,
Mit Freundschaft und Sokraten-Scherz.
Dann laß den Herrschern auf dem Throne
Die schwere schimmerreiche Krone,
Von Edelsteinen, seltnem Erz.
Dich mögen Rosen nur bekrönen,
Denn Freud' ist ihr symbol'scher Sinn,
Und Gläser klirrend soll's ertönen:
„Hoch lebe unsre Königin!“

An eine Dame.

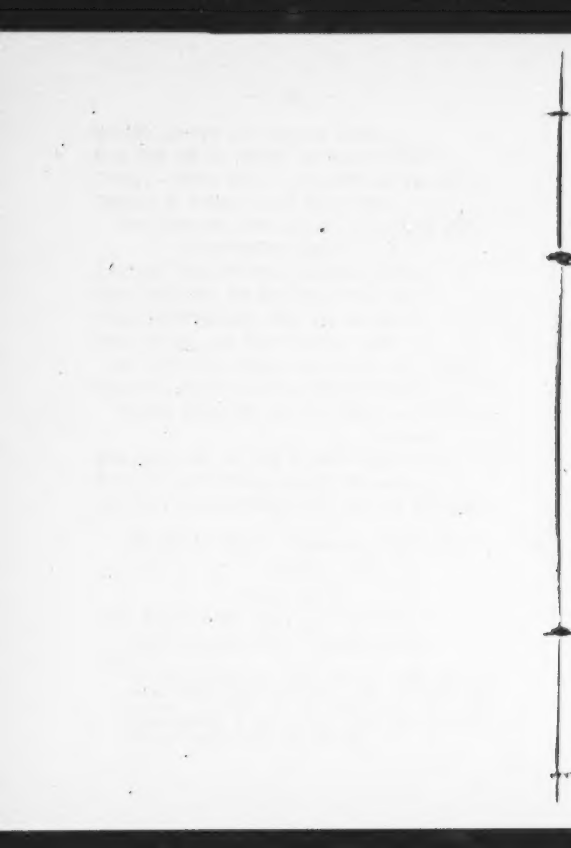
Es machte Dich zur Königin die Bohne;
Glück wünsch' ich nicht, denn klein ist der
Gewinn.

Du warst auch ohne eine Herrscherkrone,
Schon lange Zeit der Herzen Königin;
Du bleibst, als irdische Dione,
Zu Huldigungen Alle hin.

An den Bohnenkönig.

Von allen Königen hienieden
Ward Dir das beste Loos beschieden,
Du lebst in steter Sicherheit
Vor frecher Widerspenstigkeit,
Und Deines Reiches Ruh und Frieden
Kein nachbarlicher Herrscher dräut.
Dein Loos ist schön; das muß man sagen,
Doch Keiner von uns fühlet Neid.
Du magst die Krone immer tragen,
Denn besser ist — gut ist Dein Wein —
Ein Unterthan von Dir zu seyn.

Zum
F a s t e n a b e n d.



Ein Wurmdoktor.

Es will mir nicht ohne Grund bedünken, —
Denn es geht morgen das Fasten an —
Daß man heut Abend, weil man's noch kann,
Wacker wird essen und wacker wird trinken,
Und wie ich's mir, eh' ich hier eintrat, gedacht,
Seh' ich hier Teller und Gläser blinken;
Treffliche Anstalten sind schon gemacht.

Da mcht' ich aber darauf wol schwören,
Daß man darüber der Aerzte Lehren
Und die Diät, die strenge, vergißt,
Mehr, wie gewöhnlich trinket und ißt;
Die Flaschen und Schüsseln, nämlich die leeren,
Zählt man hernach wol; aber bei'm Mahl,
Wo ihr Panier die Freude hoch schwinget,
Denkt an der Kuchen und Gläser Zahl
Keiner, wenn er recht jubelt und singet,
Und wenn Toast auf Toast nun erklinget,
Ohne Bedenken die vollen man leert,
Selbst wenn es der strenge Hausarzt verwehrt.

Da kannst du Pfeifen im Rohre die
schneiden,

Dacht' ich bei mir und trete hier ein,
Denn ich kann morgen von mancherlei Leiden

Alle die Herren und Damen befrei'n;
Hier hab' ich die Mittel in meinem Kasten,
Denn — unter uns — es wird mit dem Fasten
Morgen so strenge gewiß nicht seyn.

(Er öffnet ihn und nimmt einen Korb mit
Pfannkuchen heraus.)

Hier hab' ich mit Ruß gefüllte Pillen,
Aber nicht, wie die des Apothekers, klein,
Dazu spottwohlfeil, und noch obendrein
Auch Elixir, um den Durst zu stillen.

(Er öffnet den Kasten auf's neue und nimmt
Citronen, Zucker und eine Flasche Arrack heraus.)

Setzt mich All' in Nahrung! — Ich bitte
darum.

Und laßt mich bei Euch dafür übernachten,
Und gebt mir hernach das Testimonium:
Ich sey ein Quacksalber, der nicht zu verächtten.

Neptun, Vesta, Pomona, Bacchus,
Ceres.

Neptun.*)

Ihr dauert mich, Ihr guten Leute!
Denn schmale Kost es morgen giebt;

*) In einem griechischen Gewande, mit einer bärtigen
Barbe. Das Haupt mit einem Kranz von Schilf um-
wunden. Er hält in den linken Arm eine Urne
(Punschschale), in der rechten Hand einen Dreijack,
oder statt dessen einen Punschlöffel.

Das ist so Brauch, d'rum komm' ich heute,
Daß Ihr Euch nicht zu früh betrübt.
Den Gaumen sollt Ihr Euch erlaben,
Heut mögt Ihr noch recht frohlich seyn,
Dazu sollt ein Geschenk Ihr haben,
Das will ich Euch recht herzlich weih'n.
In dieser Urn' ist es verschlossen,
Es ist aus meinem reinsten Quell,
Von allem Zusatz rein, geflossen,
Und wie das feinste Silber hell.

Besta. *)

Es ist nur Wasser! — Ei der Geier!
Ein lumpiges Geschenk, bei'm Zeus!
Ich bringe mehr, ich bringe Feier,
Und dadurch wird es siedend heiß.
Bedenklich Ihr die Achseln zucket;
Und Eure Lippe höhnisch spricht,
Weit lieber kaltes man verschlucket,
Als heißes, hat man nicht die Gicht.
Ihr habet Recht: es giebt indessen
Mehr nur ein Schelm, als er besitzt,
Und was zum Labetrunk vergessen,
Das bringen Andre freundlich iht.

*) In einem griechischen Gewande, das Gesicht verschleiert. In der Rechten eine Kohlenpfanne.

Pomona.*)

Schon recht! denn ich aus wärmern Zonen
Für Euch Erquickendes erfor,
Ich bring' Euch würz'gen Thee, Citronen
Und Süßigkeit aus Zuckerrohr.

Zum Wasser, zu dem reinen, frischen,
Wenn Besta es in Gluth gesetzt,
Wdgt ihr dieß Alles sorgsam mischen,
Damit es Euch erwärmt und lecht.

Als Noah stieg aus seinem Kasten,
Hat er zuerst gepflanzt den Wein,
Doch damals gab es noch kein Fassen
Und solch Getränk fiel ihm nicht ein.

Bacchus.**)

Pomona! eins muß ich bemerken,
Soll dein Getränk, sad' im Geschmack,
Der Zunge munden und auch stärken,
So fehlet etwas noch — Arrack.

Den will ich in die Bewole schütten,
Mit weissem Maß, ich nenn' es dann
Punsch, wie die übersee'schen Britten,

*) Im griechischen Gewande. Um das Haupt einen Kranz mit Früchten. Ein Füllhorn im linken Arm; in welchem Zucker, Thee und Citronen sind.

**) Er trägt einen Kranz von Eichen oder von Weinlaub auf dem Haupte, einen Thyrsus in der Hand, nämlich einen Stab, mit Weinlaub oder Eichen umwunden und statt des Knopfes mit einem Sonnenzapfen geziert,

Nach einem Wort in Hindostan. *)
Nun setzt Euch an die Bowle nieder,
Die diesen Labetrunk Euch beut,
Beginnt mit Lachen, Scherzen, Lieder
Verständig Eure Fastenzeit.

Cereß. **)

Erfinden will man Neues haben,
An Ruhm sich der Entdecker laben,
Und oft ist es doch Altes nur;
Wer ändert, der noch nicht erfindet,
Er Neues nur auf Altes gründet;
So ist es mit der Hungerkur.

Die Fasten schon seit grauen Jahren
Gebrauch bei unsern Vätern waren,
Ist's halbe Hungerkur denn nicht?
Denn wenn die Glocke dumpf ertönt
Am Aschermittwoch, ist verpönt
So manches leckere Gericht.

um die Schultern eine Pantherhaut.

In der rechten Hand trägt er eine Flasche mit Arrack.

*) Der Punsch wurde zuerst zu Nemle bei Goa von den Engländern gemacht, wo sie Neier de Goa — gewöhnlich Arrack genannt — hatten; er erhielt den Namen Punsch, weil er aus fünf Bestandtheilen, heißem Wasser, Thee, Citronen, Zucker und Arrack zusammengesetzt wurde, und punch im Hindostanschen fünf bedeutet.

**) In einem griechischen Gewande mit einem Nehrensfranz um das Haupt. Sie trägt in der Rechten eine Sichel, in der Linken einen Korb, umwunden mit Kornähren und Nohn.

Wer streng sie hält, muß viel entbehren,
Doch ich, die Schöpferin der Aehren,

Steh' ihm in diesen Nothen bei,
Was ich Euch schaffe, ist erlabend,
Vergönnt d'rum, daß an diesem Abend

Ich Zeugin Eurer Freude sey.

Ihr sollt Euch Morgen nicht mehr freuen,
Mit Asche Euer Haupt bestreuen,

Im Sacke Euren Leib fassen.

In Euren Mienen steht's geschrieben:

Wir nicht vergleichen Fasten lieben;

Wir halten es mit Ruß und Wein.

Ich werde Unrecht Euch nicht geben.

Zwar pflanzt Bacchus für Euch Reben,

Doch steh' ich ihm getreulich bei;

Folgt meinem Rath, bei seiner Flasche

Backt Kuchen in der heißen Asche,

Und denket, das dieß Fasten sey.

Klug ward für Fastenabendstunden

Ein eigner Kuchen längst erfunden,

Und den hält man noch ehrenwerth;

Das Meiste was dazu gehdret,

Hab' ich, stets liebeich, Euch bescheeret,

Und gern ihn jeder Gaum verzehret.

Gern mag ich Fröhlichen ihn spenden;

D'rum komm' ich nicht mit leeren Händen,

Zu Euch die Ihr so heiter seyd.
In diesem Korb sind solche Kuchen;
Nehmt sie, Ihr möget sie versuchen,
Eh' noch beginnt die Fastenzeit.

(Sie setzt den Korb auf den Tisch und öffnet ihn.)

Man soll, was man gemacht, nicht loben,
Drum schweig' ich, Ihr mögt selber proben,

Süß ist das Mus, und weiß der Teig.
Noch einen Rath aus gutem Herzen:
Die Fastenzeit ist zu verschmerzen,
Labt Ihr an solchen Kuchen Euch.

Fastenabendlieb.

Mel. Bekränzt mit Laub ic.

Der Abend naht, die Arbeit mag nun rasten,
Wir wollen uns erfreu'n;
Wir dürfen zwar von Morgen an nicht fasten,
Und unser Fleisch fastei'n.

Dieß danken wir dem kräft'gen Martin Luther;
Erscheint die Fastenzeit,
Pfannkuchen giebt's, gebräunt mit Schmalz und
Butter;

Ein Leckerbissen heut!

Doch darf dabei ein Labetrunk nicht fehlen,
Nicht warmer Punsch und Wein;
D'rum beides soll für unsre trockne Kehlen
Ein stärkend Lausal seyn.

Und um dieß Fest der Freundschaft zu verschönnern,
Wo uns die Eintracht winkt,
Soll ihr zum Preis das erste Glas erdnen,
Bevor man leer es trinkt.

Das zweite gilt der braven Frau im Hause,
Die niemals es vergift,
Daß heute zu dem Fastenabend-Schmause
Pfannkuchen nöthig ist.

Wir dürfen nicht mit Fasten uns kasteien,
Längst nicht mehr bei uns Brauch;
Wir können uns der Gaben Gottes freuen
Am Aschermittwoch' auch.

Der Frohsinn schafft sich Gold sogar aus Schlacken,
Dieß lehrt die Fastenzeit;
Man läßt dazu sich runde Kuchen backen,
Mit Zucker überstreut.

Und statt der Buß' im Sack und in der Asche,
Stech'n Kuchen aufgezplant;
Man labt sich d'ran, greift zu der vollen Flasche,
Sticht an und singt und tanzt.

So wollen wir es heut' und lange halten,
Tritt Fastenabend ein;

In unserm Kreis soll Freud' und Eintracht walten,
Gesang und Scherz und Wein!

3u

P o l t e r a b e n d e n .

Hebe.*)

Ich stieg von des Olympus Höhen
Hernieder zu der Erde heut,
Ein holdes frohes Paar zu sehen,
Das Morgen frommer Segen weicht.

Bei'm Vorfest zu dem schönen Bunde
Will selber ich Mundschenkin seyn,
Und gerne schenk' ich in der Runde
Dem Brautpaar und den Gästen ein.

Einmal kann schon mich Zeus vermissen,
Da er mich alle Tage sieht.

(Zu dem Brautpaar.)

Geliebtes Paar! Du sollst es wissen,
Die Sympathie zur Dir mich zieht.

Mein Loos hab' ich in Dir gefunden;
Es ist Dir sicher längst bekannt,
Daß ich von Amor'n überwunden,
Mich einst mit Herkules verband.

*) Griechisches Gewand. Sie trägt einen Rosenkranz
um das Haupt, und eine Trinkschale in der Hand.

Es einte Jugend sich mit Stärke
Zu einem innigen Verein,
Und hier trifft auch — wie ich es meinte —
Solch Bündniß icht auf Erden ein.

Seyd glücklich!

(Sie reicht dem Brautpaar die Schale)
Nehmt hier meine Schale,
Und trinket süße Labung d'raus;
Ich scheide, doch zum dritten Male,
Füll' ich sie Euch bei'm gold'nen Schmaus.

Luna.*)

Sinkt Phöbus in des Meeres Bogen,
Mit seinem strahlenden Gesicht,
Erschehn' ich an des Himmels Bogen,
Mit meinem silberfarbnen Licht,

*) Im griechischen Gewande mit Sandalen. Sie trägt einen silbernen halben Mond auf dem Haupte oder dem Haar, oben in der Form eines halben Mondes des geschnitten. Einen blauen Mantel mit silbernen Sternen, auch kann sie mit einem Gürtel geschmückt seyn, auf welchem die symbolischen Zeichen der zwölf Monate gestickt oder gemalt sind.

Wenn dann das Heer der Sterne blinket,
Den Arbeitsfreien gern mein Glanz,
Sich zu erholen, freundlich winket,
Zu heitrem Scherz und muntrem Tanz.

Dann wird der Reben Saft erlabend,
Der früher oft zu sehr erhitzt.
Mein Hauptfest ist ein Polterabend,
Darum komm' ich zu diesem Iht.
Hier wo sich Lieb' und Hoffnung einen,
Fokus den Stab mit Schellen schwingt,
Hier bin ich gern, hier will ich scheinen,
Bis mich zum Geh'n Aurora zwingt.

(Zur Braut.)

Wenn hier auch bei so vielen Kerzen
Mein Schimmer anspruchslos erbleicht,
So sagt doch Ahnung meinem Herzen,
Daß sich nach mir Dein Auge neigt,
Du holde Braut! auch Du giebst gerne,
Den Preis mir vor der Sonne Bluth,
Schnst Dich nach mir; bei'm Glanz der Sterne
Man sanft am treuen Herzen ruht.

Der Kindheit Traum ist Dir verronnen,
Die Jungfrau tritt in's Leben ein,
Doch Heil Dir, hbbre Erdenwonnen,
Im Bund der Ehe, harren Dein,

Selbstständiger wirfst Du nun walten
Am eignen Heerd; durch Sorg' und Fleiß
Sich eine kleine Welt entfalten,
Umringet Dich der Kinder Kreis.

Laß heute Dir von meinen Händen,
Bestrahlt von meinem milden Glanz,
Den Schmuck der Braut am Altar spenden,
Den knospenreichen Wyrthenkranz.
Sind fünf und zwanzig Jahr verklungen,
Erneut die Wyrthenfeier sich,
Wird dann Dir neu ein Kranz geschlungen.
Und silberhell glänzt er, wie ich.

Wohl mir, Ihnnt' ich den dritten schlingen,
Und Dich als Jubelbraut noch seh'n,
Wenn Kindesfinder Dich umringen,
Und Glück, wie heut, für Dich ersch'hn.
Ich fleh's herab aus treuem Herzen:
Dich segne freundlich das Geschick,
Dir leuchten Morgen Hymen's Kerzen
Und weih'n Dich ein zu langem Glück.

Bacchus.*)

Ich seh' hier helle Kerzen glänzen,
Verlachte gingen viel hinein.

*) Siehe Seite 26.

Es darf, dacht' ich, den Freudenwein
Kein Anderer, als ich selbst kredenzen;
Das Mundschenkamt gebühret mir
Bei jedem Fest der echten Wonne.
Rasch stieg ich ab von meiner Tonne, —
Von meinem Reitspferd — bin nun hier.

Was hier es giebt, ist mir entschleierte,
Ich seh' schon, was man heut hier treibt,
Für mich deshalb kein Zweifel bleibt,
Ein Polterabend wird gefeiert,
Ein Paar vertraut beisammen sitzt,
Verschwunden sind die Liebessorgen;
Es ist nicht schüchtern mehr, zu Morgen
Die Lippen es zum Küssen spitzt.

Geduldet Euch nur wen'ge Stunden;
Denn wenn auf's neu' der Tag erglänzt,
Mit Myrthen Hymnen Euch bekränzt,
Und lasset meinen Wein Euch munden,
Ein Räuschchen sey Euch heut vergönnt,
Laßt Euch von mir die Gläser füllen,
Den einen Durst kann ich gut stillen,
Den, der auf trockner Zunge brennt.

Doch Flammen giebt's, Ihr könnt mir's
glauben,
Die sind zu stark und dauerhaft,

Die ltschet nicht der süße Saft
Aus meines Weinstocks reifen Trauben.
Ihr kennet sie, die sanfte Gluth,
Habt ihre Zaubermacht erfahren,
Wohl Euch, wenn noch nach funfzig Jahren
In Eurer Brust sie wärmend ruht.

(Einen Becher dem Bräutigam darreichend.)

Laß Freund! zu diesem Polsterabend
Von mir Dir diesen Becher weih'n,
Und immer sey darin der Wein
Dir lieblich, stärkend und erlabend.
Trink' Fülle der Gesundheit d'raus,
Und bring' eh' noch ein Jahr verronnen,
Damit im Rausch der Vaterwonnen
Des Erstgeborenen Vivat aus.

Hygea.*)

Ich kann es ohne Stolz gesteh'n,
Wo ich mich zeige, bin ich gern gesch'n,
Zwar Mancher achtet mich nur wenig,
Bevor er mich nicht eingebüßt,

*) Sie trägt einen Kranz von Arzneikräutern auf dem Haupte, eine Schlange ist um ihren Arm gewunden, in welchem sie eine Schale hält.

Und doch der grösste Kaiser, König,
Wer reicher, als ein Rothschild ist,
Und wer ein Liebling aller Musen,
Begeisterung von den Lippen fließt,
Selbst wer an einem edlen Busen
Die liebevollste Gattin schließt,
Die hoffnungsvollsten Kinder küßt,
Was ihm das Schicksal auch hienieden,
Des Lebens sich zu freu'n, beschieden,
Vermeid' ich ihn, kaum halb genießt.

Von einem Fest hab' ich vernommen,
Dem Gott der Eh'n ist es geweiht,
Da komm' ich denn hierher auch heut,
Und sicher bin ich hier willkommen,
Denn fehl' ich, fehlt's an Heiterkeit,
Und Scherz und Spiel wird nie recht frommen;
Man seufzt verdrießlich, klagt und gähnt,
Sobald man noch nach mir sich sehnt.
Es stocket bald der Freuden Quelle,
Halt' ich von einem Fest mich fern. —
Zu diesem komm' ich aber gern,
Ich bin hier recht an meiner Stelle.

(Zu dem Bräutigam.)

Denn Du, o Bräutigam! mich hegst,
Und wenn ich fliehen will, so pflegst
Durch Formeln Du mich zu beschwören,
Beruhigend zurückzukehren,

Ich komm' — wer kann Dir widersieh'n? —
Und milde Sorgen, trockne Zähren;
Darum muß ich Dich heute seh'n,
Wo Dir in dieser Feierstunde,
Vergessend Deine Kräuterkunde,
Die Myrth' nur im Gedächtniß ist,
Die sich zu einem heil'gen Bunde
Bald um des Bräutchens Stirne schließt.

(Zur Braut.)

Dir eine schöne Zukunft blinkt,
O Braut! mit einem Mann verbunden,
Der — wie es Tausende bekunden —
Durch seine Kunst herbei mich winkt,
Wenn wo unfreundlich ich verschwunden.
Wird es Dir unbehaglich seyn, —
Denn dafür kann ich Dir nicht stehen —
Wird es doch bald vorübergehen,
Dein Herz ein Säugling dann erfreu'n,
Und wirst Du ihn im Arme wiegen,
Wird es ein köstliches Vergnügen,
Ein unbekanntes, Dir verleih'n.

Dem Manne, der sein thät'ges Leben
So eifrig meinem Dienst geweiht,
Werd' ich, wie Dich getreu umschweben,
Bis sich in einer spätern Zeit
Für Euch das Myrthenfest erneut.

Zum Untervpfande laß Dir heut,
O Braut, hier meine Schaafe geben.

Hymnen.
(ohne Fackel)

Schon lange hörtet Ihr mich nennen,
Habt meiner Ihr oft selbst erwähnt,
Noch öfter Euch nach mir gesehnt,
Doch Morgen lernt Ihr mich erst kennen;
Es wird am Altar dann für Euch
Hellerodend meine Fackel brennen,
Dann führ' ich ein Euch in mein Reich.

Es ist nicht arm an reinen Wonnen,
Doch dem allein sind sie gewährt,
Der überlegt, nicht unbesonnen,
Den Eid des Unterthans mir schwört;
Dem nicht des Körpers Schönheit reizet,
Die mit dem Blüthenlenze vergeht,
Der nicht nach Gold, zweideut'gem, geizet,
Und der des Hochmuths Wink verschmäht,
Dem Rang nicht, Reichthum, Jugendblüthe,
Versüßet, sich meinem Dienst zu weih'n;
Nur Tugend, Geist und Herzensgüte,
Die nicht dem Strom der Zeiten scheu'n.

Auf Vieles muß er nun verzichten,
Was, ungebunden, ihn erfreut,
Setzt treu erfüllen neue Pflichten,
Und sie vermehret noch die Zeit,
Denn zu dem Schwur der Lieb' und Treue,
Gesellt sich bald nun eine neue
Zwar süße, doch auch schwere Pflicht,
Die Sorg' um Kinder, und er scheue
Nun Müß' und manche Opfer nicht.
Doch reich wird sich dieß Alles lohnen,
Wenn Kindeslieb' ihm duft'ge Kronen
Am Ziel von funfzig Jahren sicht.

Es wirft zwar meiner Fackel Schimmer
Auf jeden Thron Zauberglanz.
Zwar einen schönen Myrthenkranz
Flecht' ich zu meiner Feier immer,
Doch steht es nicht in meiner Macht
Die Gluth der Fackel zu erhalten,
Sie wird in kurzer Zeit erkalten,
Nimmt man sie sorglich nicht in Acht.
Nur durch Vertrauen, sanftes Fügen
In Schwächen — wer ist davon frei? —
Durch Eintracht, wandellose Treu'
Kann man, was feindlich droht, besiegen,
Kennt weder Ueberdruß und Reu'.
Nah'n dann auch selbst sich Prüfungsstunden,
So stumpft ein liebevolles Herz

Des Unglücks Pfeil, es wird der Schmerz,
Getheilet, weniger empfunden.
Euch, die die Liebe fest verbunden,
Und die Ihr meine Pflichten kennt,
Wird nichts den süßen Frieden stören,
Wenn Morgen meine Fackel brennt,
Um Euer Glück noch zu vermehren.
Ihr sorget, meinen Pflichten treu,
Daß es an Euch gefesselt sey.
Selbst im Entsagen und Entbehren
Entkeimt für edle Seelen Glück;
Heil darum diesem Augenblick,
Spät mag er einst Euch wiederkehren!

Aesculap. *)

Zu Dir, der meinem Dienst sich weihte,
Voll Eifer für der Menschheit Glück,
Zog mich die Sehnsucht mächtig heute;
Ich komm' und nichts hielt mich zurück.

*) Griechisches Gewand, er hat eine harte Farbe,
trägt einen Lorbeerkranz auf dem Haupte und in
der Rechten einen mit einer Schlange umwundenen
knotigen Stab.

Dich ruft der Morgenröthe Schimmer,
Selbst die der Ruh' geweihte Nacht
Zu des Erkrankten Lager immer,
Wo Kummer weint und Sorge wacht.

Zu Hülfe Jeder Dich begehret,
Du irrtest unflücht hin und her,
Und wenn Du endlich heimgekehret,
So war es um Dich öd' und leer.

Da — ich will mich deshalb nicht rühmen —
Für Dich zu sorgen, Pflicht mir schien,
Sprach ich mit Amor'n und mit Hymen;
Dich aus dem Labyrinth zu zieh'n.

„Von Siechen er zu Siechen eilet,
Und wenn es auch ihm Freude ist,
Daß er so Manchen wieder heilet,
Er doch das Leben nicht genießt.

Bei all' den Pulvern, Pillen, Tränken
Und Tropfen, die er stets verschreibt,
An sich, und was ihm frommt, zu denken,
Ihm keine Stunde übrig bleibt.“

Da muß — Du wirst es selbst gesehen,
Und die Erfahrung es beweist,
Doch Alles einen Krebsgang gehen,
Wenn auch die Praxis golden heißt.
Cupido und der Fackelschwinger,
Gott Hymen merkten meinen Wink.

Der Erste schoß; an Deinen Finger
Schob schnell der Letzte einen Ring.

Ein schönes Loos ist Dir gefallen,
Du sollst nicht mehr so einsam seyn,
Du gehst in Hymen's heilige Hallen
Mit der Erwählten Morgen ein.

Die bde Leere wird verschwinden,
Kehrst heim Du müde, wirst Du nun
Ein liebevolles Weibchen finden,
Und sanft in ihren Armen ruh'n.

Du ziehst nicht mehr die Stirn in Runzeln,
Denn Liebe harret Dein im Haus'
Und Du entdeckst mit losem Schmunzeln
Bald giebt es einen Kindtauffchmaus.

(zur Braut)

Du senkst das Köpfchen, Deine Wange
Bestrahlt ein heller Rosenlicht.
So ist es — aber sey nicht bange! —
Ich muß es wissen, zweifle nicht.

Du in dem neugewählten Stande
Ein neidenswerthes Glück erblüht,
Der Mutterliebe süße Bande
Veredlen noch ein sanft Gemüth.

Wirst Du mit seligem Entzücken,
Voll Mutterstolz an treuer Brust

Den Erstgebornen zärtlich drücken,
Komm' ich und theile Deine Lust.
Und neue Freuden sich entfalten
Dir und dem lieben Gatten dann,
Als Unterpfand, mein Wort zu halten,
Nimm meinen Stab hier von mir an.

Demokrit.*)

Die Weisheit lehrt, mit reinem Herzen
Froh durch dieß Erdenleben geh'n,
Nothwend'ge Uebel leicht verschmerzen,
Und hoffend in die Zukunft seh'n.
Sich mürr'schen Tadel nie erlauben,
Verzagtheit nicht und Uebermuth,
Und fest beharren bei dem Glauben:
Was ist, das ist auch immer gut.
Selbst das, was böse wir gehalten, —
Beschränkt ist nur der Menschen Blick —
Dient durch der höchsten Weisheit Walten
Dem Ganzen endlich doch zum Glück.
Wer wird sich fruchtlos Sorgen machen,
Ich halte sie mir immer fern,
Ich lieb' ein unbefang'nes Lachen,
Und wo man scherzet, bin ich gern.

*) Griechisches Gewand. Eine lachende Larve nist einem Barte vor dem Gesicht.

Darum, weil ich hier Lachen hörte,
Stand still ich, lauschte vor der Thür',
Und in das Haus schnell ein ich kehrte,
Und ungeladen steh' ich hier.

Hier ist ein Fest, hier geht es munter,
Von trüben Grillen man nichts weiß,
Hier geht es drüber, geht es drunter
In der verummumten Gäste Kreis.

Ein Polsterabend ist hier heute,
Denn eifrig drängen Alle sich
Um ein Paar hübsche junge Leute;
Dem guten Beispiel folg' auch ich.

(zu dem Bräutigam)

Was Ihr beschlossen, muß ich preisen,
Ihr wollt Euch Hymen's Dienste weih'n,
Die Zeit — die leider längst von Eifen —
Soll dadurch, sagt man, golden seyn.

Und das ist wahr, von all' den Banden
Womit das Leben uns umschlingt,
Ist nicht ein einziges vorhanden,
Das so viel wahre Freuden bringt.

Man lebet zwiefach; alle Freuden
Die Lieb' und Zärtlichkeit versüßt,
Und kommt einmal ein Gram, ein Leiden,
Getheilt es halb nur schmerzhaft ist.

Der Traum der Kindheit kurz nur währet,
Allein die schöne Blüthenzeit
Den Lebenden einst wiederkehret,
Die frommer Segen eingeweicht.

Euch harret dieß Loos in späten Jahren,
Daß golden noch die Zeit, sollt Ihr
Bei Eurem gold'nen Fest erfahren,
Nur folget immer treulich mir.

Verbannt die Grillen und die Sorgen,
Dieß Disteln nur statt Rosen trägt;
Lacht, steht Ihr auf am frühen Morgen,
Lacht, wenn Ihr Euch zu Bette legt.

Glück ist nur trüglische Chimäre,
Wenn Freude nicht aus ihr erblüht,
Drum lachet, dieß ist meine Lehre,
Erkennt dar'in den — Demokrit!

Romus.*)

Wo sich Lust und Scherz vereinet,
Sich die Freude Rosen bricht,

*) Er wird als Jüngling dargestellt, dessen Gesicht vom Wein glüht, mit einem Rosenkranz auf dem Haupte und in der Hand eine Fackel. Er trägt einen Mantel, auf dessen einer Hälfte die Sinnbilder der Freude, auf der andern die Schlacht der Centauren und Lapithen geschildert sind.

Wo Cytheren's Sohn erscheint,
Siegverkündend sein Gesicht.
Wo um Liebende zu krönen,
Hymnen schon die Fackel hebt;
Er, das Bräutchen zu verschönen,
Einen Kranz aus Myrthen webt.
Wo, dem Nebengott zu ehren,
Weingefüllt das Glas erklingt,
Wo man, gleich dem Tanz der Sphären,
Munter sich in Kreisen schwingt.
Wo man Hand und Lippen drückt,
Wo man unbefangen lacht,
Keiner mit dem Kopfe nicket,
Sinket auch herab die Nacht.
Kurz und gut, bei jedem Feste,
Wo es Küsse giebt und Wein,
Werd' ich in der Zahl der Gäste
Sicher nicht der Letzte seyn.
Darum zog nach diesem Hause
Heute mich die Sympathie,
Denn bei'm Polterabendschmause
Fehl' ich, Freund des Schwärmens, nie.
Und dem Pärchen, dem zu Ehren
Man sich hier so herzlich freut,
Will zur Hochzeit ich bescheeren
Meine Seelenheiterkeit.

(zu dem Brautpaar.)

Nehmet sie, geliebte Beide!

Morgen mit zum Traualtar,
Und der Unschuld reine Freude
Folg' Euch treulich immerdar.

Anders wird sie sich gestalten,
Wie sie heute Euch erscheint;
Aber dort wird stets sie walten,
Wo sich Lieb' und Treu' vereint.

In der Schale, die sie bringet,
Nie ihr Nektar Euch versiegt,
Wenn sich auch die Zeit beschwinget,
Und der Jugend Rausch versiegt.

Wenn Euch Kinder einst umgeben,
Bleibt Ihr meinem Dienste treu,
Blüht das süße Jugendleben
Euch in diesen wieder neu.

Und Ihr ladet dann noch Gäste,
Tanzend den Großvaterreih'n,
Zu dem Polterabendfeste
Für die holden Enkel ein.

Doch bevor ich wieder scheide,
Nimm den Kranz

(er nimmt ihn ab.)

o Bräutchen! hier

Als ein Sinnbild steter Freude,
Sie sey Deines Hauptes Zier.

(Du dem Bräutigam, ihm die Fackel darreichend.)

Dir ich meine Fackel weihe,
Einen milden Dämmererschein
Sie fortan umher Dir streue,
Sie mag Dir ein Nachtslicht seyn.

Ein Troubadour.

Der Troubadour

Ist gern bei heitren Scherzen,
Er sucht die Spur
Von lieb'erglühten Herzen:
Dort herrscht Natur.
Euch soll, Ihr Theuren,
Dieß Liedchen feiern,
Euch weih't es nur
Der Troubadour.

Der Troubadour

Bringt Braut, die Myrthen,
(er überreicht ihr einen Myrthenkranz.)

Sie sollen nur
Bei'm heil'gen Schwur,
Nach funfzig Lenzen

Wie heute glänzen,
Dieß wünscht Dir nur
Der Troubadour.

Der Troubadour
Weiht seine Leyer
Der Liebe nur,
Heil dieser Feier
Auf Hymen's Flur!
Ein Bonnelieben
Mag er Euch geben.
Glaubt's ohne Schwur,
Dem Troubadour.

Der Troubadour
Theilt dieses Abends Freuden,
Und er wird nur
Bel'm Dämmerlichte scheiden,
Stets auf des Jokus Spur.
Nur spät erst kehrt er wieder,
Und dann singt Wiegenlieder
Dir, holdes Pärchen nur
Der Troubadour.

Ein Böttcher.

(zur Braut.)

Fängt man einen Hausstand an —
Bald wirst Du's empfinden —

Man nich nicht entbehren kann;
Manch Gefäß wird schadhast, dann
Soll ich's wieder binden.
Mancher Band am Eimer springt;
Mancher an der Tiene, *)
Wann sie Messing nicht umringt,
Denn den Dirnen recht es dünkt,
Daß ich auch verdiene.
Spühl- und Waschfaß braucht man nun
Und die Mütter meinen;
Müßig darf die Magd nicht ruh'n,
Immer giebt's etwas zu thun
Für die lieben Kleinen.
Für die Badewanne auch
Thut es Noth, zu sorgen,
Denn der Arzt will den Gebrauch;
Kauft man sie von mir nicht auch,
Wird man sie doch borgen.
Manch Gefäß wird spack, es springt
Oft ein Reif an Fässern;

*) Eine Art hölzerne Gefäß von verschiedener Größe und Gestalt. In einigen niederdeutschen Gegenden ist es ein kleines Fäßchen mit einem Deckel, allerlei Vorrath darin zu verwahren. An andern Orten wird ein größeres, ovales, einer Wanne ähnliches Gefäß zum Waschen die Tiene schlechtweg, oder auch die Waschtiene genannt.

Dann man mich zur Hülfe winkt,
Nach dem Takt mein Schlägel klingt,
Schaden auszubessern.

(U dem Bräutigam.)

Doch das ist es nicht allein,
Du wirst es erfahren,
In dem Keller hast Du Wein,
Da werd' ich dann nöthig seyn,
Gut ihn zu bewahren.

Manches Fäßchen leert sich aus,
Kommen muntre Gäste.
Es giebt einen Kindtauffschmaus,
Sibet, Freund, auf Deinem Haus'
Erst der Storch im Neste.

Dieses Fäßchen nimm von mir;
Was ist d'rin verborgen?
Nicht Muskat und Malvasier,
Nur ein rothgeschnäbelt Thier.*)
Heil dem künft'gen Morgen!

Ein Schornsteinfeger.

(Beim Hereintreten.)

Morgen wird gefegt!

*) Wenn man den Deckel eines kleinen Fasses, wie ein Kaviarfäßchen aufmacht, springt ein Storch, ein Kind im Schnabel, empor.

Plötzlich steht er still, vor Schrecken er-
starrt, daß er sich in einer so großen Gesellschaft sieht,
mehrere Stimmen rufen:

Hinaus mit ihm!

Hinaus!

(Er kommt wieder zur Besinnung und spricht gefaßt:)

Wozu der Ungeßüm?

Es hat mein Herr mir aufgetragen,
Das Schornsteinfegen, wie Gebrauch,
In seinem Viertel anzufagen,
So kam ich in dieß Haus denn auch.
Fehl ging ich, das geschieht zu Zeiten
Auch andern hochstudirten Leuten;
Drum sollt' ich meinen, kann man's mir
Auch heute nicht zu übel deuten.
Durch Zufall bin ich einmal hier,
Ein Polterabend, wie ich sehe,
Ist hier. — Ihr werthen Herr'n und Frau'n,
Bevor ich wieder von hier gehe,
Laßt mich das Pärchen auch beschau'n.

(Er nähert sich dem Brautpaar.)

Ein schmuckes Paar, ich muß es sagen.
Da Jeder hier Euch gratulirt,
So will auch einen Wunsch ich wagen,
Obgleich ich ihn nicht einstudirt;
Doch mein' ich gut es, glaubt es mir.
Send, theure Beide, für und für
Die Lieblinge vom falschen Glücke,

Nie üb' es an Euch seine Tücke,
Gewärtig bleib' es Euch und hold,
Verwandeln sich die Myrthenblätter
Nach funfzig Jahren Euch in Gold;
Lobt auch ein ungestümes Wetter,
Wenn auch der Donner murret und rollt,
So lächelt man bei dem Gebrause,
Ist heitrer Frühling nur im Hause,
Und der wird Euch am eig'nen Heerd —
Mein Leben will ich d'rauf verwetten —
Von Hymen Morgen reich bescheert.
Die Liebe hat mit Rosenketten —
Die drücken niemals — Euch vereint,
Und schmeckt man ihre reine Wonnes;
Erquickend, wolkenlos die Sonne
Am Ehestands-Himmel dann nur scheint.
Verachtet nicht, was ich Euch sage;
Wenn ich im Schornstein bin, so wißt,
Daß ich sehr hoch die Nase trage,
Kein Philosoph mir gleich dann ist.
Bei Manchen ist's nur eitler Schimmer,
Oft er sich selbst versteh'n nicht kann;
Die höchste Aussicht hab' ich immer,
Zugleich die tiefste Einsicht dann.
Was folglich ich Euch jezt verkündet,
Ist nicht bloß leere Theorie,
Auf die Erfahrung fest gegründet;

Und Pragis ist nicht Phantasie.
Steh'n auch in der Technologie
Für Schornsteinfeger weise Lehren,
Uebt man nicht selbst das Essenlehren,
So lernt man es doch gründlich nie.
So möget Ihr die Kunst zu lieben,
Nicht lernen, wie sie lang und breit
Ein Schwall Romane uns beschrieben,
Ihr möget sie nun praktisch üben,
Denn dadurch wird man erst gescheidt.
Bald wird mich's die Erfahrung lehren,
Komm' ich nach abgemess'ner Frist
Zu Euch, den Schornstein Euch zu lehren,
Ein Storch darauf laut klappernd ist,
Und daß ich heute hler gewesen
Bei Eurem Polterabendschmaus,
Laß ich zurück Euch meinen Besen,
Nun reinigt auch von allem Bdsen
Und Heidischen damit das Haus.

Eine Nonne.

Troß der Klausur, der Psbrtnerin,
Der Augen, die wie Argus lauern,
Ich aus des Klosters finstern Mauern
Und seiner Qual entronnen bin.

Glücklich entwischt' ich meiner Zelle,
Jetzt fiel es auf das Herz mir schwer;
Wohin? — Ich sann nun hin und her.

Da sah' ich's hier so kerzenhelle,
Hier, hofft' ich, wirst du sicher seyn;
Ich faßte Muth und auf der Stelle
Trat ich voll Zuversicht hinein.

Es war das Schicksal mir gewogen,
Es hat mich dieser lichte Schein,
Der laute Jubel, nicht betrogen,
Die Freundschaft stand mir redlich bei,
Denn welch ein Glück, hier hab' ich Zwei,
Ein liebevolles Paar, gefunden,
Womit, seit manchen Jahren schon
Sie mich auf's innigste verbunden.

Noch mehr! Ich sah, Cytheren's Sohn
Schlug ihren Herzen süße Wunden,
Und dieser frohe bunte Kreis
Verkündet mir's: es ist geborgen,
Der Gott der Ehen schmückt Morgen
Die Braut mit seinem Myrthenreis.

(zur Braut.)

Wohl Dir, Du folgest Deinem Herzen,
Und dem Gebote der Natur,
Ich, eingezwängt in die Klausur,
Nur Reue, Sehnsucht, herbe Schmerzen,
Und der Gefang'nen Angst erfuhr.

Die Freiheit konnt' ich nie verschmerzen,
Erpreßt ward das Gelübde mir.
Doch Dein Gelübd' aus freien Stücken
Wird Dir so leicht, Dein Herz sagt Dir,
Auf immer wird es Dich beglücken.
Was man dem Mann, den man erprobt,
Bei'm Ringewechsel, gern gelobt,
Vertrauen, Eintracht, Liebe, Treue,
Schafft für die Zukunft dauernd Glück;
Nicht so war mein's, dieß ließ nur Reue
In der zerriss'nen Brust zurück.

Ich sage los mich, und ich weihe
Den Rosenkranz und Schleier Dir;

(Der Braut eine Schnur Perlen und einen Schleier
überreichend.)

Dich, holde Freundin, wähl' ich mir,
Statt der Aebtlissin, zum Exempel,
Den Zwang des Klosters werd' ich scheu'n;
Viel lieber geh' in Hymen's Tempel
Ich so, wie Du frohlächelnd, ein.
Denn wer

(auf den Bräutigam deutend.)

geführt von solchen Händen
Zum Altar tritt, dem lacht das Glück,
Und jeder künft'ge Augenblick
Wird ihm auch reine Wonnen spenden.

Ein Chineser.

Wie im Orbis pictus sieht
Hier man Völker, ferne Zonen.
Ein Magnet mich mächtig zieht,
Einem Feste beizuwohnen,
Wo die Myrthe schon erblüht,
Die der Jungfrau Haar bekränzet,
Wenn der Morgen wieder graut,
Und wo Hymen's Fackel glänzet
Für den Bräut'gam und die Braut.

Warum soll ich es nicht wagen,
In ein unbekanntes Haus
Einzutreten ohne Zagen,
Hier ist Polsterabendschmaus;
Wie ich es schon längst vernommen
Geht es her dann bunt und kraus,
Hier ist Jeder dann willkommen;
Folglich ich auch aus dem Reich,
Das den Namen himmlisch führet,
Ob es ihm mit Recht gebühret,
Oder nicht, das gilt mir gleich,

(zu dem Brautpaar.)

Wenn nur Morgen Hymen Euch
In ein solches segnend bringet.

(zur Braut.)

Wenn o Braut, der Myrthenzweig

Der nun bald Dein Haupt umschlinget,
Nicht das Haar Dir bloß verschönt,
Sondern auch mit Glück Dich krönt.

Frevel wär' es sonder Gleichen,
Fiele mir ein Zweifel ein;
Denn hier sind zu viele Zeichen:
Glücklich, glücklich wirst Du seyn!
Es hat nur Dein Herz entschieden,
Nicht der Eigennutz und Zwang;
Unsers Glückes Untergang
Schaffen diese nur hienieden.
Aber Du hast Ruh' und Frieden,
Keine Lust Dein Lebenslang.

(zu dem Bräutigam.)

Dir, o Bräut'gam, ist vor Allen
In der Eh'standslotterie
Ein gar köstlich Loos gefallen,
Treue, Liebe, Sympathie
Wohnt in der Erwählten Herzen,
Fromm und bieder, wirst Du nie
Dieses seltne Glück verscherzen,
Wirst für Lieb' ihr Liebe weih'n,
Wirst ihr Schutz und Rath'er seyn.

(zu Beiden.)

Ein zerstreuendes Vergnügen
Hat für Euch nur wenig Werth,
Euch wird an dem eig'nen Heerd

Anspruchslose Lust genügen,
Und bald — welch ein schönes Loos —
Werdet Ihr auf Eurem Schooß
Kinder wechselsweise wiegen.

Es gleicht künftig Euer Haus
Nicht dem offenen Sitz der Tauben,
Man fliegt dort nicht ein und aus,
Und es wird kein üpp'ger Schmaus
Schöne Zeit und Ruh' Euch rauben.
Freunde — groß ist nie die Zahl —
Werden hier zu Euch nur essen,
Und ein scherzgewürztes Mahl,
Mit Euch, traulich schwärend, theilen.

Immer nicht die Flasche winkt;
Hat sich in den Abendstunden,
Freund und Freundin eingefunden,
Meiner Heimath Thee man trinkt.
Nehmet von mir diese Kiste
Angefüllt damit jezt an;
Man in China ihn gewann,
Und ich stellte — wenn ich wüßte,
Es würd' Euch nicht unlieb seyn, —
Mich, bevor ich wieder reise,
Nun auch in dem kleinen Kreise
Eurer Lieben bei Euch ein.
O, wie würd' es mich beglücken,
Und dem fernen Vaterland,

Ob man's himmlisch gleich genannt,
Rehrt' auf immer ich den Rücken.
Heimweh ist mir unbekannt.

Ein Uhrmacher.

Hier sey ein Polsterabend heut,
Hab' in der Herberg' ich vernommen.
Da aus dem Schwarzwald ich gekommen,
Benutz' ich die Gelegenheit,
Zum Kauf hier Uhren anzutragen.
Dazu meint Ihr, sey jetzt nicht Zeit,
Und Eure schelm'sche Blicke sagen:
Was hier die Glocke hat geschlagen.
Wird wiederum ein Morgen tagen,
(auf das Brautpaar deutend.)
So ist dieß Pärchen Mann und Frau.
Recht habt Ihr, ich muß' es bedenken,
Doch da ich hier nun einmal bin,
(zu dem Brautpaar.)
Nehmt diese Uhr zum Angedenken
Für künft'ge Kundschaft von mir hin;
Denn borgen, wißt Ihr, heißt nicht schenken,
Wenn's meine schwache Seite wär',
Könnt' ich daheim es näher haben,

Und dürste nicht die Kreuz und Quer
Durch Moor und Sand mühselig traben.

Bei einem Polsterabendschmaus
Kramt man für die verliebten Seelen
Viel Wünsche, wohlgemeinet, aus;
An meinem soll es auch nicht fehlen.
An Leib und Seele bleibt gesund,
Mehr braucht man nicht für's ird'sche Leben,
Es lohnt sich immer reges Streben;
Dies Kleinod nur kann Eurem Bund
Der Lieb' und Treue Dauer geben.
Der Ehestand gleicht einer Uhr,
Es sind in ihr gar viele Räder,
Doch alle treibet eine Feder,
Die sey bei Euch die Liebe nur.
Wer an der Uhr beständig prickelt,
Vorsichtig nicht zu Werke geht,
Daran die Kette leicht verwickelt,
Unrichtig geht sie, oder steht.
Bei meiner Uhr könnt Ihr's erfahren,
Ich bitte, rüttelt nicht daran,
Dann zeigt sie Euch nach vielen Jahren
Noch jede Stunde richtig an.
Ihr findet keinen Becker d'ran.
Den, dacht' ich, kannst du dir ersparen;
Der holden Venus kleiner Sohn
Versieht bei Euch die Stelle schon.

Daß einen Storch, die Uhr zu schmücken,
Ich über's Zifferblatt gebracht,
Geschah von mir sehr mit Bedacht.
Ihr werdet, um Euch zu beglücken,
Bevor ein volles Jahr verrint,
Mit einem muntern Wickelkind
Auf Euren Schornstein ihn erblicken.

Ein Taboulettträger.

Die schöne Zeit schon längst verrann,
Wo man sein täglich Brod gewann;
Man sah sich für den künft'gen Morgen,
Bei'm Schlafengehen auch geborgen.
So ist es freilich jetzt nicht mehr,
Unendlich wird es Jedem schwer,
Von seinen Waaren zu verkaufen,
Denn meines Gleichen giebt's zu Haufen;
Schafft man sich den Gewerbschein an,
Sein Händelchen man treiben kann.

Der Zeitgeist das so mit sich bringet,
Dieß Lied man unaufhörlich singet,
Doch es zerreiſet mir das Ohr,
Aus ist's mit dem Esprit de Corps.
An sich ein Jeder jetzt nur denket,

Und hiers: deshalb halb verschenkt,
Wo er, als man's genauer nahm,
Hundert pro. Cent sehr oft bekam.

Das ist der Grund, weshalb ich heute
Mich hier, wo so viel hübsche Leute,
Ganz sans façon hinein gedrängt,
Und mich in dieß Gewühl gemengt.
Hier unter frohgestimmten Seelen
Wied es mir nicht an Absatz fehlen,
Erschließt der Freude sich das Herz,
So kargt es nicht mit schnbdem Erz.

(er nähert sich dem Brautpaar.)

Dem hübschen Pärchen wird vor allen,
Hoff ich, so mancherlei gefallen,
Was man als neue Mod' erfand,
Und was die Meß' anhergesandt.
Wählt etwas aus, Ihr lieben Beide!
Ist's auch kein thöliches Geschmeide,
Womit man sich verschönt und puzt,
Doch es im künft'gen Haushalt nuzt.

Gebrauch kann oft Geringes adeln,
Nimm, Bräutchen, dieses Päckchen Nadeln,
Die Strickscheid', und den Fingerhut,
Er steht dem Willenhändchen gut.
Für Dich, mein werther Bräutigam,
Hab' ich aus meinem kleinen Kram,
Hier Schwamm und Stein und Stabl gewählt,

Die's nun an Feuer niemals fehlet,
Wenn die Cigarre nicht mehr glimmt;
Dieß Mundstück hab' ich Dir bestimmt,
Von Bernstein ist's, und gut bei'm Rauchen.
D müchtest Du es lang' gebrauchen,
Und wirfst Du darauf einen Blick,
So denk' an mich dann auch zurück.

Noch eins — daß ich es nicht vergesse,
Es liefert mir auch jede Messe
Viel Spielzeug für die Kinderwelt,
Das laß' ich ab für wenig Geld.
Bald werdet Ihr für Mädchen, Knaben,
Dergleichen Spielzeug nöthig haben;
Mir künftig Eure Kundschaft gönnt.
Spottwohlfeil lief'r' ich Euch das Beste,
Vorzüglich wenn am Weihnachtsfeste
Die grüne Pyramide brennt.

Ein Mühlenknappe.

Ein alter schöner Brauch es ist,
Daß Junftgenossen man begrüßt,
Triffst man sie wandernd an;
Vorüber komm' ich grad' hier heut,
Und da es spät schon an der Zeit,
Ich nicht mehr weiter kann.

Was werd' ich aber hier gewahr?
Es sitzt hier ein Liebespaar,
Erleuchtet ist das Haus,
Und Alles ist hier so vergnügt,
Es ist — der Schein mich nicht betrügt —
Ein Polterabendschmaus.

Dann geht ein Jeder dreist hinein;
So darf ich mich denn auch nicht scheu'n,
Zu bringen Wunsch und Gruß;
Zum Glück gehdret, wie bekannt,
Die Liebe, — dann der Ehestand,
Der sie besiegeln muß.

Ihr dacht an diesem Ziele steht,
Bei Dir die Mühl' allein nicht geht,
Sie klappert nicht allein,
Auf Deinem Dach in seinem Nest
Sich bald ein Storch auch sehen läßt,
Er stimmt lustig ein.

Für Euch beginnt ein neues Seyn,
Der Ehe Glück könnt Ihr Euch freu'n;
Ein treuverbund'nes Paar.
Das schöne Fest der Lieb' und Treu'
Nach funfzig Jahren sich erneu'
In munterer Enkel Schaar.

Cherubin. *)

(Aus der Hochzeit des Figaro.)

Geraume Zeit sah ich hier schon, —
Ich bin nicht auf dem Kopf gefallen —
Der holden Venus kleinen Sohn
Einher im Hause leise wallen,
Denn ist er auch stets unsichtbar,
Werd' ich doch seine Spur gewahr.

Es gingen Viele aus und ein,
Denn man ist gastfrei, doch vor Allen
Kam Einer, und dem Töchterlein
Schien er besonders zu gefallen,
Ihm's umgekehrt just so erging,
Sein Herz, ich merkt' es, Feuer fing.

Wenn's brennt, man's nicht vertuschen kann,
Es muß sich immer offenbaren,
Da dachte Hymen klüglich d'ran,
Vor allem Schaden zu bewahren,
Und er beschloß: das liebe Paar
Will führen ich zum Traualtar.

Was er verspricht, das hält er treu,
Das muß man an ihm immer rühmen,
Und so vereinet Morgen Zwei
Zum süßen Ehebunde Hymen,

*) Für den Bruder der Braut.

Und Polsterabend ist hier heut;
Worauf ich mich schon längst gefreut.

Ein Jeder freuet sich, denn schaut,
Es sind zwei liebevolle Wesen,
Es hat zu Bräutigam und Braut
Der Himmel selbst sie auserlesen,
Und ihre Ehe wird gewiß
Für sie zum ird'schen Paradies.

(Zur Braut.)

Du schenktest, Bräutchen, immer mir
Aus wahren, reinen Herzenstriebe
Der Schwester Lieb', ich weihte Dir
Gern dafür treue Bruderliebe,

(Zu dem Bräutigam.)

Dir biet' ich sie, Du edler Mann
Von ganzem Herzen freudig an.

Ein edles Herz Dein offner Blick,
Und deutschen Biedersinn verkündet.
O wohl Euch Beiden! Euer Glück
Ist für die Zukunft fest gegründet,
Und einst nach langer, langer Zeit
Sich Euer Myrthenfest erneut.

(Zur Braut.)

Zum ersten aber bring' ich hier
Dir diesen Kranz von frischen Myrthen,
Er mag die Stirne Morgen Dir,
Du Theure, jungfräulich umgürten.

Ihn eine brüderliche Hand
Voll freudiger Gefühle wand.

Zuchbeisa! ruf' ich, stimmt mit ein,
Ihr Alle hier im bunten Kreise,
Denn heute muß gepoltert seyn,
Nach alter hergebrachter Weise,
Im Jubeltone ruf' ich laut:
Hoch lebe Bräutigam und Braut!

Sperling.

(Aus den Kleinstädtern.)

1.

Den Meister, glaubt mir's, Übung macht,
Ihr werdet es gewiß noch wissen,
Wie ich, der Poesie beflissen,
Einst ein Sonett hervor gebracht.

Manch Blatt Papier hab' ich zerrissen,
Geseufzt dabei, daß es gekracht;
Doch jetzt, schlaftrunken in der Nacht,
Die Reime mir wie Wasser fließen.

Mit Jedem meß' ich mich jetzt dreißt,
Mit Jedem um die Bett' ich reime,
Ich nehme selbst — nicht aus.

Mehr bin ich noch ein schöner Geist,

*) Man kann hier noch Gefallen einen Namen einschalten, an solchen fehlt es nicht.

Und darum ich kein Fest versäume,
Und keinen Polterabendschmaus.

2.

Wasser ist's auf meiner Mühle,
Seh' ich Kuchen, winkt mir Wein,
Aufgeregt ich gleich mich fühle,
Und Begeisterung muß das seyn.

Ich mit leeren Worten spiele
Fällt kein bess'rer Witz mir ein.
Tadeln mich darob auch Viele,
Ei, ich lobe mich allein.

Spaße giebt's zu ganzen Schaaren,
Und sie zwitschern unverdrossen
Ueberall umher mein Lob.

Nacht man über mich auch Glossen,
Werd' ich nie das Schimpfen sparen,
Kriechend bin ich, doch auch grob!

3.

Heute, heute, Abendrothgetümmel
Bringet mich in einen Freudenhimmel;
Sich Verlarvte an Verlarvte reihen,
Wünsche zu weihen.

Wie die Bienen in der Honigzelle
Summen sie an dieser Thüre Schwelle,
Worte, honigsüße, all' sie sprechen,
Keine, die stechen.

Künst'ger Zeiten Bilder, Abgestalten
Sich auch meinen Blicken hier entfalten,
Denn ich seh, Ihr Liebenden, Euch Morgen
Glücklich geborgen.

Unter Hymen's schützendem Paniere
Immer treu dem heiligsten der Schwüre,
Wird Euch schon des Edens Glück hienieden
Reichlich beschieden.

Und Ihr seht, nach Patriarchen Weise,
In der Kinder, in der Enkel Kreise
Zu dem goldnen Fest die Kerzen glähen;
Myrthen neu blühen.

Und auch dann noch greif' ich in die Leier,
Huldigend der sel'tnen Hochzeitsfeier,
Blicb' auch d'ran nur in dem Strom der Zeiten
Eine der Saiten.

4.

Doch Basta! — Ernst ist's mit dem Spaß,
Und dessen darf ich mich nicht schämen;
Wollt Ihr nicht für ein Sapphosphes Sylbenmaß,
Was ich hier abgeleiert, nehmen,
So seht es für ein anderes an;
Ein Schelm giebt's besser, als er kann.
Doch um Euch Beide zufrieden zu stellen,
Mein Mund hier heilig und treu verspricht,

Euch künftig nie mehr mit einem Gedicht
Ein Fest, so lang' Ihr lebt, zu vergällen.
Ihr sollt von mir keine Hymene'n
Selbst Morgen nach Eurer Trauung seh'n.
Bittet Ihr mich bei den Tausen zum Zeugen,
Werd' ich zwar gerne Bevatter sieh'n,
Aber der Reimmuth gebiet' ich Schweigen.
Kann ich nicht lassen die Reimbegier,
Plagen mich noch die poetischen Mücken,
Laß ich — Euch zu verschonend — es hier
Lieber in einem Journale drucken,
Denn es kommen dann sicher nicht
Meine Verse Euch zu Gesicht.
Es ist mein Opfer — mehr kann ich nicht bringen.
Das seht Ihr wol ein. — Ein armer Poet
Mit leeren Händen hier vor Euch steht,
Er kann nichts weiter als reimen und singen;
Sein Reichthum besteht in bedrucktem Papier,
Und dieß allein überreich' ich Euch hier.

Der Lehrling eines Buchhändlers.

Bin ich hier recht? — Ich weiß es nicht. —
Nur kurze Zeit erst in der Lehre,
Erhielt ich wenig Unterricht,
Doch auf der Straße, wie ich höre,
Hier viel von einem Vereine man spricht,

Und es hat mir mein Herr befohlen
Schnell noch aus einem Buchhandel-Verein
Oder Societät so Manches zu holen.
Da kann ich denn doch wol recht hier seyn?
Mindestens ist hier eine Societät,
Darin hab' ich mich nicht betrogen,
Und bunter wie in Messkatalogen
Hier Alles neben einander steht:
Juristen, Aerzte, Theologen,
So manches aus der Mythologie,
Wie Damm und Ramler und Moritz sie,
Petiscus auch auf vielen Bogen
Da capo an das Licht gestellt.
Doch was am meisten mir gefällt,
Das ist das Pärchen hier im Zimmer,
Umleuchtet von der Freude Schimmer,
Und ist hier wirklich der Verein
Muß er's in diesen Beiden seyn.
Ich nehm' es an und will es wagen,
Was, als ich aus dem Laden ging,
Mein Herr mir ernstlich aufgetragen:
In wen'gen Worten jetzt zu sagen:
Er sprach zu mir: geh', hole sinst
Mir, was ich heut' noch muß versenden,
Damit ich keine Zeit verlier'; —
Sagt: ist's zu spät? — Aus seinen Händen
Empfing ich diesen Zettel hier,

Verlange-Zettel nennen's wir.

(zu dem Brautpaar.)

Ich will ihn nun Euch überlassen,
Denn er scheint ganz auf Euch zu passen,
Daß Bräutigam Ihr seyd und Braut,
Ein Kind mit halben Augen schaut,
Verkündeten es nicht schon laut
Gasser, neugierge, auf den Gassen.
Auf Morgen wünsch' ich Euch viel Glück,
Und funfzig Jahr mag's treu Eu ch bleiben,
Dann durch ein günstiges Geschick
Die Myrthe goldne Blätter treiben.
Den Zettel laß ich Euch zurück,
Doch müßt Ihr nichts zur Last mir schreiben,
Denn meinen Wunsch, Du holdes Paar,
Zahl' ich hier netto, blank und baar.

(Er übergiebt nun den Zettel.)

Verlangezettel.

Wir erbitten uns von

Der Polterabend.

Ein humoristischer Schwank

dargestellt

am (Tag und Jahr)

Ferner, gleich nach der Erscheinung:

Hymen's Weibe

Bei der Verbindung des — Paar

demnächst:

und

Die Kinderstube.
Ein idyllisches Gemälde.

Amor und Hymen.

Amor.

Darf bei einem Fest ich fehlen,
Das ich nur herbeigeführt?
Mir — warum soll ich's verhehlen —
Dafür Lob und Dank gebührt,
Wacht' ich auch zwei sanften Herzen,
Als ich sie in's Auge nahm,
Erst durch meine Pfeile Schmerzen,
Linderung doch bald auch kam.

Zu dem Bräut'gam sprach ich immer,
Seufzt' er tief aus Herzensgrund;
„Es wird mit Dir täglich schlimmer,
Wachst Du Dein Gefühl nicht kund!“
Endlich er beherzt es wagte,
Seine Lieb' er dreist gestand,
Und das Bräutchen schüchtern sagte:
„Ja!“ und gab ihm Herz und Hand.
Als es mir so weit gelungen,
Ich zum Bruder Hymen lief,

„Hurtig nun den Kranz geschlungen
Für die holde Braut! „Ich rief.
Zweimal ließ er's sich nicht sagen,
Eine Myrthenkron' er wand,
(zur Braut.)
Morgen sollst Du sie nun tragen,
Nimm sie hin aus seiner Hand.

Hymen.

(Der Braut eine Myrthenkrone darreichend.)

Ich sie hier glückwünschend bringe,
Schmück', o Braut, damit Dein Haar!
(zu Beiden.)

Morgen wechselt Ihr die Ringe,
Wie die Herzen, am Altar,
Meines Bruders Neckereien —
Selbst geübt mit Ungebühr —
Werdet Ihr ihm gern verzeihen;
Schadlos halt' ich Euch dafür.

Ein Schäfer und eine Schäferin.

Der Schäfer.

Ein räthselhaftes Bängen,
Treib fort uns von der Flur,
Und folgend seiner Spur,
Sind wir hier hergegangen.

Verlegen wir nun stehen
Hier unter Fremden ist,
Was uns in's Auge blüht,
Hat es noch nie gesehen.

Die Schäferin.

Wär' ich doch heim geblieben!
Komm, Lukas, laß uns gehn!

Der Schäfer.

Wo steht denn das geschrieben,
Das Pärchen, das wir lieben,
Das müssen wir erst seh'n.

Die Schäferin.

Wer weiß, ob im Gedränge
Heraus ich's finden kann,
Und in der bunten Menge
Wag' ich mich nicht heran.

Der Schäfer.

Das sind nur Zierereien,
Drum, Phyllis, fasse Muth,
Wir dürfen Keinen scheuen,
Wir meinen es ja gut.
Uns plagt nicht Neubegier,
Nur Wünsche wollen wir
Dem jungen Paare weihen.

Die Schäferin.

Wohlan! ich folge Dir!

(Beide nähern sich dem Brautpaar.)

Der Schäfer.

Ein heitres Vorfest heute
Euch hier entgegen lacht,
Denn Ihr seyd Eheleute,
Sobald nach dieser Nacht
Euch eine still're zweite,
Nach frommem Segen, winkt,
Und froh an Eurer Seite
Die Fackel Hymen schwingt.

Die Schäferin.

Nicht nur im stolzen Schimmer
Der Stadt, dem Weltgewühl,
Mehr auf der Flur Euch immer
Die süße Ruh' gefiel;
Zwar Gefnersche Idollen
Hat nicht die Wirklichkeit,
Doch viel Natur uns beut,
Zu bannen finstre Grillen,
Den Spleen, die Traurigkeit.

Der Schäfer.

Jetzt, da Ihr bald im Stillen
An Eurem eignen Heerd
Genießet rein're Freude,

Hat für Euch, theure Beide!
Die Flur noch höhern Werth.

Die Schäferin.

Drum seyd Ihr erst verbunden
Durch Segen, Ring und Schwur,
So weicht die Ruhestunden
Den Wonnen der Natur,
Und kommt nach unsrer Flur.
Ihr seyd dazu geladen,
Der Freundschaft Stimme ruft.
Dort in den Blumenduft
Der Wiesen könnt Ihr baden,
Heilsamer wird's Euch seyn,
Als all' die Badereisen,
Die, wie mir's deucht, allein
So oft die Aerzte preisen,
Um Kranke los zu seyn.

(zur Braut.)

Denn unsre Milch zu speisen
Ist besser selbst als Wein,
D'rum mit dem künst'gen Gatten
Lad' ich Dich bei uns ein,
Und laß von unsern Satten
Dir ein' als Probe weih'n.

(Sie übergiebt ihr ein Kavi. Dieses kann auch von
Earten seyn, und ein beliebiges Geschenk enthalten.)

Der Schäfer.

Kommst Du zu unsren Heerden,
Leg' Prunk der Städter ab,
Zum Hirten mußt Du werden,
Mit einem Schäferstab.
Laß einen hier Dir geben,
(Er übergiebt ihm einen Schäferstab. Es kann dieß auch
ein Pfeifenrohr oder ein Spazierstock seyn.)
Mit Band, roth, blau und weiß.
(Zu Beiden.)
Führt ein Idyllenleben
Noch in der Enkel Kreis!

Harlequin und Colombine.

Harlequin.

In Romus Dienst ich, wie bekannt,
Von Kindheit an schon stehe,
Die Peitsche klappernd in der Hand,
Ich hüpfend stets mich drehe.
Und wo sich mein Gebieter zeigt
Mit seinem Schellenstabe,
Ich — wie mir's in der Ordnung deucht —
Stets freien Zutritt habe.

D'rum tret' ich sans façon hier ein
Zu diesem frohen Schmause,
Und bitte nicht erst: zu verzeih'n.
Ich thu' hier wie zu Hause.

Columbine.

Dem Wildfang folg' ich auf dem Fuß,
Da ich auf jeder Bühne,
Zur Seit' ihm immer stehen muß,
Denn ich bin Columbine.

Bin seine angetraute Frau,
Verstehe mich auf's Lachen,
Und paßt' ich ihm nicht auf genau,
Wdcht' er mir Wippchen machen.

Neugierig er mit Falkenblick
Die Nas' in Alles steckt,
Und halt' ich ihn nicht ernst zurück,
So Jung als Alt er neckt.

Harlequin.

So altklug thun, was fällt Dir ein?
Das paßt sich hier nicht heute,
Denn hier muß man recht lustig seyn,
Hier sind nur lust'ge Leute.

Vor Allen siehet hier ein Paar,
Das nicht zum Ernste stimmtet,

Man sieht aus seinen Augen klar,
Daß es in Freude schwimmt.

Und dazu hat's auch großen Grund,
Ihm Hymen's Myrthen sprossen,
Und Morgen wird der süße Bund
Der heil'gen Eh' geschlossen.

Columbine.

Das wußt' ich längst, Cytheren's Sohn
Lieb hier ja längst sein Wesen,
Und schwarz auf weiß hab' ich es schon
Dreimal gedruckt gelesen.

Doch daß hier Polterabend ietzt,
Hängt man an keine Glocke,
In keiner Druckerei man's seht.
Mit einem Subststocke.

Und daß ein Ungefahr uns just
In dieses Haus getrieben,
Das macht uns Beiden, denk' ich, Luß,
Weil wir das Pärchen lieben.

Harlequin.

Ein Zufall? o du Heidin, du
Ein weises Schicksal führet
Uns hier dem holden Paare zu,
Und Dank ihm drob gebühret.

(zur Braut.)

Es zog das Herz mich zu Dir hin,
Dir war ich stets gewogen,
Dein Liebreiz und Dein Taubensinn
Mich magisch zu Dir zogen.

Wie glücklich wird Dein Gatte seyn
Bei diesen seltenen Gaben,
Mehr wird er, als der Weisen Stein,
In Dir, o Bräutchen! haben.

Columbine.

(zu dem Bräutigam.)

Viel große Stück' halt' ich auf Dir,
Zwar unter einer Haube;
Und wär' es nicht, Dich wählst' ich mir.
Es ohne Schwur mir glaube.

Ich kenne nicht des Neides Qual,
Sieh hier die Feuerprobe;
Ich froh und laut hier Deine Wahl
Aus vollen Herzen lobe.

(an Beide.)

Mein kleiner Finger — der ist fein —
Sagt's: — Ihr könnt ihm vertrauen —
Ihr werdet Beide glücklich seyn,
Ein Paradies Euch bauen.

Harlequin.

Und in dem Eden werdet Ihr
Groß ziehen Söhn' und Töchter,
Und freuen Euch noch für und für
Recht fröhlicher Geschlechter.

(Beide.)

Klopft Unmuth einß an Eure Thür,
Verscheucht ihn durch Gelächter!

Ein Mohr und eine Mohrin.

Der Mohr.

Gewaltsam wurden wir genommen,
Man riß uns von der Heimath fort,
Wir sind an eines Schiffes Bord
Weit über's stürm'sche Meer geschwommen,
D'rauf kamen wir in einem Port,
Um uns, mit einem ganzen Haufen,
Wie wir geraubet, zu verkaufen.
Wir schmachteten in Sklaverei,
Ach! zu der Menschheit ew'gen Schande,
Und unsre Qual ward täglich neu,
Doch endlich — Heil dem frommen Lande! —

Zerriß man hier die harten Bande,
Es machte das Gesch uns frei.

Die Mohrin.

Daß wir den Schmerzen, Müh'n und
Plagen

In dieser schändden Tyrannei,
Des Jammers Raub nicht unterlagen,
War, daß seit unsern Blüthentagen
Geschlossen wir mit Herz und Mund
Getreuer Liebe süßen Bund.
Er ward in allen Ungewittern
Für uns ein Schutz, ein Talisman:
Denn Herzen, treu sich liebend, kann
Auf dieser Erde nichts erschüttern.

Der Mohr.

(zu dem Brautpaar.)

Ihr Beide, wie wir jetzt gehbet,
Habt diesen Talisman gefunden,
Und wann der Morgen wiederkehrt,
Seid Ihr für einen eignen Heerd
Durch Segen und Gebet verbunden,
Und dieses ernste Fest wird heut,
Durch Poltern, sagt man, eingeweicht.

Die Mohrin.

Da kommt man, Euch zu überraschen;

Gehüllt in einem fremden-Kleid',
Und oft Ihr in Verlegenheit,
Wer d'runter sich verborgen, send,
Wir brauchen, um uns einzupaschen,
Nicht mühsam solcher Nummerei'n,
Wir treten, wie wir sind, hinein,
Um Euch zu seh'n und uns zu freu'n.

Der Mohr.

Und nebenbei aus Euren Flaschen,
Statt Kokusmilch, den süßen Wein —
Ein köstliches Getränk — zu naschen.

Die Mohrin.

Gelehrig sind wir, nachzuahmen,
Was Andre thun, macht uns nicht Müß',
Glückwünschend seh'n wir Herr'n und Damen,
Wir machen es nun auch, wie sie,
Doch wollen wir ganz offen sprechen,
Ohn' uns den Kopf erst zu zerbrechen.

Der Mohr.

Nichts schön'eres giebt es, als das Band
Von gleichgeschaffnen treuen Herzen,
Es ist ein sichres Unterpfand
Des Sieges über Sorg' und Schmerzen,
Ich und mein Weibchen dieß empfand.
Euch möge zwar vor allen Stürmen

Des Himmels liebevolle Hand
In Eurem neuen Ehestand
Bis zu dem goldnen Fest beschleimen;
Doch es ist nichts hier von Bestand,
Ein Unfall kommt — wer kann es hindern?
Da kann der liebevolle Sinn
Der Gattin Sorg' und Kummer lindern;
Blickt Ihr nach hoffnungsvollen Kindern
Mit trübumwolkter Stirne hin,
Die finstern Wolken sich zertheilen,
Und alle Herzenswunden heilen.

Die Mohrin.

Ich hoffe, das wird nicht gescheh'n,
Ihr werdet stets, geliebte Beide,
Auf blumenreichen Pfaden geh'n,
Umgaukelt von der Unschuld, Freude,
Wird Lieb' Euch stets zur Seite steh'n.
Denn wo die sich vereinet finden,
Da kann mit Zuversicht man schon
Ein dauerhaftes Glück verkünden;
Es ist allein der Tugend Lohn.
Kein blinder Zufall kann's zerstören,
Man darf nicht vor der Zukunft grau'n,
Und muß man Vieles auch entbehren,
Man hat doch Liebe, Treu', Vertrau'n.
Dieß kann Euch unser Beispiel lehren,

Wenn wir uns an das Herz gedrückt,
So fühlten wir uns hoch beglückt,
Das Auge schwamm in süßen Thänen.

Der Mohr.

(zu dem Bräutigam.)

In unsrer Heimath giebt es zwar,
Zweideut'ges Gold und Edelsteine,
Doch bring' ich dieß nicht, und auch keine
Juwelen Dir als Gabe dar,
Wie könnt' ich ein Geschenk Dir geben,
An dem, von meiner Brüder Schaar
Schweißtropfen, bittere Thränen kleben.
Nimm dafür nur von meiner Hand
Die Muschel, die ich einst am Strand,
Uraspült vom blauen Meer, gefunden,
Sie möge Dir, nach langer Zeit,
Wenn Du sie nicht verschmäht, bekunden,
Wie dieser Festtag mich erfreut.

Die Mohrin.

(zur Brant.)

Bel uns auf die Nothwendigkeit
Im Stande der Natur beschränket;
An Puhwerk auch das Weib schon denket;
Allmächtig die Natur den Trieb
Sich zu verschöner in die Seelen
Von meinen schwarzen Schwestern schrieb.

Wir bunte Federn dazu wählen;
Wenn wir den Vögeln sie geraubt,
Verzieren wir damit das Haupt.
Ich habe nichts dir darzubringen,
Als solche Federn, holde Braut,
Zwar wenn ein neuer Morgen graut,
Wird um Dein Haar sich Myrthe schlingen,
Der Jungfrau schönster Schmuck; allein
Es ist ein Schmuck auf wen'ge Stunden,
Dann hat er Platz in Deinem Schrein
Bis zu dem Silberfest gefunden,
Und Uebermorgen trägtst Du dann,
Zum Zeichen, daß Du nun ein Weibchen,
Für Deinen Myrthenschmuck ein Häubchen.
Dann lege künftig dann und wann
Als Puz auch diese Federn an.

Eine Töpfersfrau und deren Tochter.

Die Töpfersfrau.

(Beim Eintreten in die Thüre, als wenn sie zu einem
außerhalb Stehenden spricht.)

Nun! Er wird es mir doch nicht verwehren,
Hier in das Zimmer hineinzugeh'n,
Trotz seinem Degen soll es gesch'e'n!
Ich werde mich an Ihn nicht kehren,

Besinn' Er sich, was maßt Er sich an?
Ich will ja hier keinen Unfug treiben,
Mein Töpfergeschirre soll ganz ja bleiben.
Man Keinem den Eintritt verbieten kann,
Kommt man zum Polterabendfeste,
Denn dazu stellen sich immer die Gäste,
Ungeladen und unerwartet ein.
Folge mir nur, mein Tochterlein!

Die Tochter.

Hier bin ich, Mutter! meine Ellenbogen
Haben mir geholfen und Platz gemacht,
Er ist bei Seite stolpernd geslogen.

Die Töpferfrau.

Nimm Deinen Korb mit dem Geschirre' in Acht!

Die Tochter.

Jetzt, Mutter hat es nichts mehr zu sagen,
Ich habe mich durch das Gedränge geschlagen,
Und Alles hier ganz zur Stelle gebracht.

Die Töpferfrau.

Run laß uns zu dem Brautpaare gehen.

(sich an das Paar wendend.)

Hier sieht es so seelenfroh und vertraut,
Hier unter Allen kann man die Braut
Und den Bräut'gam, den glücklichen, sehen.
Sieh! — Beider Augen verkünden es laut,

Daß sie Gott Amor hat überwunden
Und ehe noch ein Jährchen verschwunden,
Der Storch bei ihnen ein Nest sich baut.

Die Tochter.

Das werd' ich hinter das Ohr mir schreiben,
Und fleißig nach ihrem Dache seh'n.

Die Tbyferfrau.

(zu dem Brautpaar.)

Das wird gewiß nicht unterbleiben,
Und Eure Freuden noch erbb'n.
Laßt Euch in dieser heitren Stunde
Zu Eurem künft'gen Ehebunde
Von mir die reinsten Wünsche weih'n.
Es mag nach fünf und zwanzig Lenzen,
Euch dann die Myrthe silbern glänzen,
Und diese Fejer sich erneu'n.

Die Tochter.

Ich stimme recht von ganzem Herzen
In diese guten Wünsche mit ein.

Die Tbyferfrau.

(zur Braut.)

Du hast Geschirr genug, allein
Sich Pfannen, Tegel, Töpfe schwärzen
Von Feuersgluth und Kohlenrauch,

Das kommt vom fleißigen Gebrauch;
D'rum bring' ich, um mich zu empfehlen,
Dir neues hier, und bitte nun,
Sollt' künftig etwas Noth Dir thun,
Von meinen Waaren nur zu wählen.

(zu der Tochter.)

Gieb sie, mein Töchterchen —

Die Tochter.

(zur Braut.)

Hier nimm sie hin,
Es ist gar mancherlei, ein Töpfchen
Zu Kinderbrei, und auch ein Näschen
Für — rath' es selber — auch darin.

Die Töpferfrau.

(zur Tochter.)

Du Naseweis! —

(zu dem Brautpaar.)

Doch wohl ermogen,
Macht nicht der zarten Unschuld Mund
Die Wahrheit unbefangen kund?
Hier hat sie sicher nicht gelogen.
Ich will d'rauf wetten, über's Jahr,
Wird, was sie sprach — wir wünschen's —
wahr.

Zwei junge Bauermädchen.

Das Erste.

Vom Dorf sind wir zur Stadt gekommen,
Denn was dort schafft Müh' und Fleiß
Steht doch nur hier für uns im Preis,
Und da durch Zufall wir vernommen,
Ein Polterabendsfest sey hier,
So lockt uns her die Neubegier.

Das Zweite.

Im Dorfe giebt es nichts dergleichen,
D'rum wollen wir es hier beschau'n,
Und lassen wir uns einmal trau'n, —
Dieß Ziel will Jede doch erreichen —
So machen wir bei uns denn auch
Zur Mode diesen schönen Brauch.

Das Erste.

Daß dieß die Braut, ist keine Frage,
Aus ihrem freundlichen Gesicht,
Die Hoffnung und die Freude spricht,
Man merkt's an jedem Hergenschlage;
Der Wange Roth, der helle Blick
Verkündet künft'ger Jahre Glück.

Das Zweite.

(an dem Bräutigam.)

Dieß ist der Bräut'gam, ihr zur Seite,

Sein Aug' ist nur nach ihr gewandt,
Er drückt zärtlich ihr die Hand,
Was kümmern ihn die andern Leute,
Bei all' dem rauschenden Gewühl
Beseelet ihn nur ein Gefühl.

Das Erste.

So muß es seyn, dann wird hienieden
Die Eh' zu einem Paradies.
O, Heil Euch Weident denn gewiß
Ward Euch dieß schöne Loos beschieden,
Und Euer Myrthenfest, wie heut
Im Silberglanz sich noch erneut.

Das Zweite.

(zur Braut.)

Einen Korb mit Blumen darreichend.

Laß unsre Wünsche dar Dir bringen,
Und unsres Dorfes Blumenstolz;
Die allerschönsten ich erkor,
Um Dir die Locken zu umschlingen,
Sie duften lieblich, blühen licht,
Und für mich ein Vergißmeinnicht.

Das Dritte.

(zu dem Bräutigam.)

Einen Korb mit Früchten darreichend.

Der Lenz hat freilich wenig Früchte,
Und er seit kurzen erst begann,
Doch diese nimm hier freundlich an.
Dir reiß' im heiß'ren Sonnenlichte

Der feuerreiche, süße Wein,
Dich und die Gattin zu erfreu'n!

Das Zweite.

Doch der muß schon im Keller liegen,
Den hat die Kelter längst gepreßt,
Der Morgen würzet Euer Fest;
Auch der, laßt Ihr die Pfropfen fliegen,
Der unter Bischen schäumt heraus
Bei Eurem ersten Kindtauffschmaus.

Ein Bärenführer
mit einem Bären.

Welt geh' ich in der Welt herum,
Wie weiland die Franzosen,
Und suche mir ein Publikum,
Nach Art der Virtuosen.
Die nehmen blanke Thaler ein,
Auch Ringe, gold'ne Dosen;
Doch ich muß schon zufrieden seyn,
Wirft man auf meinen Teller
Nur wen'ge lump'ge Heller.

Das ist nun schon der Lauf der Welt
Theilweise, wie im Ganzen,
Der Eine großen Lohn erhält,

Versteht er sich auf's Tanzen,
Dem Andern bleibt der Beutel leer;
Das zeigt mein kunstgeübter Bär,
Zu füllen ihm den Ranzgen,
Fällt mir, bei aller Mühe, schwer,
Ich mag ihn auch, wer weiß wie sehr,
Und auch mich selbst, kuranzen.
Viel Gasser stellen sich zwar ein,
Die neugiervoll mein Thier umringen;
Sie hören's brummen, seh'n es springen,
Doch soll etwas gezahlet seyn,
Sie sich, wie Spreu vom Wind, zerstreu'n;
Denn Jedem scheint ein Kupferbreiter,
Als ein Geschenk für mich, zu theuer.
Ich wette d'rauf, wenn nur mein Bär
Bei einer von den großen Bühnen
Als Tänzer engagiret wär',
Er könnte sicher zehnmal mehr,
Als ein geschickter Rath, verdienen;
Sein Brummen, bild' ich oft mir ein,
Mag wol darauf gegründet seyn.

Jetzt hat der helle Kerzenschein
Gelockt mich in dieß Haus — ich dachte:
Verdienen kannst du etwas hier,
Doch eingetreten, scheint es mir,
Daß ohne Wirth ich Rechnung machte.
Ein Polterabendfest ist hier;

Wer wird an dich und deinen Bären
Sich wol bei solchem Jubel kehren,
Man weist uns Beiden gleich die Thür.
Das kann ich freilich nicht verwehren.
Doch an das Brautpaar wend' ich mich,
Die werden Beide sicherlich
Auch auf den Bärenführer hören.

Seht, bitt' ich, meinen Bären an,
Im Tanzen wird er Keinem weichen,
Denn glaubt mir's unter seines Gleichen
Er sich mit Jedem messen kann.

(Er läßt nun den Bären tanzen.)

Raub ist die Außenseit', allein
Ich kann auf Ehr' es Euch betheuern,
Sein Herz ist gut, von Falschheit rein,
Er wird, wie ich, sich innig freu'n,
Kann er mit mir dieß Vorfest feiern
Zu Eurem innigen Verein,
Und zu den Wünschen, die ich hege,
Stimmt er — wenn ich die Hand bewege —
Ihr sollt es seh'n, verständig ein;
Denn er gehört nicht zu den stummen,
Gemelnen Bären, die nur brummen,
Er ist ein Zweig von dem sogar,
Der einst bei einem Bassa war,
Und hat, trotz seinem zott'gen Felle,
Das Maul doch auf der rechten Stelle.

(zu dem Bären.)

Nun nur nicht ängstlich, Peh! und sprich
Und straf' hier vor den Herr'n und Damen
Und diesem Paar nicht Lügen mich.

Der Bär.

(zu dem Brautpaar.)

In meinem und des Herren Namen,
Der heute mich hierher geführt, —
Ihr seht, er hat mich noch am Stricke —
Wünsch', wie sich's ziemet und geführt,
Ich Euch zum neuen Eh'stand Glücke,
Und heimisch wird es bei Euch seyn,
Befolgt Ihr eines Bären Lehren,
Und läßt Ihr nie ein Brummen hören,
Denn das sieht Mann und Frau nicht fein;
Pflegt bald die Einigkeit zu führen.
Sie aber nur bei Tag und Nacht
Die Eh' zum Paradiese macht,
Das hab' ich seit den vielen Jahren,
Die unter Menschen ich vollbracht,
In Schloß und Hütte oft erfahren.
Vor Brummen nehmt Euch d'rum in Acht!

Ein Eremit, zwei Pilger und
zwei Pilgerinnen.

Der Eremit.

Um das Gewühl der Welt zu meiden,
Wähl' ich den Eremitenstand,

Denn ich an allen ihren Freuden
Frühzeitig mich gesättigt fand.
Es wollte nichts mir recht gelingen,
Was ich auch immer unternahm;
Arglos in feingelegten Schlingen
Zu meinem Schaden stets ich kam.
Die Kunst zu heucheln, sich zu schmiegen,
Zu kriechen, blieb mir unbekannt,
Gemüthlichkeit konnt' ich nicht lügen,
Wenn nicht mein Inn'res sie empfand.
Ich jede Thorheit laut verlachte,
Selbst die beliebte schont' ich nicht;
Ich kein Geheimniß daraus machte,
Wenn mir mißfiel ein Bösewicht.
Kein Wunder, daß sich nun die Thoren
Und Schurken alle wider mich,
Mir hinderlich zu seyn, verschworen,
Und sie versteh'n es meisterlich,
Den, nicht geweiht in ihre Orden,
Weil Herz und Kopf es ihm verbeut,
Heimlich moralisch zu ermorden;
Dem Untergang wird er geweiht.
So ging es mir, mit Honigworten
Ward ich geschmeichelt, ward geherzt,
Allein dafür an andern Orten
Verlästert, hämisch angeschwärzt.
Selbst die sich meine Freunde nannten,

Schien zu gefährlich dieß zu seyn,
Sie furchtsam mir den Rücken wandten,
Ich stand verlassen und allein.
Da wähl't' ich ein Einsiedlerleben,
Bald fand ich einen sichern Ort.
„Dort“, dacht' ich: „will ich Ruh' erstreben“,
Und was ich suchte, fand ich dort.
Ich hatt' es fest mir vorgenommen,
Als nun ein Eremit ich ward,
Es mag auch, was da wolle, kommen,
Du bleibst bei deiner Lebensart,
Vor Unbill bist du nun geborgen,
Allein schon längst ein Dichter sang:
Projekte macht der Mensch am Morgen,
Tagtäglich Thorheit lebenslang:
Einsam saß ich in meiner Zelle,
Da sah' ich eine Pilgerschaar
An meines Birkenhäuschens Schwelle,
Es grüßte mich das Doppelpaar.
Ermüdet sind wir von der Reise
Auf unserm langen Wallfahrtsgang;
Erlabet uns mit etwas Speise,
Stillt unsern Durst mit einem Trank.
Die Bitte konnt' ich nicht versagen,
Es wurde, was zur Hand mir war,
Brod, Obst gleich gastlich aufgetragen,
Die Kürbissflasche reicht' ich dar.

Ich sprach mit Einem und dem Andern,
Es darf ein Wirth nicht wortfarg seyn.
„Wohin“, fragt' ich: „denkt Ihr zu wandern?“

Erster Pilger.

Da stiel ich gleich dem Frager ein:
Wir pilgern — ich muß es gestehen —
Nicht, weil der Sünde Last uns drückt,
Um reuig Buße zu ersehen,
Weil fremder Wille fort uns schickt.

Erste Pilgerin.

Wir gingen fort aus eignem Triebe,
Den Vorsatz unser Herz gebar,
Die Freundschaft trieb uns fort und Liebe;
Es gilt ein uns sehr theures Paar.

Der Eremit.

Wohin gedenkt Ihr denn zu wallen?
Besßhalb, wenn Ihr nicht Sünder seyd?

Zweiter Pilger.

Wir geh'n nach Hymen's Worthenhallen,
Ein Paar sich seinem Dienste weih't,
Das unsren Herzen lieb und theuer.

Zweite Pilgerin.

Kurz ist die Zeit für uns, denn wißt,
Schon Morgen ist die Hochzeitfeier,
Und heute Pösterabend ist.

Der Eremit.

Sie wollten geh'n. — Nicht so geschwinde!
Ales ich: nennt mir zuvor das Paar,
Vielleicht ich d'rin Bekannte finde.
Da riefen Alle laut und klar:

Die Pilger und Pilgerinnen

nennen die Namen des Bräutigams und der Braut.

Der Eremit.

Die sind es? die? Fragt' ich voll Freude;
Mein Herz ward wunderbar bewegt,
So sind es die geliebten Beide,
Für die ich Freundschaft stets gehegt,
Selbst hier ich ihrer oft gedachte,
Und mir dann meine Einsamkeit
Erinnerung ergötzlich machte,
Mein Herz blieb ihnen stets geweiht.

Alle.

So folgt uns!

Der Eremit.

Diese Worte drangen

Mir in das Herz mit Zaubermacht,
Unwiderstehliches Verlangen
Fühlt' ich in meiner Brust erwacht.
Den Rath durst' man nicht wiederholen,
Denn viel zu lockend ich ihn fand,
Unruhig stand ich wie auf Kohlen,
Den Pilgerstab nahm ich zur Hand,
Und schnell gefüllt die leere Tasche
Mit Brod und süßen Früchten, hing
Ich um die angefüllte Flasche,
Und so

(auf die Pilger und Pilgerinnen deutend.)
mit diesen vorwärts ging.

Sie brachten mich an Ort und Stelle.
Hier, sprachen sie: hier ist das Haus,
Sieh nur, es glänzt von Kerzen helle,
Hier ist der Pösterabendschmaus!

Sie haben mich nicht hintergangen.

(zu dem Brautpaar.)

Hier sitzet das holdsel'ge Paar,
Die Freude glänzt auf seinen Wangen,
Und aus den Augen liest man's klar.
Ihr kennt mich jezt nicht gleich, indessen
Das mich nicht kummert und betrübt,
Ihr habt den Freund doch nicht vergessen,

Der immer Euch so treu geliebt,
Ihr räumt ihm auf alle Fälle,
Wird er von Euch erkannt erst seyn,
Die alte, ehrenvolle Stelle
Des Freundes, treu befunden, ein.

Ihr knüpfet Morgen heil'ge Bande
Für Eure ganze Lebenszeit.

Wohl Euch, wenn Ihr im Ehestande
Gefast auf manche Opfer seyd.

Dem Volterabend er nicht gleicht,
Dem Spiele lust'ger Nummerei'n,
Der Flitterwochen Rausch entweichet,
Ermahnend stellt der Ernst sich ein.

Stets kann der Sonne Glanz nicht währen,
Gewölke den Himmel dunkel macht,
Allein das Wetter zu beschreiben,
Steht immer doch in Eurer Macht.

Wollt Ihr ein dauernd Glück Euch bauen,
So lehre Liebe nicht allein,

Zugleich auch Eintracht und Vertrauen
Zu Eurem Heerde bei Euch ein,

Last Euch mit Eurem Loos genügen,
Bescheid'ne Wünsche heget nur,

Sucht nicht kostspieliges Vergnügen,
Denn wohlfeil zollt es die Natur,

Und wenn Euch Kinder dann umspielen,
So werdet Ihr in Eurer Brust

Die seligste der Wonnen fühlen,
Die Ehelosen unbewußt.
Ein neues Band wird Euch umschlingen
Wie Hymen's Rosenketten schön,
Die Kinder werden Euch verjüngen,
Erneut Ihr Euch in ihnen seh'n.
Dann schimmert Euch in spätern Jahren
In hellem Glanz der Hoffnung Stern;
Und von dem Altar Eurer Laren
Bleib' Schmelchler und Schmarotzer fern.
Gefährlich ist oft ihr Getriebe
Aus Eigennutz, und hütet Euch
Vor Eifersucht, dem Gift der Liebe,
Sie macht die Eh' der Hölle gleich.

Denkt nicht, dieß sind Einsiedlersorgen,
Befolget Ihr nicht meinem Rath,
So bleibet immer Euch verborgen
Das Glück, das Hymen's Bündniß hat.
Sein Segen Edle nur erfreuet;
Doch wer leichtsinnig seiner Pflicht
Sich nicht mit ganzer Seele weihet,
Der erntet seine Wonnen nicht.

Erster Pilger.

Ich nichts im mindesten bestricke,
Des Eremiten Red' ist wahr,
Doch viel zu ernst scheint sie mir heute,
Ich bringe d'rum nur Wünsche dar.

Schlürft Wonne ein mit langen Zügen,
Da Hymen Euch den Becher reicht.
Du Bräutchen, magst den Säugling wiegen,
Der dem geliebten Vater gleicht.

Erste Pilgerin.

Der Eremit konnt' sich ersparen
Die lange Predigt bis zum Schluß,
Ihr werdet selber Euch schon wahren,
Euch schützt der Tugend Genius.
Die Gluth, die innrer Werth entzündet,
Die aus des Herzens Tiefen stammt;
Nicht mit den Honigwochen schwindet,
Noch bei der goldnen Hochzeit flammt.

Zweiter Pilger.

Raum hörten wir die frohe Kunde
Von Eurem glücklichen Verein,
So wünschten wir in dieser Stunde
Euch uns're Wünsche auch zu weihn,
Die Freundschaft leitete die Schritte
Froh haben wir den Weg gemacht;
Hier stehen wir in Eurer Mitte,
Wo Jokus scherzt, und Amor lacht.

Zweite Pilgerin.

So sey, trotz unserm Pilgerkleide,

Womit sich nur der Ernst bedeckt,
Doch unser Herz geweiht der Freude,
Denn Alles um uns her sie weckt.
Von unsern Lippen laut erkühne
Ein Lebehoch Dir! holdes Paar,
Und Hymen's Myrthe Dich bekröhne
Mit Glück und Wonnen immerdar.

Erster Pilger.

Wenn Pilger ihre Fahrt vollenden,
So zollen sie dem Wallfahrtsort.
Ein Opfer gern mit frommen Händen,
Und ziehen dann erst wieder fort.
D'rum möget Ihr's uns auch vergönnen,
Der schönen Sitte treu zu seyn,
Und ehe wir uns von Euch trennen,
Ein Andenken Euch zu weihn.

Er übergiebt nun der Braut ein beliebiges Geschenk; ihm folgen die Andern nach. Der zweite Pilger wendet sich ebenfalls an die Braut; die Pilgerinnen beschenken den Bräutigam. — Wollen die übrigen dabel einige Worte sagen, so müssen sie Bezug auf das Geschenk und auch auf individuelle Verhältnisse haben, weshalb man dieß nur im Allgemeinen andeuten und es denjenigen, welche diese Vorkerabendscene darstellen wollen, überlassen muß, die Zeilen dazu entweder selbst anzufertigen, oder anfertigen zu lassen.

Der Eremit.

Es ist ein Licht mir aufgegangen,
Nach meiner Abgeschlossenheit

Trag' ich nun weiter kein Verlangen.
In meiner hien Einsamkeit —
Ich will es offen nur bekennen —
Hat Langeweile mich geplagt;
Dort nur, wo Hymen's Fackeln brennen,
Und wo empor des Torus ragt,
Kann man der Menschheit Zweck genügen,
Und man ihn, wie ein Thor, verfehlt,
Wenn man, sich und der Welt zu tragen,
Den Aufenthalt bei Bären wählt.
Verfolgt von Mißgunst, Neid und Sorgen,
Wenn kalt ihn auch die Welt vergift,
Ist immer doch der Mann geborgen,
Wenn er ein liebes Weibchen küßt.
Die Runzeln weichen von den Wangen,
In Seligkeit die Brust ihm wallt,
Wenn zärtlich Kinder ihn umfassen,
Der zarte Sprößling lächelnd lallt.
Der Einsamkeit will ich entsagen,
Die Rutte, die mir jetzt mißfällt,
Will ich nicht länger mürrisch tragen.
Ich trete wieder in die Welt.

(Er wirft die Eremitenkleider ab.)

Fort mit dem unbequemen Plunder,
Zum letzten mal trag' ich ihn heut.

(zu den Anwesenden.)

Erblickt in mir ein neues Wunder,

Mehr werth, als eins aus ältrer Zeit;
Doch soll die Welt mir recht gefallen,
Laßt Eures Glücks mich Zeuge seyn.
Den Rosenkranz hier von Korallen

(er giebt ihn der Braut.)

Will ich als Anrecht d'rauf Dir weih'n.

(zu dem Bräutigam.)

Dir, Freund! geb' ich die Kürbisflasche. —

Ich mache mir nichts mehr daraus;

Doch aus dem Mutterfäßchen nasche

Ich bei Dir, Freund, beim Kindtauffchmaus.

Erster Pilger.

Auch ohne Adam Müllers Gaben
Gleht Jeder dieses schon voraus.

Zweiter Pilger.

Es bleiben Mädchen, bleiben Knaben —
Kommt Zeit, kommt Rath — bei Euch nicht
aus.

Lied.

Gott der Ehen, Dir erthne
Huldigend, ein Lobgesang.
Morgen Deine Fackel glänzet,
Deine Rechte dann kredenzet
Bacchus feuerreichen Trank.

Jokus heute hier gebietet,
Ladet Gäste in dieß Haus,
Scherz mit Scherzen zu vertauschen.
Heute darfst Du hier nur lauschen,
Heut' ist Polterabendschmaus.

Aber Morgen schlinge Myrthen
Festlich um des Bräutchens Haar!
Dann Dein süßes Reich beginne;
Selig mach' durch treue Minne
Dann das neuverbund'ne Paar!

Ein Trupp Soldaten mit Marketenderinnen.

Ein Chor Musikanten geht voraus, und unter einem Marsch, den solcher spielt, tritt die Gesellschaft ein, geht einigemal in dem Zimmer oder Saal umher und bildet dann einen Halbkreis vor dem Brautpaar. Jeder Soldat trägt einen Tornister, jede Marketenderin einen Korb an einem Bande vor sich. Wenn sich der Halbkreis geordnet, tritt der Anführer vor das Paar und spricht:

Wir hatten von mehr als Einem vernom-
men,
Unser Kam'rad, der den Feind nie gescheut,
Sey unerwartet in ungleichem Streit
Verwundet um seine Freiheit gekommen.

Kaum ward uns diese Botschaft bekannt,
So gaben wir uns darauf die Hand,
Den Gefang'nen wieder in Freiheit zu sehen;
Marketenderinnen schlossen sich an,
Um uns auf unserm Marsche zu leben,
Denn hungern und dursten man doch nicht lann.
Hier, hieß es, sollte gefangen er sitzen,
Wir stürmten muthig in's Haus hinein.
Dort findet ihr ihn, wo in lichtigem Schein
Von fern schon brennende Kerzen blißen.
So sprach man; aber was seh' ich jezt,
Das alles waren nur falsche Gerüchte,
Die uns in solche Aengsten gesetzt.

(zu dem Bräutigam.)

Du erscheinst uns in ganz anderem Lichte,
Amor hat Dir die Wunden versetzt,
Dich Liebe gefangen, in Fesseln geschlagen.
Wer würde nicht frohen Herzens die tragen?

Nichts giebt's hier, worauf wir gefaßt uns
gemacht,

Nicht Kampf mit Feinden, nicht blutige Schlacht,
All' unsere Sorgen sind plöblich verschwunden,
Fertum an allen Ecken es war,
Hier herrscht der Frieden! Ein liebendes Paar
Wird Morgen in Hymen's Tempel verbunden;
Darum vergönnt uns, daß wir nun hier
Die wir's so treu und redlich meinen,

Uns mit dem fröhlichen Kreise vereinen,
Fromme Wünsche bringen auch wir.
Unter Hymen's schönem Panier
Mag Euch dieß Fest einst golden erscheinen.
Noch eins. — Was uns die Toenister bescheert,
Das laßet, Ihr Lieben, Euch von uns schen-
ken,

Was wir d'rein tragen, hat wenig Werth,
Es sey Euch auch nur als ein Andenken
Von unsrer redlichen Freundschaft bescheert.

(zu den Marktetenderinnen.)

Marktetenderinnen! Ihr müget desgleichen,
Was Euer Korb an Waaren enthält, —
Ihr laßt von uns doch weiter kein Geld —
Dem Pärchen als Angebind' überreichen.

Die Soldaten und Marktetenderinnen gehen nun, in-
dem das Musikchor wieder einen Marsch bläst, vor dem
Brautpaar einzeln vorbei, und Jeder giebt entweder der
Braut oder dem Bräutigam ein beliebiges Geschenk.

Der Anführer.

Flatscht hernach in die Hände und ruft:
Hoch soll es, das morgende Ehepaar leben!

Chor.

Hoch soll das morgende Ehepaar leben!

Die Musikanten blasen einen Tusch, dann spricht der An-
führer:

Nun laßet dahin im Tange uns schweben.

Die Soldaten und Marktetenderinnen tanzen eine
Quadrille, wozu das Musikchor die Tanzmusik macht.

Der Altar der Laren.

Die Genien der Liebe, Freundschaft und Ton-
kunst umgeben denselben.

(Die Scene ist von einem leichten Schleier verhüllt. Un-
ter vassender Musik tritt der Schutzgeist der Braut auf.)

Schutzgeist.

(zur Braut.)

Ich bin's, den Dir die Götter zugesendet
Als Schutzgeist in des Lebens Labyrinth.
Nie hat von Dir mein Auge sich gewendet,
Ob unsichtbar gleich meine Schritte sind.
Ich sah des Kindes zarte Unschuldspiele,
Und kränzte Dich mit Rosen süßer Lust;
Ich wog der Jungfrau schüchterne Gefühle,
Und lenkte sanft zu ihres Glückes Ziele,
Zum wahren Heil, den stillen Wunsch der Brust.
Bald trittst Du nun durch die geweihte Pforte
In Hymen's ernstes, segenvolles Reich!
Betrete muthig unter seinem Horte
Die ernste Bahn: Glück leimt an jedem Orte,
Denn ewig bleibt der Götter Huld sich gleich.
Die süße Pflicht, Dich liebend zu geleiten,
Ich lege sie in Deines Vaters Hand;
Er wird Dir seyn, was in der Kindheit Tagen
Dein Schutzgeist war, wird schützen Dich und
tragen,

Und leiten Dich an treuer Liebe Band.
Vertraue ihm, den Dir die Götter sandten,
Daß an des Freundes Brust Dein zartes Seyn
Sich wie die Rebe an die Ulme ranke,
In holden Treue innigem Verein.
Entführt er Dich auch aus der Deinen
Mitte,

So ist es ja zu gleichem, traurem Heerd;
Auch dort begrüßt mit gleicher frommer Sitte
Dich Lieb' und Huld, die frommer Herzen Bitte,
An jedem Ort, zu jeder Zeit, gewährt.
Der neuen Heimath Freuden Dir zu deuten,
Die bald des Schicksals Rechte Dir enthüllt,
Begrüßen Dich schon heut' als frohe Gäste
Die Engel Deiner künft'gen Freudenfeste,
Dir freundlich malend Deiner Zukunft Bild.
Empfang', o Theure, sie mit heitern Mienen
Sie nahen, Dir mit frommer Treu' zu dienen!

Er winkt, der Vorhang rollt empor, die drei Götter
stehen an dem Altar gelehnt, auf welchem die Varen sich
umarmen. Nach kurzer Musikeinleitung tritt vor:

Die Liebe.

Sie trägt ein Körbchen mit Rosen, auf welchem ein Taubenvaar ruht.)

An stiller Varen heiligem Altare,
Da grünt der Liebe ew'ger Friedenskranz!
Dem Weilchen gleich in schattenreichen Thale
Das sich verbirgt vor heißem Sonnenstrahle,

So wahr't auch sie den reinen Himmelsglanz.
D'rum lehre aus des Lebens buntem Spiele,
Stets kindlich treu in ihren Schuß zurück!
Dann bleiben Dir die heiligen Gefühle
Des reinen Herzens auch im Weltgewühle,
Und ew'ge Blüthen treibt Dein stilles Glück.

Die Freude.

(Sie trägt Psychoflügel an den Schultern und hält ein
Süßhorn mit Blumen im Arme.)

Wenn leichte Wolken Deinen Tag bedro-
hen,

So reiche, holde Schwester, mir die Hand;
Auch ich bin an der Earen Heerd zu finden,
Kann reiche Kränze Dir, Geliebte, winden,
Umschlingen Dich mit ew'gem Rosenband!
Mein Nachtgebot verkläret Dämmer Schatten
Zu Morgenroth und lichter Sonnenpracht;
Der Iris gleich, die Wolken überwindet,
Schweb' ich daher, und jede Sorge schwindet;
Ein heiter Frühling ist um Dich erwacht.

Die Tonkunst.

(Eine goldne Lyra im Arme tragend.)

Schn ist der Blüthenkranz, den Freud' und
Liebe

Mit heiterm Gruß für Dich, Geliebte, wand!
Doch um des Glückes Segen zu vollenden,
Laß auch die Kunst Dir eine Blume spenden,

Als höchster Weihe schönes Unterpand.
Du schmücktest, eine kindliche Vestale,
Mit manchem Kranz der Laren stillen Heerd!
Belebe nun mit meiner Leiter Tönen
Ihr Heiligthum, des Gatten Glück zu krönen,
Das Fried' und Lieb' und Eintracht ihm ge-
währt!

Schutzgeist

(Die Laren vorführend.)

Umfanget, ihr Götter des häuslichen Glücks,
Umfanget sie selbst nun zum heitern Willkommen!
Die bräutliche Jungfrau, sie ist euch gewogen,
Im heiligen Schutze der Laren erzogen,
Bewahrt sie euch ewig ein liebendes Herz!

Die Laren.

Beide.

Wir kommen verbunden
Und laden Dich ein,
Zu friedlichem Feste,
Zu lachenden Stunden,
Zwei trauliche Gäste,
In Liebe verbunden.

Der Erste.

O laß, Geliebte, stets uns bei Dir wohnen,
Wir wollen Dir den treu'sten Segen weih'n!
Du kennst der Häuslichkeit verschwieg'ne Freuden,

Den Frieden, werth, daß Götter Dich beneiden,
Die Blüthen, die im stillen Kreis gedeih'n!

Der Zweite.

Mag glänzenden Prunk sich die Eitelkeit wählen,
Das Haupt sich umschlingen mit schimmerndem
Kranz,

Den Thron sich erbauen in strahlenden Sälen
Bei üppiger Feste berauschendem Glanz:

Es bietet die Stille
In schirmender Hülle
Die heiligsten Freuden:
Dem edlen Gemüth.

Es winkt in der Häuslichkeit sittigem Schleier
Des lieblichsten Festes entzückende Feier,
Das Glück, das aus Liebe und Eintracht erblüht.

Der Erste.

Friedlich in des Hauses Mitte
Herrscht die Frau im stillen Kreis,
Ihre Zierd' ist fromme Sitte,
Lieb' ist ihres Strebens Preis.

Der Zweite.

Wenn's draußen im Leben auch tobet und
stürmet

Und wild sich beweget das wechselnde Spiel;
Sie ist's, die das Eden des Friedens beschirmt,
Dem Gatten bewahret ein stilles Asyl.
Ihr nahet der Unmuth, die Zwietracht vergebens,

Sie schüthet ein Eberub mit heiligem Schwert,
Das liebliche Eden des häuslichen Lebens,
Und schmücket zum Tempel den wirthlichen Heerd.

Beide.

Wir kommen verbunden
Und laden Dich ein;
Du kennst ja die Stunden
Von Rosen umwunden,
Sag — willst Du auf immer
Die Unfrige sehn? —

Sie vereinen sich zur vorigen Gruppe.
(Der Vorhang fällt.)

Die sieben Tage der Woche. *)

Erster Tag.

(der Volterabend.)

Ich komm', obschon von meinem Leben,

*) Solche können entweder durch Frauenzimmer oder durch Mannspersonen, wie Genien gekleidet, darges-
stellt werden. Der Sonntag hält ein Sonnenbild
in der Hand; der Montag einen gehörnten Mond,
der Dienstag Spieß und Schild oder Schwert und
Schild, der Mittwoch einen Merkurstab, der Don-
nerstag einen Donnerkeil mit Blitzen, der Freitag
zwei Pfeile mit einem Myrthenkranz, der Sonnabend
eine Eichel. — Die Attribute sind deßhalb gewählt,
weil man bei den Römern die Namen der sieben Göt-
ter, die man zuerst den sieben Weltkörpern, der Son-
ne, dem Monde und den fünf Planeten, nämlich:
Phobos, Apsoll, Luna, Mars, Merkur, Jupiter, Venus
und Saturn gab, demnachst den sieben Tagen der
Woche beigelegt hat.

Sehr epheme, drei Viertel wick,
Denn sinkt mein Abend erst, pfleg' ich
Dem Frohsinn freies Spiel zu geben.
Der Tag oft unruhvoll verstreicht,
Hat Alles man auch präpariret,
So fehlet doch etwas vielleicht,
Und was man mühsam memoriret,
Wird wiederholt, und manches Wort
Schwand — wie man leider es verspüret
Aus dem Gedächtniß treulos fort;
Ein Trost bleibt nur, am rechten Ort
Wird, wenn es happen sollt', soufflirt.
So geht es, bis mein Abend sinkt,
Dann geht's zum Polterabendfeste,
Es kommen ungelad'ne Gäste,
Man lacht, man scherzt, man singt und springt,
Und Jokus seinen Stab mit Schellen
Im Kreise der Vermummten schwingt,
Nur alte Jungfern, Junggesellen,
Die schon die Zeit das Haupt beschneit,
Sind, Köpfe schüttelnd, nicht zufrieden,
Allein es ist der blasse Reid,
Denn solch ein Fest voll Fröhlichkeit
Ward ihnen niemals selbst beschieden.

Der Jungfern-, Junggesellen-Stand
Muß immer sich mit Poltern schließen,
Und darnach werd' ich dann genannt.

So schwebt' ich heut vom Himmel nieder
Für Dich, Du junges holdes Paar!
Und hab' ich auch viel gleiche Brüder,
Ich nur dazu erlesen war,
Dir, eh' Dich Hymen fest verbunden,
In einem freiblichen Verein,
Durch mannigfalt'ge Mummereien,
Bald ernst, bald scherzhaft zu bekunden,
Wie sehr sich Deine Freunde freu'n,
Daß solche Herzen sich gefunden,
Durch Hymen's Hand beglückt zu seyn,

Oft denkt Ihr mein, Ihr lieben Beide!
Wenn auch mein Poltern längst verhallt,
Denn dieses frohen Abends Freude
Euch in Erinn'ung noch umwallt,
Allein, bevor ich von Euch scheide,
Nehmt dieß noch von mir freundlich an;
Ein Jeder wird zum Angedenken
Euch Etwas gut gemeinet schenken,
Ich mich nicht lumpen lassen kann.
Er übergiebt nun ein beliebiges Geschenk entweder an die
Braut oder an den Bräutigam, oder an Beide.

Zweiter Tag.
(Der Hochzeitstag.)

Lange wirst Du es nicht machen,
Prähle, Polt'rer, nicht zu viel;
Du bist nahe schon am Ziel,
Zwar Dein jubeln, scherzen, lachen

Tadelst Keiner, dem Gefühl
Für die Freud' im Busen flammet;
Der nur, dem die Mißsucht plagt,
Oder Reid am Herzen nagt,
Deine Schwänk' und Scherz' verdammet.
Aber mir der Preis gebührt,
Denn Du gleichst nur dem Orchester,
Wird ein Schauspiel aufgeführt;
Nur durch mich wird fest und fester
Erst das süße Band geschnürt,
Das, von Amor's Pfeil bezwungen,
Um zwei Herzen sich geschlungen.

Feierlicher bin ich zwar;
Ich führ' mit gemess'nem Schritte
Dich, Du vielgeliebtes Paar,
In des heil'gen Tempels Mitte
Zum geschmückten Brautaltar.
Ernst' Worte wirst Du hören
Aus des frommen Priesters Mund,
Wirst der Ehe heil'gen Bund,
Und was er erheischt, beschwören.
Ihr tauscht Ringe nicht allein,
Ihr tauscht auch die Herzen ein,
Und im Auge zittern Zähren.

Aber sie sind wonnereich!
Nach dem andachtsvollen Segen,
Euch ertheilet, kommen Euch

Die Euch lieben, all' entgegen,
Und es schäumt bei'm Hochzeitmahl
Angefüllt mit Saft der Reben
Der crySTALLENE Polal.
Hoch läßt man Euch Beide leben!
Auch die Dichterleyer idnt,
Euch erschallen Hymeneen,
Um die Feier zu erhellen,
Wo' die Braut die Myrthe krönt.

Nach und nach die Stille schwindet,
Scherz und Frohsinn werden laut,
Und Die, Bräutigam und Braut,
Man gar vielerlei verkündet,
Was der Ehestand gewährt,
Was man nur am eig'nen Heerd,
Aber nirgends anders findet.

Endlich — für Euch viel zu spät —
Wird die Tafel aufgehoben,
Jeder Stuhl zurückgeschoben,
Und man aus einander geht.
Ihr seyd ohne läst'ge Zeugen,
Doch ich schweige, wie ein Grab.

(Der Braut einen Myrthenkranz überreichend.)

Diesen Kranz von Myrthenzweigen
Legst Du nun für immer ab.

Dritter Tag.

(Der Lendemain.)

Es beginnt mein Lauf, wie immer.

Doch es weckt mein Dämmerlicht,
Meiner Morgensonne Schimmer
Euch aus Eurem Schlummer nicht.
Euch umgaukeln süße Träume,
Und es wäre Grausamkeit,
Würden sie von mir zerstreut,
Euch zu wecken ist noch Zeit,
Und ich damit klüglich säume.

Ich es endlich thun doch muß
Wenn den Schlaf ich nun verschenehet,
Reicht zum ersten Morgengruß
Sich die Lippe Kuß auf Kuß,
Jeder süßem Nektar gleichet.
Gerne bliebet Ihr allein,
Doch nach einem Hochzeitsfeste
Stellen Freunde sich als Gäste
Bei dem jungen Pärchen ein,
(Ihr Braut.)

Und Du mußt für diesen Morgen,
Erst seit gestern Frau, doch jetzt
Für ein Dejeuner schon sorgen,
Das den leckern Gaumen leht.
Horch! die Schelle hell erklinget,
Und es rauschet vor der Thür;
In das Zimmer ein man dringet,
Freundschaft, auch wol Neubegier
Euch Besuch in Menge bringe

Jeder fragt: ob Ihr die Nacht
Sanft geschlafen, hingbracht?
Wenn man auch zum Ernst sich zwinget,
Doch das Auge schalkhaft lacht.

Sich ein Redner präsentiret,
Jeder lauscht und spitzt das Ohr,
Er das Lächeln commentiret,
Einen Strohkranz zieht er vor,
(zur Braut.)

Den er Dir dann präsentiret,
Und er macht es laut bekannt,
Daß er ihn vor Deiner Schwelle
Heut', als er gekommen, fand.

An des Myrthenkranzes Stelle
Tritt ein Frauenhäubchen iht,
(Bei Ueberreichung einer Haube an die Braut.)
Siehe, wie Dir dieses sieht.

Der vierte Tag.

Alle guten Ding' sind drei.
Für den nicht verschmähten Freier,
Polterabend, Hochzeitfeier,
Lendemain. — Ist's nun vorbei? —
Nein! — Erglänzt Euch zwar mein Morgen,
Festlich nicht, der Lust gewieht,
Bin ich doch dazu bereit,
Für die Folgezeit zu sorgen,
Daß der Hausstand Euch erfreut.

Freundschaft muß die Liebe würzen,
Dann und wann die Einsamkeit
In den Mußestunden kürzen,
Darum machet Ihr dann heut,
Nach der hergebrachten Weise
In der Freunde buntem Kreise
Durch die Stadt im raschen Trapp
Zu Bekannten eine Reise,
Oder gebet Karten ab.

Nehmet hier aus meinen Händen
Dazu dieses Päckchen hin,
Mir dürst Ihr kein Kärtchen senden,
Weil ich morgen nicht mehr bin,
Doch könnt Ihr der Geberin
Immer Eure Freundschaft spenden.

Der fünfte Tag.

Freilich solltet Ihr wol ruh'n,
Wenn ich meinen Lauf beginne,
Darnach sehnet sich die Minne,
Und was kann sie bessers thun?
Doch daran ist nicht zu denken,
Man wird Euch nicht Ruh und Rast,
Wenn ich aufgedämmert, schenken,
Denn man ladet Euch zu Gast
Und Dir, junges Paar! zu Ehren
Zapft man aus dem besten Faß,

Der Champagner schäumt im Glas,
Um's auf Euer Wohl zu leeren.

Doch bald sitzt Ihr gern allein,
Laßt in ungestörten Stunden
Euch im Zwiegespräch den Wein
Unter süßen Ländelei'n
Schndbelnd Euch wie Taubchen, munden,
(Bei Ueberreichung eines Tellers von Crystallglas mit ei-
ner Flasche und zwei Gläsern.)
Dann schenkt hierauf, bitt' ich, ein.

Der sechste Tag.

Den Schwestern werd' ich nach nicht seh'n,
Es wünschen Freunde und Verwandten,
Die neuen Onkels, neuen Tanten,
Dich, neuverbund'nes Paar, zu seh'n.
Da muß man eifrig darauf sinnen,
Den Vorrang bei der großen Zahl
Der Mitbewerber, für ein Mahl,
Euch nur gewidmet, zu gewinnen,
Denn Jeder denkt asklug: zu minnen
Habt Ihr noch Zeit genug — allein
An einem Ort könnt Ihr nur seyn;
Da muß man es denn listig farten,
Daß man bei sich zuerst Euch sieht,
Die Andren, meint man, können warten,
Und Jeder sich um Euch bemüht.
So wieder Euch mein Tag entflieht,

Doch wer scharfsinnig in die Karten
Euch, wenn der Wächter ruft, blickt,
Sieht, wie Ihr Euch einander nickt;
Ihr gebt Euch wortlos zu verstehen,
Zeit wär's einmal zu Bett zu gehen.

Ihr habt ganz recht, und ich kann nicht,
An Eu'rer Stell' es Euch verdenken.
Verloschen ist mein Tageslicht,
D'rum laßt Euch dieses Lämpchen schenken,
Es mag in Eurem Kämmerlein
Nur milde Dämmerung verstreuen,
Wird sich herab der Traumgott senken.

Der siebente Tag.

Steig' ich am Horizont herauf,
So hat sich einer Woche Lauf
Bei meinem Untergang geendet.
Vom Polsterabend an bis heut
Ward Euch die Sonne reich gespendet,
Die Liebe dar und Freundschaft heut.
Es ist der Glitterwoche Zeit,
Ein Feentraum scheint Euer Leben,
Doch Schuld Ihr daran selber seyd,
Seht Ihr ihn schnell vorüberschweben.
Ihr könnt durch Eintracht und Vertrau'n
Ihm eine lange Dauer geben,
Darauf müßt Euer Glück Ihr bau'n.
Das Leben ist zu ernst, Ihr Lieben,

Um Tag für Tag sich zu zerstreu'n.
Der Ehe heiliger Verein
Helft, viele Pflichten treu zu üben,
Die Euch in Eurem leb'gen Stand
Vom Hbrensfagen nur bekannt.
Das Herz treibt Euch zu diesen Pflichten
Das warme Herz, nicht der Verstand,
D'rum werdet Ihr sie leicht verrichten,
(ur Braut.)

Und ruht, o Braut, an Deiner Brust
Ein Säugling, wirft auf manche Lust —
Kein Opfer ist's — Du gern verzichten.
Du schmeckst das süße Mutterglück,
Die reinste aller Erdenfreuden.
Leb' wohl! Ich laß bei meinem Scheiden,
Erscheint Dir dieser Augenblick,
Hier dieses Wickelband zurück.

Eine Nonne, ein Gärtnermädchen
und eine Wahrsagerin.

Die Nonne.

Wie sich verändert hat die Zeit!
Kaum kenn' ich noch die alte Stelle,
Kein Rosenkranz, kein häßnes Kleid,

Kein Mönchen einsam in der Zelle,
Die ihr Gelübde dort bereut.

Die Gärtnerin.

Es wurden, Kind, auf alle Fälle
Die Menschen nach und nach geschiedt;
Kein Jüngferchen, kein Junggeselle
Sich jezt, wie sonst, dem Kloster weicht,
Denn gleicher Herzen Zärtlichkeit
Wird jezt weit höh'rer Freuden Quelle,
Als das Kastei'n der Einsamkeit.
Man bleibt hübsch in der Menschheit Gränze,
Mit der Natur nicht stets im Streit,
Und statt der finst'ren Rosenkränze
Flecht ich dies Myrthenkränzchen heut.

Die Nonne.

Wozu! — Ist mir's erlaubt zu fragen? —

Die Gärtnerin.

Et, ein Geheimniß ist es nicht,
Ein weiblich Brautengesicht
Soll morgen es als Brautschmuck tragen.

Die Nonne.

Ich fühl' bei diesem süßen Wort
Das Herz im Busen lauter schlagen.

Die Gärtnerin.

Gieb Dich nur in der Liebe Hort,
Und wirf den dunklen Schleier fort,
Dann wird auch Dir ein Morgen tagen,

Wie hier dem treuverbund'nem Paar,
Für das ich diese Blumen pflückte;
Die Myrth' ist für des Bräut'chens Haar,
Dies Röschen, das so freundlich nickte,
Bring' ich dem Bräut'gam freudig dar.
Erzogen von der Liebe Händen,
Wird es durch Duft und Purpurlicht
Ihm tausend reine Freuden spenden,
Wenn es sich in die Myrthe flieht,
Und für mich selber bring' ich heute
Ihm und der lieblichsten der Bräute,
Sanft bittend, dies Bergkismelnicht.

Die Nonne.

Du kannst, verständend hohe Nonne,
Die des geliebten Märchens harret,
Dich dreist ihm nah'n, — ich arme Nonne
Muß schüchtern schweigen — das ist hart!

Die Gärtnerin.

Wer kann das Reden Dir verbieten?
Ich nahe mich mit leichtem Sinn,
Reich' meinen Kranz und meine Blüthen
Der Braut und ihrem Bräut'gam hin.
Sieh her, so mach' ich's ohne Zagen,
Ein Kind und Bgling der Natur,
In aller Unschuld brauch' ich nur,
Wie es um's Herz mir ist, zu sagen.

(zur Braut.)

Der Myrthekranz ist Dir geweiht,

Nimm aus der Freundschaft Hand, o Beste,
Ihn zu dem nahen Hymensfeste,
Sein Grün welkt nicht im Flug der Zeit;
Mit ihm gekrönt, er prophezeit
Der Herrschaft köstliches Vergnügen,
Wenn zehnmal auch der Priester spricht:
Die Frau soll in den Mann sich fügen,
So lehre Du daran Dich nicht.
Er wird, sieht er Dein hold Gesicht,
Sich gerne Deinen Willen schmiegen,
Was noch kein Herrscherscepter kann,
Hat der Pantoffel oft gethan;
Die Keßer, die vom Pabst nichts wissen,
Nicht fürchtend seiner Acht und Bann,
Nie seinen zwar — doch dann und wann
Demüthig den des Weibchens küssen.

(zu dem Bräutigam.)

Dieß ist der Herr'n der Erde Loos!
Du wirst es nun auch bald erfahren,
Allein das Unglück ist nicht groß,
Vor harten Schlägen Dich zu wahren
Steht ganz in Deiner Macht allein,
Du mußt nur Zärtlichkeit nicht sparen,
Und nicht ein finst'rer Trohkopf seyn.
Die Weiber haben ihre Grillen,
Und wie der Aërzte Weisheit spricht,
Erheischet es der Männer Pflicht,

Sie immer pünktlich zu erfüllen,
Deshalb sucht' ich für diesen Strauß,
Den ich zum Angebinde weihe,
Zur Rose, Nelf' und zur Leveone,
Damit auch nach dem Hochzeitschmaus,
Der Flitterwochen kurze Reihe,
Der Ehe Band Euch Beid' erfreue —
Zieh' Bräutchen, nicht die Stirne kraus —
Das Kräutlein Patientia aus,
Daß für Euch Beide es gedeihe.
Dieß ist mein frommer Wunsch; es spricht
Am schönsten auf des Eh'stands Erde,
Wo Kummer, Sorgen und Beschwerde
Vertrau'n und Zärtlichkeit versüßt.

Die Nonne.

Ich folgte gerne dem Exempel
Der lieben Gärtnerin, allein,
Ich kann Euch keine Blumen weih'n,
Sie blüh'n nicht in dem bden Tempel
Der kalten Abgeschiedenheit,
Dem ich voreilig mich geweih't,
Dort herrscht nur Zwang; Ihr athmet freier,
Folgsam dem Winke der Natur
In einer freundlichen Clausur
Wo, nach der schönen Myrthenfeier
Verbunden bald Ihr werdet geh'n,
Wo zwei Pantoffelpaare steh'n.

(zur Braut.)

D'rum nimm hier meinen Nonnenschleier
Zu einem Angedenken iht,
Zur Bindel er dereinst Dir nützt.

Die Gärtnerin.

Es wird gewiß ein kleiner Schreier
Als Pfand' der Lieb' Euch hoch erfreu'n,
(zu dem Bräutigam.)

Du aber darfst, — das kann ich prophezeih'n,
Vertrauend treuer süßer Minne,
Nicht des Pantoffels Schwere scheu'n,
Des Bräutchens Fuß ist nett und klein,
Die Sohl' an den Pantoffeln dünne.

Die Wahrsagerin.

Der leidigen Aufklärung Zeit
Ist endlich doch, zu meinem Glück verschwunden,
Was Adam Müller prophezeit'
Und Dittmar uns mit Zuverlässigkeit
Vom Wetter offenbart, hat Glauben viel gefunden.
Gottlob! Ich zähle wieder Kunden
Bei Groß und Klein, und habe heut, —
Propheten fehlt nicht Dreistigkeit —
Mich hier ganz ungebeten eingefunden;
Hier, wo man sich von Herzen freut,
Will meine Kunst ich jezt bekunden.
Herbei! — Zu Eurem Dienst bin ich bereit!
Ein kleines Pröbchen will ich geben,

Und blaue Wunder sollt Ihr schau'n,
Ein Männchen auch!

(Zur Nonne.)

Du kommst mir eben
Recht apropos! — gib voll Vertrau'n
Mir Deine Hand.

(Sie ergreift solche.)

Auf Ehr' und Leben?
Ich will von Deinem Angesicht
Neugierig Deinen Schleier nicht,
Nur den von Deiner Zukunft heben.

(Das Innere der Hand der Nonne mit komischer Aufmerksamkeit betrachtend, nach einer Pause, mit verstellter Theilnahme.)

Ich stöcke! — Nein — Ich wag' es kaum
Dir Deine Zukunft zu verkünden,
Du sah'st gleich einem bösen Traum
Schon viele Deiner Jahre schwinden,
Weshalb? — In Deines Herzens Raum
Wirst Du die Antwort selbst schon finden.
Du schufst zu Deiner eignen Qual
Phantastisch Dir ein Ideal,
Ganz ohne Mängel, frei von Sünden,
Ein Hirnspinnweb der Phantasie,
Wie in Romanen Du's gelesen,
Doch solch ein überirdisch Wesen
Entdeckt man auf Erden nie.
Voll Mängel sind, seit Adams Falle,

Die Männlein und die Fräulein alle,
Doch nichts Dein strenges Herz verzieh'.
Du hecheltest mit Spott und Galle,
Stets eine Splitterrichterin,
Was nicht genau nach Deinem Sinn,
Das mußte dann die Freier scheuchen.
Wer wagt es, ahnend der Gefahr,
Auf ewig vor dem Traualtar
Der Schönen seine Hand zu reichen,
Der Alles tadelnswerth nur war?
Ich weiß, Du nahmst den Nonnenschleier
Bloß aus Verdruß? — Was willst Du hier
Bei einer ausspruchslosen Feier,
Ganz ohne Prunk? — Ich rathe Dir
Zur Residenz zurückzukehren,
Auf Bällen und in Assemblén,
Im Schauspielhaus Dich umzuseh'n,
Konzerte lauschend anzuhören,
Denn dort allein man glänzen kann,
Dort trifft man nur Bewund'rer an.

(zur Gärtnerin.)

Jetzt aber laß zu Dir mich wenden,
Du holde Blumenspenderin,

(Ihre Hand ergreifend und betrachtend.)

Dein kindlich unbefang'ner Sinn
Wird Dir der Freuden viele spenden,
Es macht um Deinen Rosenmund

Kein sdytt'scher Zug der strafenden Sätire,
Die bösen Folgen der Lektüre,
Getäuschter Hoffnung Unmuth, Kund,
Und Dir erscheint dieß Erdenrund
Mit allen seinen Mängeln immer
In zauberischen Rosenschimmer.
Noch mehr wie sonst gewahr ich heut
In Deinem Auge reine Freude,
Es ist die Schwesterzärtlichkeit.

(zu dem Brautpaar.)

Sie sieht auf Euch, geliebte Beide!
Die Hymen jezt zu seinem Dienste weicht.
Ich aber lese mehr in Euren Blicken,
Als oben in der Sterne Lauf,
Es ging, um stets Euch zu beglücken,
Der Stern der Liebe für Euch auf;
Er wird in dunkler Nacht noch glänzen,
In Stürmen selbst erlischt er nicht,
Und eiaß nach funfzig heitren Lenzen
Umstrahlet Euch sein mildes Licht.
Was heut mein Mund prophetisch spricht,
Verwechselt nicht mit Gaukeleien,
Das Herz allein kann prophezeihen,
Und treue Freundschaft täuschet nicht.

• Paris*)

Mit Furcht bin ich hierher gegangen,
Zum zweitenmale hab' ich jezt
Die Frucht, die goldene, empfangen,
Die Troja einst in Brand gesetzt.

Es stritten darum drei Göttingen,
Juno, der Eh'n Beschützerin,
Es wollte Pallas sie gewinnen,
Venus, der Schönheit Königin.

Ich ließ mich von der Schönheit blenden,
Die reizende Cyther' empfing
Den Apfel aus leichtsinn'gen Händen,
Und Ilium zu Grunde ging.

Nur zwischen drei'n hatt' ich zu wählen
Doch ward mir dabei siedend heiß:
Hier aber sind sie nicht zu zählen,
So groß' zeigt sich der bunte Kreis.

Wie wunderbar, es naht von Allen
Sich auch nicht Eine mir und sucht
Durch Freundlichkeit mir zu gefallen,
Begierig nach der goldnen Frucht.

*) In einem kurzen, griechischen Gewande, eine Hirtentasche um die Schulter zur linken Seite, einen Apfel in der rechten Hand. Dieser Apfel kann von Carton seyn und ein Geschenk für die Braut enthalten.

Hier Habsucht, Neid und Mißgunst schweiget,
Für mich kein Mund zum Ruß sich spilt,
Und jede nur auf Eine zeigt,
Die dort in holder Anmuth sitzt.

Ich les' aus Mienen und Gebehrden,
Wenn sich auch keine Lippe rührt:
Der Apfel muß der Huldin werden,
Denn er vor Allen ihr gebührt.

Hier merk' ich nichts von Juno's Grimme,
Nichts von Pallas Saalbaderet,
Ein solcher Wink ist Gottes Stimme,
Und ich gehorch' ihm ohne Scheu.

(sich an die Braut wendend.)

Dir, der das schöne Fest der Myrthen
Beim Morgenroth entgegenlacht,
Sei heute von dem griech'schen Hirten
Der gold'ne Apfel dargebracht.

Nicht neuen Zwist wird er entzünden,
Das ganze weibliche Geschlecht
Wird diese Wahl vortrefflich finden,
Und jeder giebt mir darin Recht.

In Dir der Juno Würd' erscheint,
Und Pallas Kunst und Wissenschaft
Mit Aphroditen's Reiz vereinet,
Und ihrer Anmuth Zauberkraft.

(zu dem Bräutigam.)

Wohl Dir, o Freund! mit ihr verbunden,
Dir nichts zu Deinem Glücke fehlt,
Noch spät wird es der Welt bekunden,
Daß ich weit klüger ich gewählt.

Ein Minnesänger.

Die Vögel gern nur wohnen
Wo Lenz und Freude walt,
Und zieh'n nach wärmern Zonen,
Nah't sich der Winter kalt.

Der Minnesänger gleichet
Der Vögel Chor im Hain;
Der Kalksinn ihn verscheuchet,
Der Mißmuth macht ihm Pein.

Hier, wo die Liebe waltet,
Wo froher Muth und Scherz
Sich bei Gesang entfaltet,
Hierher zieht ihn sein Herz.

Und wenn vor einer Pforte
Sein Saitenspiel erklingt,
Vernimmt er süße Worte,
Und man hinein ihn winkt.

Es ist der Minnesänger
Kein unwillkomm'ner Gast,
Er ist kein Grillenfänger,
Wird nicht durch Spott zur Last.

Deßhalb tret' ich hier heute
Auch ungeladen ein;
Denn hier sind frohe Leute;
Da wünsch' ich auch zu seyn.

Ein heller Schein mir winkte
Schon aus der dunklen Fern',
Und er so schdn mir blinkte,
Als wdr's der Venus Stern.

Nicht hab' ich mich geirret,
Hier Hymen's Myrthe sprist,
Und Alles munter schwirret,
Trau'n! Polterabend ist.

Ich weiß es auf ein Härchen,
Hier Amor Seide spann;
Ich sah' es diesem Pärchen
Bei'm ersten Blick schon an.

(zu dem Brautpaar.)

Heil Euch, Ihr theuren Beide!
Mein Saitenspiel erschallt.
Ich sing' der Minne Freude,
Ihr schmecket sie nun bald.

Ich muß es selbst bekennen,
Ihr könnt das Singen schon
Dem Minnesänger gönnen;
Ihr habt den Minnelohn!

Allein Euch zu beneiden,
Das wäre ja nicht schön,
Und wenn die Andern scheiden,
Werd' ich mit ihnen geh'n.

Nur laßt, wenn froh sie singen,
Mein kleines Saitenspiel
Dazwischen auch erklingen;
Ich ford're nicht zu viel.

Der Minne soll erdnen
Ein Lied aus Herzensgrund;
Dieß Vorfest will ich keden
Zu einem heil'gen Bund!

Bald tauscht Ihr Wiegenlieder
Für Minnelieder ein,
Doch es sind Zwillingebrüder,
Euch mdgen Beid' erfreu'n!

Gedenkt Ihr dieser Feier
Einst spät, so denket mein,
Und laßt Euch diese Leyer
Zum Angedenken weih'n.

Ein Einquartirungscommissair.

Ist Fried' auch auf der ganzen Welt,
In Norden, Osten, Westen, Süden,
Ein loser Schalk doch niemals Frieden
Mit dem gespannten Bogen hält.
Cytheren's Sohn wird nie ermüden,
Zum Sieg hinauszuzieh'n in's Feld.
Doch was an ihm uns sehr gefällt,
Entvölkert wird durch ihn hienieden
Kein Land, nach Mavor's rauber Art,
Durch ihn, ich sag's zu seinem Ruhme,
Schon seit dem grauesten Alterthume
Der Abgang stets ersetzt ward;
Es ist jedoch sein Bruder Hymen
In diesem Stück noch mehr zu rühmen;
Denn dort, wo Amor siegreich ist,
Damit der Kampf nicht ewig währe,
In Sehnsucht sich kein Paar verzehre,
Er Frieden als Vermittler schließt.

Befreiet von des Krieg's Megäre,
Für uns nicht viel zu thun mehr ist.
Es fehl't an ungebet'nen Gästen,
Und keiner darf, wie sonst, sie jech
Mit seinem sauren Schweiße mästen,
Und ohne ank, wenn auch vom Besten

Er vor dem rohen Grobian seht,
Da ward das Amt mir übertragen,
An einem Polterabendschmaus
In eines Junggesellen Haus
Die Einquartirung anzusagen.
Ein schöner Dienst, wohin ich kam,
Man immer freundlich auf mich nahm,
Warum? — Das wird wohl Keiner fragen.
Denn Schuen, Schmachten, Liebesgram
Wird aus verliebten Herzen schwinden,
Und Hymen Braut und Bräutigam
Mit Blumenketten fest verbinden.

Hier stell' ich mich nun heut' auch ein,
Die Einquartirung zu verkünden.
Dir, Bräutigam, wird sie erfreu'n,
Nicht einsam mehr, wirst im Verein
Der holden Braut Du Wonne finden,
Die nie im Junggesellenstand
Der Mann, trotz seiner Freiheit, fand.
Empfange d'rum aus meiner Hand
Hier dieß Billet,

(er überreicht es ihn.)

auf lange Zeiten

Die Einquartirung anzudeuten,
Die Dir der Ehe Gott gesandt,
Die Zahl ist nicht darin genannt,
Sie wird, — wie Jedermann bekannt, —

Gewiß mit jedem Jahre steigen.
Die Einquartierungscommission
Pflegt d'rum es klüglich zu verschweigen;
Es ist bald Tochter, ist bald Sohn,
Die mußt Du dann Dich schon bequemen,
Als Einquartirung aufzunehmen.
Ich bin es heut mir schon bewußt,
Du nimmst sie auf mit süßer Lust,
Und drückest bei dem Kindtaufesse
Die neuen Dir willkomm'nen Gäste
Recht heiß an väterlicher Brust.

Eigenthümer. (Niether.)

N Straße.

Herr N. N.

wird auf Amor's und Hymen's Befehl bei sich
aufnehmen

Fräulein (Demoselle) N. N.
auf Lebenszeit.

(hier kommt ein vassender Stock.)

Die Einquartirte wird
daselbst finden: Liebe,
Treue und Schutz.

und solche durch glei-
che Zuneigung und
Anhänglichkeit er-
wiedern, nach der Dr-
dre Entbrenen's vom er-
sten Tage der Erschaf-
fung der Welt an.

(Ort, Tag, Monat und Jahr.)

Auf der Rückseite kann sehen:

Erschöpfst Alles, was die Lieb Reizendes hat!
Trinket immer nur Entzückungen aus ihrem
nektarischen Becher, und möge die neidenswerthe
Bezauberung so lange, als Euer Leben, dauern!
Wieland's Agathon, 1. Theil.

Ein Jäger.

Ich durch den Wald, den grünen, streich
Lang, nach der Jäger Weise,
Doch matt und müde sehn' ich mich
Nach Ruhe, Trank und Speise.

Hier Kerzenglanz sich sehen läßt,
Hier will ich Obdach suchen.
Wol gar ein Polterabendfest? —
Da giebt es Wein und Kuchen.

Errathen! — denn mein Auge schaut
Euch, vielgeliebte Beide!
Ja, daß Ihr Bräutigam und Braut
Verkündet Eure Freude!

(zu dem Bräutigam.)

Das Jagen machte immer Dir,
O Bräutigam! Vergnügen,
Du schoffest, und im Jagdrevier
Sahst manches Wild Du liegen.

Wer Andern eine Grube gräbt,
Fällt endlich in die Grube,
Das hast durch Amor Du erlebt,
Das ist ein schlauer Bube.

Grad' auf Dein Herz hat er gezielt
Mit seinen schärfsten Pfeilen;
Die Wunde hast Du tief gefühlt,
Doch gab's noch Rath zum heilen.

Die Dir stets vor den Augen stand,
Kam freundlich Dir entgegen,
Und Morgen giebt zum schönsten Band
Gott Hymen seinen Segen.

(zur Braut.)

Viel Glück kann ich Dir prophezeih'n
Für künft'ge Lebensstunden,
Du hast zum seligsten Verein
Ein Herz, Dein werth, gefunden.

Unruh' trieb aus dem Forst mich fort,
Das sollst Du ehrlich wissen;
Doch bald werd' ich treustreißig vor
Dir manchen Braten schießen.

Daß es mit meiner Waidmannskunst —
Ich will mich zwar nicht preisen,
Nicht Prahlerei und leerer Dunst,
Das will ich Dir beweisen.

Auf einen Vogel drückt ich los,
Er flog nach seinem Neste.
Ich leg' ihn Dir jetzt auf den Schooß
Zum Volterabendfeste.

(Er übergiebt der Braut von Carton einen Storch mit einem Kinde im Schnabel.)

Ein Improvisator.

Unstreitig hat man von mir gehört,
Und in Journalen auch manches gelesen,
Denn ich bin ein poetisches Wesen,
Das sich von Stegreifsreimen ernährt.
Wobei sich Andere die Köpfe zerbrechen,
Das aus dem Ärmel ich schütteln kann,
Und fang' ich einmal zu reimen an,
So hör' ich im Reimen nicht auf zu sprechen,
Bevor mir nicht der Athem vergeht.
Ja, selbst der allerbeliebt'ste Poet
Muß doch die Segel vor mir streichen;
Denn so wie Wasser es von mir fließt,
Und es ganz außer Zweifel ist,
Ich such' in Europa noch meines Gleichen.

Benutzend jede Gelegenheit,
Mein Talent vortheilhaft anzubringen,
Erschein' ich bei diesem Feste heut,
Und lasse meine Reime erklingen,

Ich bitte aber vor allen Dingen,
Meine Herr'n und Frau'n um Aufmerksamkeit.
Nur, wo mir blanke Münzen erklingen,
Nehm' ich's damit nicht so genau,
Verhandelt man mich auch ziemlich lau,
Zeigt sich zerstreut, spricht in die Ohren
Sich manches spöttische Wort und lacht,
Und geht von dem ersten der Improvisatoren
Die Hälfte seiner Reime verloren,
Dieß alles mir wenig-Kummer macht;
Ich habe mein Schäfflein in's Reine gebracht.
Doch anders ist es bei diesem Feste,
Hier kam' ich die Künste gratis aus,
Seh' nicht in Contribution die Gäste,
Dagegen begehrt' ich lauten Applaus,
Und wollen sie sich großmüthig beweisen,
So werden sie in den Zeitungen dann,
Was ich uneigennützig gethan,
Zu Ehren des Improvisator's, preisen.

Nach wendend nun an Bräut'gam und
Braut,

Schwellet Begeiß'rung den dicht'rischen Busen,
Und ich verkünd' Euch, was mir die Mäusen,
Ihrem Günstling — stolz sag' ich's — vertraut.
Wollt' ich Eure Verdienste rühmon,
Sprach' ich doch nur, was Jedem bekannt,
Auch schweig' ich davon; daß Morgen Hymnen

Euch einen wird durch ein rosiges Band,
Das darf ich eben so wenig verkünden,
Denn das ihr verlobet als Bräut'gam und Braut,
Hat man gedruckt auf Karten geschau't,
Man kann es an manchem Spiegelrahm finden,
Und selbst das, was mein Dichtergemüth,
Als käm' es von Delphischen Dreifüße, sieht,
Das wissen alle prosaischen Seelen,
Es wird nach des Priesters Segen, Euch nie
An den Freuden der Lieb' und Sympathie,
Auch nicht an Kindtauffschmäusen fehlen,
Und seyd Ihr Philemon und Baucis gleich,
Werdet Ihr, schmück't Euch ein Myrthenzweig,
Ein gold'ner, recht viele Enkel einst zählen.

Aber woran wol Keiner hier denkt,
Wenn die Gattin den Erstling trinkt,
Unruhig den Schlummer er von ihr scheuchet,
Und wenn er von ihr zuweilen dann weichet,
Er sich auch nicht auf den Gatten senkt.

(Sich an den Bräutigam wendend.)

Dann, Du wirst es leider erfahren!
Wird Dir die Nacht zur Ewigkeit lang,
Wird Dir unheimlich, so ängstlich und bang'
Böse Grillen treiben zu Schaaren
In dem Kopfe unruhig sich um.
Ich hab' ein köstliches Narkotikum,
Das sey Dir hiermit präsentiret,

Hier nimm es!

(Er übergibt ihm ein Paket, in welchem ein beliebiges
Geschenk seyn kann.)

Es ist ein Konvolut

Von dem, was ich bisher improvisiret,
Nies es! — Ich sage Dir dafür gut,
Sich alle Munterkeit bald verlieret,
Im Schlummer man wie ein Murmeltier ruht.

Ein Vogelfsteller.

Ein Vög'lein bring ich hier,
Das in das Netz gegangen;
Es ist ein freundlich Thier,
Und gern ließ es sich fangen,
Es zog's die Sympathie
Sanft hin zu seiner Sie.
Sie Beide bot ich aus,
Doch Keiner feilschte, endlich
Wies man mich in dieß Haus,
Das ward mir gleich verständlich,
Denn hier man polternd lacht;
Gut sind sie angebracht!
Klein ist der Käfig zwar,
Doch Raum genug für Beide,
Und man sieht's sonnenklar,
Sie athmen nichts als Freude,

Wenn Eins das And're neckt,
Man gleich den Spaß entdeckt.

Geht auf einmal die Thür,
Sie zwar von binnen eilen;
Doch steh' ich Euch dafür,
Lang' werden sie nicht weilen,
Es zieht der Liebe Glück
Sie in's Asyl zurück.

D'rum bring' ich, theures Paar!
Bei diesem heit'ren Feste
Dir diese Vögel dar,
Was kümmern mich die Gäste!
Ihr ihnen ähnlich seyd
An Treu' und Zärtlichkeit.

Ein Kapuziner.

Ist es erlaubt, solch Spektakel zu machen?
Es ist entsetzlich! mir schaudert die Haut! —
Man stürzt dem Satan sich in den Rachen,
Hier wird ihm, ach! eine Kapelle erbaut,
Im Geist seh' ich in's Häuschen ihn lachen,
Wenn er solch gottloses Unwesen schaut.
Geziemt es sich für Bräut'gam und Braut,

Kurz vor dem heiligen Bande der Ehen
Um sich ein solches Getöbe zu sehen,
Wo alles wild durch einander rennt?
Es ist die Ehe ein Sakrament!
Aber man predigt dieß tauben Ohren,
In der argen sündhaften Welt
Ist jeht Hopfen und Malz verloren,
Sie sich in Saus und Braus nur gefällt.
Hier ist ein Jauchzen, ein Richern, ein Toben,
Und man hat sich durch Larven verstellt,
Sündlich wär' es, wollt' ich es loben,
Heidnische Götzen stellt man sogar,
Juden und Türken, Mohren und Heiden
Zigeuner und and'res Gesindel dar,
Schwacht von den dämonischen Amor's-Freunden,
Der ein kleiner Teufel beständig war,
Denn — ich mag es Euch nicht verhehlen —
Daß er, da ich an ihn, den Satan, geglaubt,
Mir öfters die Ruh' und den Schlaf geraubt,
Er wußte heimtückisch mich weidlich zu quälen,
Hatt' ich auch Rutt' und Sandalen an.
Ich kann es daher sehr deutlich mir denken,
Wie er mit seinen Foppen und Ränken
Weltfinder, schuhlose, daß martern kann.

Und der Jokus, ein windiger Knabe,
Der die Zunge sich öfters verbrennt,
Hier umher mit dem Schellenstabe

Unter die bunten Masken rennt.

Thut Buße! ruf ich Euch zu. — Entsetzlich!

Eiskalt über den Nacken mir's läuft. —

Nich plagt wol selber der Satan? denn plöblich

Nich die Begierde zum Scherzen ergreift.

Wer kann es dem jungen Pärchen verdenken,

Wenn es im Kreise der Freude sich heut

An heit'ren Scherzen, an losen Schwänken

Und solchen Mummereien erfreut.

So sey Euch denn auch mein Wunsch geweiht.

(zu dem Brautpaar.)

Ich tret' Euch ganz andern Sinnes entgegen,

Es sey Eure Ehe dem Himmel gleich;

Das Glück geleit' Euch auf allen Wegen

Eend fruchtbar, ruf ich: und mehret Euch.

O welch ein Wunder! — Es ist mir mein

Ordn,

Mit den Regeln, den strengen, fatal geworden,

Ich hasse die Geißel, das härene Kleid,

Die Haare, die so wild um das Kinn mir sprießen,

Nachtwachen und Fasten; ich war nicht gescheidt,

Ich will die Freuden der Erde genießen,

Dieweil der Schöpfer sie deshalb uns heut.

Ich will mit erheuchelter Erdmüdigkeit,

Verkehernd die Nebenmenschen, nicht prahlen;

Ich zähle mich jezt zu den Rationalen,

Obschon sie die Kirchenzeitung verschreit.

Den Rosenkranz und das Skapulier
Laß' ich Euch Beiden als Unterpfand hier,
Sie können, jezt weltlich, mir nichts weiter
nützen,
Doch eines beding' ich dabei mir noch aus,
Ihr sollt nach dem fröhlichen Hochzeitschmaus
Den Morgen darauf mir Beichte sitzen.

Die
Bahn zum Glück der Ehe,
durch
den Bau eines Tempels
symbolisch dargestellt.

Personen.

Der Ober-Priester.
Die Oberpriesterin.
Zwölf Priester.
Zwölf Priesterin.
Zwei Opferknaben.

Anordnung
des Einzuges in den Saal.
Der Oberpriester. Ihm werden die zum Bau des Tem:

veß erforderlichen Stücke, bedeckt mit einem reichen Scharlach-Gewande von vier Priestern nachgetragen, denen paarweise die übrigen Priester sich anschließen. Jetzt folgen die beiden Opferknaben mit ihren Schaalen; demnächst die Ober-Priesterin, die unter einer Purpurdecke das dem Brautpaar bestimmte Andenken trägt, und den Zug der Priesterinnen führt.

Während der Zug den Saal betritt, umsieht, und im Halbkreis dem Brautpaar gegenüber sich ordnet, wird Nachstehendes gesungen:

Chor der Priester.

Singet geweihte Brüder!

Singet frohlockende Lieder!

An Hymen's bekränztem Altar

Steht Amor und fesselt die Herzen,

Und zündet die flammenden Kerzen,

Umtanz't von der Genien gaukelnder Schaar!

Der Ober-Priester.

In Asiens nie erforschter Mitte,

Durch glühende Wüsten, dem kühnsten Schritte

Des spähenden Wand'ers ewig verschlossen,

Erhebt sich auf stolzer Säulen Kolossen

Ein Tempel, dem Dienste der Liebe geweiht.

Nie störet dort

Ein rauher Nord,

Des Zephyr's balsamisches Wehen;

Und nie verhallt

Im Myrthenwald,

Der Nachtigall schmachtendes Flehen.

Gebrochen ruht
Des Liegere's Wuth,
Dem hüpfenden Lamm zur Seite;
Im blut'gen Mord
Wird nimmer dort
Die Taube dem Geier zur Beute;
Denn mit dem Zauber süßer Liebe
Zähmt Amor und Hymen die feindlichen Triebe.
Und wo von Amor's Hand geleitet
Ein Lieb' entbranntes Paar,
Entgegen Hymen's Hochaltar
Im hochzeitlichen Kranze schreitet;
Da senden uns, ihre Priester und Priesterinnen,
Amor und Hymen, die Götlichen!
Daß die Liebenden
Worte beglückender Lehren,
Von unsern geweihten Lippen hören,
Segenvoll den Pfad der Ehe zu beginnen.

Der Blick der Liebe sieht nur Rosen;
Dem Ehebunde blüh'n,
Der jungen Liebe trunk'nem Rosen
Sucht schlau das Mißgeschick zu flieh'n.
Doch nur zu bald erschafft
Im Strom der Zeit der Liebe Zauberkrast?
Nicht ewig duften die kräuslichen Myrthen,
Die Purpur prangende Rose erbläst,

Kühn um die zarten Zweige gürten
Sich feindliche Dornen in treibender Hast.

Doch der Mensch mit starker Rechte
Gebeut dem Bliß die Bahn, —
Auch des Zufalls blinde Mächte
Macht er sich unterthan.

Ein reines Herz begründet
Das inn're stille Glück,
Und Kraft des Geistes bindet
Das äußere Geschick.

Auf denn, ihr Brüder! erhebet den Chor!
Bauet des Ehelücks Tempel empor!
Zu lehren geprüfte ewig wahre
Worte des Heils dem bräutlichen Paare!

Chor der Priester.

Hymen im frohen Entzücken,
Lächelt mit wonnigen Blicken,
Entgegen dem bräutlichen Paar!
Die Liebenden ewig zu binden,
Die seligsten Bande zu gründen,
Reicht Hymen die Hände, die seg-
nenden, dar!

Während dieses Chors, ist von den vier, den Bau des Tempels ausführenden Priestern, das Fundament desselben, gelegt worden. Der Tempel erhält die Breite von 10, und die Höhe von 12 Fuß, und es sollten nun die Pforten der 4 Säulen des Tempels aufgestellt werden. Diese 4

Liedeskale tragen die Inschriften: „Liebe“ „Treue“ „Vertrauen“ „Achtung“. Die bauenden Priester heben vor der Aufstellung jedes mit der Inschrift versehenes Baustück zur Ansicht empor, wobei von dem ganzen Chor der Priester die darauf befindliche Inschrift singend ausgesprochen wird, und zwar in nachstehender Ordnung:

Chor der Priester.

L i e b e.

Eine Priesterin. (vortretend.)

Soll das Glück der Ehe blühen,
Liebe muß der Grundstein seyn!
Muß im reinen Herzen glühen
Keusche Liebe hehr und rein.

Stolzer strebt des Adlers Flug zum Himmel,
Schneller theilt der Fisch die Wellenfluth,
Froher ist des Wurmes Staubgewimmel,
Weht in ihm der Liebe Flammengluth.
Und der Mensch — nicht süßere Gefühle
Kennt sein Geist, als süße Liebe heut!
In dem Rausche ihrer Zauberspiele
Fleucht mit Blißesschnelle hin die Zeit.

Chor der Priester.

T r e u e

Eine Priesterin. (vortretend.)

Felsenfest stehe die Treue,
Bärtlicher Liebe zur Seite!
Nimmer der nagenden Reue
Falle die Unschuld zur Beute.

Wie des Epheus trauliche Gewinde
Den bemoosten Eichenstamm umranken;
Inniger und fester noch verbinde
Treue sich der Liebe, sonder Wanken,
Wenn schwarze Schicksals-Nächte
Im schwer erzürnten Rath,
Mit wildem Dorngeflechte
Umwinden unsern Pfad,
Froh und muthvoll eilt hinan
Treue Lieb' die raube Bahn.

Chor der Priester.

V e r t r a u e n.

Eine Priesterin.

Dann fällt ein seliges Vertrauen
Des Gatten und der Gattin Brust,
Und in das off'ne Auge schauen
Einander sie mit Himmelslust.

Auf den Lippen tragen Beide
Das geheimnißlose Herz,
Jedes Gute, jede Freude
Theilen sie, wie jeden Schmerz.

Chor der Priester.

A c h t u n g.

Eine Priesterin.

Wogen die Triebe,
Feuriger Liebe,

Einst ermatten;
Achtung fesselt: dann die Gatten,
Achtung schlingt mit sich'rer Hand
Fester stets das Eheband.

Doch wehe dem Bunde,
Schlägt einst die Stunde,
Wo die Liebe erblichen,
Die Treue entweichen,
Vertrau'n nicht mehr im Busenthron,
Und Argwohn tief im Herzen wohnt.

Chor der Priester.

Wo Liebe, Treu, Achtung und Vertrau'n
Umschlungen steh'n im engen Bunde,
Nur da wird Hymen's Hand auf festem Grunde
Des Eheglückes Tempel bau'n.

Die Schwaste der Säulen, welche nun aufgerichtet werden sollen, sind getheilt. Die vier untern Hälften derselben tragen die Inschriften: „Frohsinn“ „Güte“ „Machsicht“ „Verträglichkeit“. Bei deren Aufstellung wird von den Bauenden eben so wie vorher verfahren.

Chor der Priester.

Frohsinn.

Eine Priesterin.

Frohsinn! Dich zeugen nur schuldlose Herzen,
Dich alles verjüngende Zauberin!
Gaukelnd umwalle mit lachenden Scherzen
Die Liebenden ewig dein heiterer Sinn!
Du würdest mit Wollust das Leben,

Doch wendest du zürnend den Blick,
Dann eilet mit ängstlichem Streben
Von unserer Schwelle das Glück.

Chor der Priester.

G ü t e.

Eine Priesterin.

Güte! Du Bewohnerin
Edler zarter Seelen,
Nimmer darf dein weicher Sinn
In der Ehe fehlen.
Härte stößt von sich zurück,
Kann nicht Herzen binden,
Güte wird das reinste Glück
Unvergänglich gründen!

Chor der Priester.

N a c h s i c h t.

Eine Priesterin.

Hinüber nicht zum Raum der Ewigkeit
Dehnt sich der Honigmonde gold'ne Zeit,
Die Blinde, die von Amor's Hand gewoben,
Wird unbemerkt vom Aug' emporgehoben.
Mit Fehlern sieht und Schwächen dann
Der Mann das Weib, das Weib den Mann.
Dann wallte du, Verschwieberte der Güte,
Mit freundlicher Geduld und langmuthsvoll,

Du holde Nachsicht! und gebiete
Mit Herrscherkraft dem finstern Groll.

Chor der Priester.
V e r t r ä g l i c h k e i t.

Eine Priesterin.

Wo Frohsinn, Güte, Nachsicht leben,
Da wird Verträglichkeit,
Die nimmer hadert, gern verzeiht,
Den zarten Fittig rasch erheben,
Mit in den schönen Bund zu schweben.

— Und strahlend im himmlischen Lichte
Nacht häuslicher Friede sich dann,
Und spendet die goldenen Früchte,
Und eb'net von Dornen die Bahn!

Doch rüttelt Unfriede die Schwingen,
Und kettet die Zwietracht sich los!
Mit Hüllenqual dann zu ringen
Ist der Ehe trauriges Loos

Chor der Priester.

Frohsinn, Nachsicht, Güt' und Eintracht
weben

Dem Kranz der Ehe dusterfüll e Rosen,
Und wie des Frühlings Weste sanftes Rosen,
Entflieht dann leicht und wonnevoll das Leben.

Die Säulen werden nun durch Aufsetzung der andern
Hälften vollendet, und diese sind mit den Inschriften:
„Weisheit“ „Sanftmuth“ „Hauslichkeit“ „Ge-
nügbarkeit“ versehen.

Chor der Priester.

W e i s s h e i t.

Ein Priester.

Weisheit ist des Mannes Bürde —
Ist des Mannes höchstes Gut,
Der des Lebens schwerste Bürde
Tragen soll mit Kraft und Muth.

Gegenwart und Zukunft muß er wägen,
Mit des Ernstes strengem Prüfungsblick,
Allzuoft führt uns auf dunkeln Wegen
Unsichtbar das waltende Geschick.

Vollenden soll mit Kraft, was als das Beste,
Nach ernster Prüfung anerkannt der Mann.
Dem Wankelspiele leichter Beste,
Preisgeben nimmer wohlbedachten Plan.

Chor der Priester.

S a n f t m u t h.

Ein Priester.

Sanftmuth! Namenloser Wonne
Holde, theure Schöpferin!
Wie der Frühlingsstrahl der Sonne,
Wie der Thau das zarte Grün,
So erquickst du, Zauberin!

Rosen und Nelken,
Bleichen und welken,
Schönheit vergeht!

Aber fest und ewig steht
Sanftmuth! Dein Bönne verbreitendes Wesen!
Dein Zauberkleid,
Wird nie die Zeit,
Die alles zerstörende, lösen!

Chor der Priester.
H ä u s l i c h k e i t.

Ein Priester.

Bescheiden steht im Lilien-Gewande
Die fromme, stille Häuslichkeit!
Sie sehnt sich nicht nach leerem Glittertande,
Nach Weltgeräusch, das nur zerstreut;
Nur für des Hauses Wohl zu leben
Ist all' ihr Sinnen, all' ihr Streben.

Da strömt der Segen! rasch und herrlich
schreitet

Der Wohlstand ein und füllt das Haus.
Wohin der frohe Blick des Auges gleitet
Dehnt Ueberfluß den Teppich aus;
Im Glanz der Morgenröthe prangen
Der muntern Kinder volle Wangen.

Du bist der Frauen reichste Morgengabe,
Du sorglich rege Häuslichkeit!
Dein treues Walten schirmt des Hauses Habe,
Wenn Leichtsinn jügellos zerstreut,
Und wild hinaus in's Leben stürmet,
Und Gram und Mangel auf sich thürmet!

Chor der Priester.
G e n ü g s a m k e i t.

Ein Priester.

Ungenügsam, unbesonnen,
Strebt der Mensch im eiteln Wahn
Aus den Schranken seiner Bahn!
Zu den Kreisen höh'rer Sonnen
Will er stolz hinauf sich schwingen,
Größern Glanz dort zu erringen.

Genügsamkeit! Du freundlich liebevolle
Gefährtin der Zufriedenheit,
Du lächelst stets, wenn auch die kleinste Scholle
Der Erde nur dir ihre Gaben deut;
Nur deinem Schoosse, nicht dem Purpurkleide,
Entspricht des Lebens reine wahre Freude.

Der Mensch allein in seinem Innern heget
Den Saamen der Glückseligkeit,
Und schön empor zu duft'gen Blüthen pfl eget
Ihn Deine Mutterhand — Zufriedenheit!
Nicht draußen wird der Mensch das Glück
ergründen,
Er muß den Keim in seinem Busen finden.

Chor der Priester.

Weisheit, Genügsamkeit,
Sanftmuth und Häuslichkeit

Tropfen des Mißgeschicks zürnenden Wellen,
Binden mit Fesseln, die nimmer zerschellen,
Das unsflüchte Glück!

Während dieses Chors ist der ganze Bau des Tempels vollendet, und ein Altar in demselben, dem das dem Brautpaar gewidmete Andenken zur Opferschaale dient, aufgerichtet worden. Die Proctesvice des Tempels führt die Inschrift: „Glückseligkeit!“ und ist mit den Bildsäulen der Gerechtigkeit, des Ueberflusses und der Vorsichtigkeit geziert.

Einer der bauenden Priester.
Vollendet ist der Bau! — Ein lehrendes Symbol
Steht unser Werk! — Der Ebe heißes Streben,
Ihres höchsten Sehns nach strahlendes Idol —
„Glückseligkeit!“ — in Eurem Bund zu
weben!

Die Tugenden, worauf der Bau gegründet
Des Tempels edle Form, so zart sich ründet,
Entsinkt auch eine nur dem holden Kranze,
Zerrüttet stürzet dann das schöne Ganze!

Erster Opferknaabe.

(Indem er die Opferflamme auf dem Altar anzündet.)

Heil'ge Flamme brich hervor!

Lob're zu des Aether's Höhen!

Trag' der Unschuld frommes Flehen
Zu dem Sternenzelt empor!

Zweiter Opferknaabe.

Und verßhn' die Unsichtbaren,
Die der Zukunft dunkles Loos,

Im gleichnißvollen Schooß,
Sorgsam wägen und bewahren!

Zwei Priester wiederholen im zweistimmigen Gesang neben dem Altar.)

Und versöhn' die Unsichtbaren u. s. w.

Erster Opferknaabe.

Tanzet herbei ihr lieblichen
Wonn'berauschten Amoretten,
Schlinget eure Blumenketten
Ewig um die Liebenden!

Zweiter Opferknaabe.

Deffnet eure Freuden-Spende,
Götter! eure Segens-Hand!
Daß der Ehe süßes Band,
Froh begonnen — schön sich ende!

(Drei Priester wiederholen dreistimmig.)

Deffnet eure Freuden-Spende u. s. w.

Die Oberpriesterin. (zu dem Brautpaar.)

Verschließ't tief in der Brust des Tempels Worte!

Sie öffnen Euch,

In Hymen's Reich,

Des Eheglückes goldene Pforte.

Was Hymen uns gebot — es ist erfüllt.

Der Götter Blick

Winkt uns zurück,

Wo ewig glühend,

Blühe sprühend,
Der Flammenstrom der Liebe quillt.

Der Trennung wehmuthschwere Stunde
Drückt unser Herz
Mit herben Schmerz!
Lebt, Theure, wohl!
Und Segen soll
Stets unser Herz ersuchen Eurem Bunde.

Der Zug bildet sich wieder, und verläßt in der An-
fangs beschriebenen Ordnung den Saal, unter Wiederhol-
ung des ersten

Chors.

Singet, geweihte Brüder! u. s. w.

Strohfranzreden.

Nicht Neugier — nennt es Mißbegier —
Führt mich zu Euch, Ihr lieben Beiden!
Und eingetreten in die Thür,
Frag' ich die junge Frau bescheiden:
Wo ist der Myrtenkranz? — Man lacht.
Das ist ja nur der Bräute Tracht,
Und aus dem Bräutchen ward ein Weibchen,
Die wird man nie mit Myrthen seh'n;
Der jungen Frau geziert ein Häubchen,
Und es — das muß man eingesteh'n —
Steht, wie der Myrthenkranz, Dir schdn.

Das Myrthenfest blieb ohne Regen,
Vom Himmel fiel der Sonne Glanz
Hernieder bei des Priesters Segen
Hellschimmernd auf den Myrthenkranz.
Dem reinsten Glück gehst Du entgegen,
Denn solch ein milder Sonnenschein
Kann Dir nur Bonne prophezeih'n;
Das wirst Du, holde Frau! erfahren,
Durch Eintracht, Zärtlichkeit und Treu;
Du wirst den Kranz sorgsam bewahren,
Und einst nach fünf und zwanzig Jahren
Schmückt er Dich, silberschimmernd, neu.

2.

Nichts ist beständig auf der Erde,
Denn es verwandelt Alles sich;
Daß wahr dieß, hier ich inne werde.
Der schöne Myrthenkranz, der Dich
Noch gestern, reich an Blüthen, schmückte,
Nach solcher kurzen Frist erblich;
Doch da geweihte Lieb' ihn knickte,
So findest Du es wohl gethan;
Ist er auch gelb, wie Stroh geworden,
Dir, eingeweiht im Frauenorden,
Ein Häubchen ihn ersenken kann,
Ein Häubchen, das so schön Dich kleidet,
Wie es das Myrthenreis gethan.
Bei mir dieß keinen Zweifel leidet.
Mehr Werth hat doch ein braver Mann,
Als solch ein Kranz, der nun verschwunden,
Du gabst ihn dem Gewählten hin,
Und Deine Augen mir bekunden:
Ein solcher Tausch bringt nur Gewinn.

3.

(als Schulmeister verkleidet.)

Ich komm' im Auftrag hier von vielen Leuten,
Dieweil ich als Poet bekannt seit langen Zeiten;
Bei jedem Hochzeitfest, bei jedem Kindtauffchmaus
Kramt' ich, als Stadtpoet, stets meine Reime aus.
Sie fanden Velfall stets, und waren sie auf Bogen

Ganz deutlich, schwarz auf weiß, vom Drucker
abgezogen,

So wurden sie verwahrt, man las sie nicht allein,
Ein Jeder wickelte darin noch Kuchen ein,
Den andern Morgen dann die Mädchen und die
Knaben

Mit diesem, aber sich noch einmal recht zu laben,
An dem, was ich mit Müß' und Schweiß in
Reimen zwang,

Und was bewundernswerth, wie Gottsched, mir
gelang.

Als Redner soll ich mich nun diesen Mor-
gen zeigen,

Und vor der jungen Frau mich, gratulirend, neigen.
Dieß thu' ich denn hiermit, der Büchling ist
nicht schwer,

Wenn es auch nur so leicht mit meiner Rede
wâr'.

Das Thema war und bleibt bis zu dem jün-
sten Tage

Der Strohkranz ganz allein, und ich jetzt Jeden
frage:

Da man es längst erschöpft, was soll ein Red-
ner nun,

Daß er nicht ennuyirt, mit solchem Thema thun?

Darum will ich mich heut kurz in der Rede
zeigen,

Ob in der Regel zwar die Kürze mir nicht eigen,
Denn man bezahlt mir die Verse Ellenweis;
Je länger sie nun sind, je höher ist der Preis.
Heut will ich den Verlust uneigennützig tragen,
Und von dem Strohkranz nur, was meine An-
sicht, sagen:

Die Braut ein Myrthenkranz am Hochzeitfest
umschlingt,
Allein den Tag darauf von Stroh man einen
bringt,
Wie diesen, schöne Frau! Laß ihn Dir über-
reichen,
Und sieh in diesem Stroh ein hocheifrenulich
Zeichen,
Dem Fest von gestern folgt gewiß ein Kindtauf-
fest,
Bekanntlich baut aus Stroh der Klapperstorch
sein Nest.

4.

Die Zeit in wenigen Sekunden
Sehr Vieles metamorphosirt;
Das hab' ich heute recht empfunden,
Als mich mein Weg hierher geführt.
Es ist der grüne Kranz verschwunden
Der gestern Dir das Haupt geziert;

Als Jungfrau sah'n wir Dich noch gestern,
Wie eine Rosenknospe schön;
Umringt von Freundinnen und Schwestern,
Als junge Frau wir heut Dich seh'n.

Das Myrthenreis, das Dich geziert,
Ward, holde Freundin, von der Hand
Der Zeit, auf Amor's Wink, berührt,
Es von dem Lockenhäuptchen schwand,
In Stroh ward's metamorphosirt,
Und man kein grünes Blättchen schaut.
Warum? — Hör' ich neugierig fragen; —
Mir ward's von Hymen anvertraut,
Und ich kann unbedenklich laut
Es Dir und Deinem Gatten sagen:
Der Storch daraus ein Nest sich baut.

5.

Die Gabe der Beredsamkeit
Fehlt mir, und meine Schüchternheit
Gleicht der, von diesem jungen Weibchen,
Das scheu die Neuglein niederschlägt,
Weil's heut' ein niedlich Morgenhäubchen
Statt eines Myrthenkranzes trägt.
Er ward zu Stroh, so geht die Sage,
Man raunt es leise sich in's Ohr,
Doch ausgemacht ist längst die Frage,

Der Gatte zieht am heut'gen Tage
Das Häubchen einem Kranze vor.
Prangt auch nicht mehr in Deinen Haaren
Das Reis der Myrthe, frisch und grün,
Es wird dafür in spätern Jahren,
Wie gestern Dir, den Töchtern blüh'n.

Trinksprüche.

1.

Jeder Schönen, der die Liebe
Nicht der Mode Spielwerk ist,
Die des Mannes Seyn versüßt,
Durch des Herzens reinste Triebe
Nur das schöne Bündniß schließt;
Wer das Jenseits schon begrüßt,
Wird das Dießseits ernst und trübe.
Weib' ich diesen Becher Wein;
Glücklich mdg' ihr Wandel seyn!

2.

Es mdgen Lieb und Gast der Neben
Vor Allem in der Welt gedeih'n,
Es sollen die Verliebten leben,
Die wackern Zecher schließ' ich ein!
Des Lebens Mühen, Sorgen, Leiden,
Erschrecken wahre Weisen nie.
Die Liebe wandelt sie in Freuden,
Und bei dem Wein vergift man sie.

3.

Wo man freundlich Wein mir schenket,
Halt' ich mit Vergnügen Stand,
Gleich der Blume, die in's Land
Man, zu wurzeln, eingesenket;
Stets sie dort am schönsten sprießt,
Wo man sorglich sie begießt.

4.

Es lebe Freundschaft, lebe Liebe!
Durch's mühevollen Weltgetriebe
Sind sie zur Tröstung uns gesandt,
Wenn Liebe Seuffer uns expressest,
Mit Thränen unsre Augen nasset,
So trocknet sie der Freundschaft Hand.

5.

Troph des Nachruhms eitlen Schimmer,
Denn er glänzt uns doch nur immer,
Wenn uns Charon's Rachen trägt;
Soll uns nicht sein Glanz verblenden;
Wer es klüglich überlegt,
Wird ihm keine Stunde spenden.
Freunde! Es sey unser Ruhm,
Uns mit Rosen zu bekränzen,

Wo uns Grazien Wein kredenzen
In der Freundschaft Heiligthum.

6.

Lebten wir auch nur morgen und heut,
Ein Tag sey billig dem Frohsinn geweiht.

7.

Laßt die Gläser rasch uns füllen!
Pecr't sie, daß ist süße Pflicht.
Wein ist Letzter für die Grillen,
Nur für Lieb' und Freundschaft nicht.

8.

Für uns, die wir der Liebe Wonn' uns freu'n,
Nicht brüsten uns mit falschem Heiligenschein,
Schuf Gott den Wein.
Für die Tartüffe, Weiberhasser,
Das Wasser.

9.

Auf! nehmt das Glas zur Hand
In dieser schönen Stunde!
Uns eint ein heil'ges Band;

Es thn' aus jedem Munde:
Heil Dir, o Vaterland!

10.

Nicht bloß dem Gott der Reben,
Der froh die Herzen macht,
Sei dieser Toast gebracht,
Hoch soll auch Amor leben!

11.

Pflicht ist's, des Himmels Gaben
Mit Maß sich zu erfreu'n;
Deshalb mag uns der Wein
Den Gaumen jetzt erlaben!
Trinkt aus, schenkt wieder ein!

12.

Eitel ist Alles? — Wir stimmen nicht ein,
Nicht Liebe ist es, nicht Freundschaft und Wein!

13.

Hoch lebe Jeder in diesem Kreise,
Und Grohsinn der Gäste den Geber preise.

14.

Laßt uns, den holden Frauen zu Ehren,
Die vollen Gläser, anklingend, leeren!

15.

Was nicht zu lieben, zu trinken gelernt,
Das sey aus unserm Kreise entfernt.

16.

Die Würze des Weins ist des Liebchens Kuß;
D'rum Beides man klüglich vereinigen muß.

17.

Auf, die Flaschen rasch entsiegelt,
Füllt mit Wein das leere Glas,
Durch der Reben süßes Raß
Wird der Geist zur Lust beflügelt.

18.

Nichts von Kannengießerein,
Wir sind Alle doch zu klein,
Um des Staates Schiff zu lenken;
Lasset uns darauf nur denken,
Bei Gesang und Scherz und Wein
Uns des Lebens zu erfreun.

19.

Wer weiß, wenn unsers Lebens Vorhang sinkt;
D'rum wollen wir die Augenblicke haschen,
Und fröhlich seyn, hier, wo in vollen Flaschen
Der Sorgenbrecher winkt.

20.

Bereinet sind wir hier so froh,
D'rum laßt die Gläser laut erklingen,
Und ein Geseß, das Cicero
Erwähnet, in Erinn'ung bringen.
Bei'm Mahl der Römer stets es hieß:
„Trink' oder geh!“ Wohlان! wir wollen
Nachsprechen, mit dem Alten, dieß;
„Wer nicht mit trinkt, der mag sich trollen!“

21.

Salomo, der Weise, schon
Hat geprediget die Lehre,
Daß hier Alles eitel wäre
Für den armen Erdensohn.

Räumet man ihm dieß auch ein,
Wird mir's Keiner doch bestreiten,
Unter diesen Eitelkeiten
Werden zwei gar köstlich seyn.

Diesen Beiden, Freunde, muß
Man sich darum nur ergeben:
Dem gepreßten Saft der Reben,
Und der Rosenslippen Kuß!

22.

Ihr Herren zur Rechten, ihr Herren zur
Linken,
Seid langsam zum Bohn, und geschwinde zum
Trinken.

23.

In Arbeit ungesüßet!
Im Bitten erhdet!
Im Glück unbethdet!

24.

Gesunden Leib, gesunden Scheitel,
Und viel Gesundheit in dem Beutel!

25.

Dem Abend, der uns frohlich macht
Folg' eine schöne süße Nacht!

26.

Es leben die entfernten Freunde!
Dieß Glas soll ihnen heilig seyn.
Es leben gleichfalls unsre Feinde,
Doch fern von uns, und ohne Wein!

Bei einem Kindtauffeste.

1.

Heil dieser hoffnungsvollen Stunde!
Dem zarten Säugling Heil, den heut
Zum segensreichen Christenbunde
Der Taufe Sakrament geweiht;
Sein später Wandel noch bekunde
Den Segen echter Frömmigkeit.

2.

Dem Neugeborenen }
Der Neugeborenen } gilt dieß Glas!
Groß mag ^{er} } werden, glücklich leben,
 ^{sie} }
Und oft und spät ein Mutterfaß
Ih }
Ihr, } wie heute uns, Labung geben!

3.

Drei sind alle gute Dinge!
D'rum dreimal das Glas erklinge,
Es ein dreifach Vivat gilt:
Vater, Mutter sollen leben,
Und das kleine Ebenbild,
Dem die Taufe man gegeben.

Bei einer silbernen Hochzeit.

Heut vor fünf und zwanzig Jahren,
Flogen hier aus Paphos Hain
Kleiner Liebesgötter Schaaren,
Wie die Bienen, aus und ein.
Seit das Hochzeitslied verklungen
Und Saturn sein Rad geschwind
Fünf und zwanzig Mal geschwungen,
Ist Kupido nicht mehr blind,
Und erwachsene, ernste Jungen
Seine Liebesgötter sind.

Aber treu sind sie geblieben
Dieses Hauses stillem Ort,
Und sie wachten, unvertrieben,
An dem Torus immerfort.
Endete ihr tändelnd Rosen,
Spielend nicht mit Myrth' und Rosen,

Hielten sie mit fester Hand
Alter Liebe treues Band;
Lieben ämsig ihre Künste,
Spinnen Fäden rein und zart,
Und ihr silbernes Gespinnste
Glücklich heut' beendet ward.

Nun ein neu Gespinnst begunnet,
Und von heute an mit Fleiß
Liebe gold'ne Fäden spinnet,
Eures Bundes schönen Preis.
Ihrem silbernen Gewebe
Bring't jetzt frohe Wünsche dar,
Stoßet an und ruft: es lebe
Hoch das theure Jubelpaar!

Zu
andern häuslichen Festen
und
gesellschaftlichen Vereinen.

The first part of the report
was devoted to a general
survey of the situation in
the country.

It was found that the
economy was in a state of
collapse and that the
population was suffering
from severe shortages of food
and clothing.

The government had
been unable to meet its
financial obligations and
the country was in a state
of chaos.

The situation was
described as a disaster
and it was estimated that
the population was
suffering from a 50%
reduction in living standards.

The report also
mentioned that the
government had
been unable to
maintain law and order
in the country.

The situation was
described as a disaster
and it was estimated that
the population was
suffering from a 50%
reduction in living standards.

Die Martinögang.

Schon seit dem vierten Sæculum,
Wie's die Geschichte lehret,
Wird zu des frommen Martin's Ruhm
Die Martinsgang verkehret.

Martin, den Ungarn einst gebor, —
Das Jahr kann ich nicht sagen —
Ein großer Kirchenlehrer war;
Er fand daran Behagen.

Zu lehren, was er glaubt, beschließt
Er weit umher zu wandern,
Und zog, wie jetzt ein Journalist,
Von einem Ort zum andern.

Sein Weg ihn selbst nach Frankreich bringt,
Das Christenthum zu lehren,
Und es ihm dort auch gut gelingt,
Die Heiden zu bekehren.

Dies Alles außer Zweifel ist,
Doch dreifach ist die Sage,
Weßhalb man Gänsebraten ißt
Gerad' am Martinstage.

Es hat Martinus, wie es heißt,
Vor Jungen und vor Alten
Einst eine Predigt, reich an Geist,
Die All' gerührt, gehalten.

Doch singen Gänse an zu schrei'n
In schnatterhaften Ehdren,
Da konnte Martin kaum allein
Sein eig'nes Wort noch hören.

Dem Redner dieß so sehr verdross,
Daß er, kaum angefangen,
Die salbungsvolle Predigt schloß,
Und schnell davon gegangen.

Verdenken kann man ihm es nicht,
Wer hört nicht gern sich sprechen,
Und wer läßt, wenn er einmal spricht,
Sich, ruhig unterbrechen?

Nicht er allein ward ärgerlich,
Daß man ihn so gestört,
Es ärgerten auch Alle sich
Die nur ihn halb gehört.

Sie sahen des Erzürrten Groll,
Nicht lang' sie sich bedachten,
Einstimmig hieß es nun: man soll
Die Gänf' als Sühne schlachten.

Der Ausspruch ward auch gleich vollstreckt,
Die Gänse müssen büßen,
Man schlachtet, rupfet, seng't sie, steckt
Gleich Märt'ern sie an Spießen.

Und zur Erinn'ung, was gescheh'n,
Damit es Früchte trage,
Sich icht noch Gänf' am Spieße dreh'n,
Jährlich am Martinstage.

Doch Viele widersprechen dreist,
Was ich Euch hier berichtet,
Selbst Mancher grundgelehrt beweiß;
Man hab' es nur erdichtet.

Nein, keine Gans hat ihn gesidrt,
Wol hat man die Gevattern,
Wenn Predigten er hielt, gehdrt,
Doch niemals Gänsefnattern.

Das hat in Harnisch ihn gebracht,
Kein Schwäher wollte kuschen;
Da ward dieß Märchen dann erdacht,
Die Sache zu vertuschen.

Die Gänse mußten, wie man sieht,
Unschuldig dafür leiden.
Zuweilen dieß auch jezt geschieht,
Wer kann es stets vermeiden?

Die zweite Sage anders klingt,
Und sie, — man muß es preisen —
Den Mann aus Ungarn Ehre bringt
Auf seinen frommen Reisen.

Das Bisthum ward in Tours vacant,
Ein würd'ger Bischof fehlte,
Martin war so beliebt, bekannt,
Daß man ihn dazu wählte.

Doch wollt' er aus Bescheidenheit
Sich nicht dazu bequemen,
Und er beschloß — noch schien's ihm Zeit —
Reis'aus sogleich zu nehmen.

Denn kaum, daß er den Braten roch,
Floh er, und er geschwinde
In einen Gänsekoben kroch,
Damit ihn Keiner finde.

Sobald man seine Flucht erfuhr,
War Alles im Allarme,
Eckbriefe folgten ihm nicht nur,
Auch überall Gensd'arme.

Allein umsonst, denn kein Gensd'arm'
Herans den Flüchtling brachte,
Er saß in seinem Koben warm,
Wo er in's Häuschen lachte.

Doch manchmal kommt der Polizei
Ein Zufall sehr zu statten;
Hier war's der Gänse Angstgeschrei,
Als solchen Gast sie hatten.

Kein Schnattern, wie man's sonst wol hört;
Es untersucht den Koben
Die Polizei, als sie's erfährt,
Von unten und von oben.

Sie zieht Martinus an das Licht,
Da hilft kein Bitten, Sträuben,
Im Gänsekoben darf er nicht
So sehr er's wünschet, bleiben.

Als Arrestant fährt man ihn ab,
Doch nun, aus diesem Koben,
Geschmückt mit einem Bischofsstab,
Wird er gar hoch erhoben.

Und er gutmüthig bald vergißt,
Wie ihn mit Schimpf und Schanden
Die Polizei damals begrüßt,
Als ihn Gensd'armen fanden.

Daß er aus einem Gänsestall
Zum Bischof sich geschwungen,
Ist Gänse man noch überall;
Ihm späte Huldigungen.

Die dritte Sag' ist schlecht, ich muß
Es leider Euch geschehen,
Doch ich, als ein Historikus,
Darf sie nicht übergehen.

Martinus gerne Gänse aß;
Bei guten Leckerbissen
Hält man nicht immer Ziel und Maß,
Wie wir es Alle wissen.

So hatt' er seinen Magen dann
Zu viel davon geboten,
Und fetten Gänsebraten kann
Kein Magen gut zerschrotten.

Und in noch kräft'gen Jahren schon,
Raum aus des Lebens Lenzen,
Litt er an Indigestion,
Tropf Tropfen und Essenzen.

Die halbe Hungerkur empfahl
Sein Arzt ihm ernstlich immer,
Allein bei'm Mittag, Abendmahl
Gedacht' er dessen nimmer.

Macht' ihm der Koch sein Leibgericht,
Halt bitten nicht, noch raten,
Das was uns schmeckt, das schadet nicht,
Denkt er bei'm Gänsebraten.

Und wenn er dampfend vor ihm stand,
Er keine Zeit verlieret,
Und ihn mit kunstgeübter Hand
Wie sich's geziemt, tranchiret.

„Der Henker hole die Diät!“
Pfleget' er dann wol zu sagen:
„Nichts über Gänsebraten geht!“
Sich klopfend auf den Magen.

Doch die Diät dieß übel nahm,
Sie Zorn und Rache sprudelt,
Ihm eine Gans sehr schlecht bekam,
Die man zu fett genudelt.

Die Eßlust ihm vergangen ist,
Ihm drückt's wie Stein' im Magen,
Der Arzt ihm die Epistel leßt,
Um ihn noch mehr zu plagen.

„Gewarnt hab' ich genug,“ er spricht:
„Für solche Leckerbissen.
„Alein was half's? Sie konnten nicht
„Sich zur Diät entschließen.

„Und wer leichtsinnig die verbbhnt, —
„Sie ist ein Frauenzimmer —
„Mit dem sie niemals sich verbbhnt,
„Und Rache übt sie immer.“ —

Was hilft mir ihre Utaney!
Kann die mein Weh vertreiben?
Sprach Martin: ich rief Sie herbei
Mir etwas zu verschreiben.

„Das kann gescheh'n!“ — Der Arzt verschreibt
Erst Pulver ihm, dann Pillen,
Allein es stets bei'm Alten bleibt,
Nichts kann die Schmerzen stillen.

Nach vierzehn Tagen ist er schon
Im Herrn ganz sanft entschlafen,
So kam durch Indigestion
Er in der Ruhe Hasen.

Es ward darauf und wird noch jezt
An seinem Namenstage
Ein Gänsebraten vorgesetzt.
Doch trau' ich nicht der Sage.

Ihr habt nun unter drei'n die Wahl,
Eint Euch deshalb in Frieden,
Bei unserm frohen Martinsmahl,
Ich laß es unentschieden.

Folgt meinem Beispiel, Freund! ich kann
Nichts Klügeres Euch raten,
Stoßt auf den braven Martin an,
Und seinen Gänsebraten.

Vor allem aber weih't ein Glas
Der Kochkunst unsrer Frauen,
Und haltet all' gehdrig Maß;
Gedenket an's Vertrauen!

Familienlied.

Chor.

Wie schön ist es, nach Ahnensitte,
Im Kreis der Seinen sich zu freu'n;
So süßlich als in ihrer Mitte
Schmeckt nirgends weder Ruß noch Wein.

Vater.

Wenn ihr den vollen Kelch mir reichet,
Ihr Edhne, meines Alters Lust,
So werd' ich wieder jung, so weichet
Der düstre Gram aus meiner Brust.

Edhne.

Heil, Vater! Dir, der durch die Kette
Des Blutes eng an uns sich band;
Rüßt, Brüder! ihn; nehmt um die Wette
Den Freudenkelch aus seiner Hand

Mutter.

Ihr! die Ihr wie des Pfirsichs Blüthe,
Den Stamm, aus dem Ihr sproßtet, schmückt,
Seyd gut, Ihr Töchter! weil nur Güte
Den Vatten fesselt und beglückt.

Töchter.

Laßt uns der Mutter Wangen küssen;
Auf, Schwestern! sie, die uns gebär.
Sie lehrt uns, was wir werden müssen,
Durch das, was sie dem Vater war.

Vater und Mutter.

Umarmt Euch, Kinder! trinkt zum Bunde
Der Eintracht diesen Becher aus,
Sie schüßt, gleich einem Felsengrunde,
Auch unter Stürmen Euer Haus.

Edhne und Töchter.

Schwört, Brüder! Schwestern! laßt uns
schwören,
Stets redlich, stets vereint zu seyn;
Vereint, so wie der Traube Beeren,
Vermengte Tropfen hier im Wein.

Enkel und Enkelin.

Laßt uns ihm folgen, dem Exempel
Der Edlen, die wir vor uns seh'n,
Und hinter ihnen in die Tempel
Der Freundschaft und der Liebe geh'n.

Chor.

Wie schön ist's, wenn bel'm Gast der Neben
Bereint sich Sohn und Enkel freu'n,
Und wenn zum Bunde, recht zu leben,
Die Väter Kuß und Becher weih'n.

Wort und That.

In dem Geräusch der Welt zu leben,
Befriedigt weder Herz noch Geist,
Der Weisheit will ich mich ergeben,,
Dem Irdischen sie uns entreißt.
Um Ehr' und Reichthum sich zu plagen,
Die schndden Gdhen dieser Welt,
Will sich mit Weisheit nicht vertragen.
So sprech' ich, fehlt es mir an Geld.

Doch glebt nach ihren Zaubernehen
Allmächtig mich das Weltgewühl,
Fühl' ich ein köstliches Ergdhen
An seinem manigfachen Spiel;
Es spukt nicht mehr in meiner Scheitel
Die Weisheit, die ein Wahn mir dünkt,
Sobald in meinem leeren Beutel
Nur wieder blanke Münze klingt.

Gottheren's Sohn ist nur voll Tücken,
Die Ruh' des Herzens er zerstört,
Seuffz' ich voll Groll, sobald den Rücken
Mir eine spröde Schöne kehrt.

Man kauft ein flüchtiges Vergnügen
Für lange Sorg' und Mühen ein,
Ein Thor wird sich in Ketten schmiegen,
Ein Weiser strebet frei zu seyn.

Doch wenn mit Rosen auf den Wangen
Ein Mädchenauge hold mir lacht,
Geb' ich freiwillig mich gefangen,
Und huldige der Liebe Macht.
Für einen Druck von ihren Händen,
Für einen Kuß wärd' ich sogleich
Freigebig Haab' und Gut verschwenden,
Und hätt' ich auch ein Königrich.

Es ist ein Wahnsinn sonder Gleichen,
Wenn man dem Spiele sich ergiebt,
Es bleibt ein unverkennbar Zeichen,
Daß leeren Zeitvertreib man liebt.
Lockspeiß' ist es für fade Thoren,
Die ein verschmielter Gauner prellt';
So sprech' ich wenn ich viel verloren,
Und mangelt mir das baare Geld.

Doch klingt es in der Waise wieder,
Treibet's mich aus meinem Zimmer dann;

Zum Spielen seh' ich rasch mich nieder,
Man doch nicht stets verlieren kann,
Geschäftig greif' ich zu den Karten,
Und lade die Mitspieler ein;
Ausweihen kann man früh're Scharten,
Blind wird Fortuna stets nicht seyn.
Man ißt und trinkt nur, um zu leben,
Man lebt nicht, daß man ißt und trinkt,
Die Lehre, die man längst gegeben,
Mir eine hohe Weisheit dünkt,
Sobald kein Geld in meiner Tasche;
Ich spreche dann: auch ohne Wein
Kann man bei einer Wasserflasche
Und schmalen Bissen glücklich seyn.
Wenn aber Geld die Tasche füllet,
Vergeß' ich diese Ansicht bald;
Dann Wein den Durst allein mir stillt,
Und die Champagnerflasche knallt.
Den besten Koch muß ich besuchen,
Sein Speisezettell liefert dann
Mir von der Suppe bis zum Kuchen,
Was meinen Gaumen kitzeln kann.
Freimüthig hab' ich jetzt gestanden
Wie mir's ergeht seit langer Zeit.
Sehr viele glaub' ich, sind vorhanden,
Die mit mir große Aehnlichkeit.

Auf Wort' ist wenig d'rum zu geben,
Mein Beispiel lehrt, traut ihnen nie!
Groß ist der Unterschied im Leben
Von Praxis und von Theorie.

Philosophi des Trinker's.

Chor.

Auf! und schenket All' Euch ein,
Trinkt den Wein in langen Zügen,
Allen Gram wird er zerstreu'n,
Obser Grillen Schwarm versiegen.

Wer wird sich den Kopf zerbrechen
Mit spitzfind'gen Grübele'n,
Wie ein Schüler Hegel's sprechen,
Jedem unverständlich seyn.
Was Anakreon gelehret,
Und Horaz, Mäcenen's Gast,
Frohen Muth im Herzen, nähret,
Jeder, weil's verständig, faßt.

Chor.

Auf und schenket ic.

Wie wird sich die Welt gestalten,
Wird in Südamerika

Nicht die Zwietracht bald erkalten,
Ist der ein ewig'er Friede nah,
Wie steht's mit der Griechen Gränzen?
Eitle Fragen. — Wo den Wein
Lilienhände uns kredenzen,
Das laßt unsre Frage seyn!

Chor.

Auf und schenket ic.

Wahn sind Kannengießereien!
Scharfsinn mehr im Weine liegt,
Er kann jede Furcht zerstreuen,
Wenn uns Manches nicht genügt.
Mürrisch macht uns nur das Gräbeln,
Nähret Spleen und Menschenhaß,
Doch es heilt von vielen Uebeln
Uns ein volles Rheinweinfäß.

Chor.

Auf und schenket ic.

Auf der Welt geht's nicht am Besten,
Schufte sich durch Trug und List
Vom Verdienst des Fleiß'gen müssen,
Und der Thor ihr Opfer ist.
Man schwätzt viel von Treu und Glauben,
Doch die That ihm widerspricht;

Unschuld wohnt nur noch bei Tauben ;
Aber ändern kann man's nicht.

Chor.

Auf und schenket ic.

Wenn die Vorzeit man bewundert,
Thut man's ohne Grund sehr oft,
So vom künftigen Jahrhundert
Bessere Zeit man thbricht hofft.
Unsre Väter waren Sünder,
Wir — das leuchtet Jedem ein —
Sind's, geschliff'ner zwar, nicht minder,
Unsre Enkel werden's seyn.

Chor.

Auf und schenket ic.

Hartes Loos mit krummen Rücken
In der Großen Zimmer steh'n,
Und um Gunst mit scheuen Blicken
Seinen Kammerdiener steh'n,
Doch macht man dem Gram ein Ende,
Nimmt — wie ich's zuweilen sah —
Man den Young in seine Hände,
Und studirt den Seneca?

Chor.

Auf und schenket ic.

Wessen Loos noch zehnmal härter,
Amor's Pfeil im Herzen trägt,
Und, wie Siegwart oder Wertber,
Hoffnungslose Liebe hegt,
Wer vielleicht — ich will's nicht glauben —
Unter Rosen, Nesseln fand,
Trübte sich mit Bacchus Trauben,
Nehme rasch das Glas zur Hand.

Chor.

Auf und schenket zc.

Der Wein.

Zu jeder Zeit, in allen Zungen
Hat man den Sorgenbrecher, Wein,
Der Erde köstliches, besungen,
Und stets wird man sein Lob erneu'n.
Den Dichter es beständig dänket,
Erschöpft noch nicht dieß Thema sey,
Und da man immer wieder trinket,
Steht auch das Singen Jedem frei.

Nichts giebt's auf dieser Erdensphäre,
Das man dem Wein vergleichen kann,
Fast alles Glück ist nur Chimäre,
Im Wein nur trifft man wahres an.

Es neidet kein zufried'ner Becher;
Der Großen stolze Wärd' und Pracht;
Ihm aus dem weingefüllten Becher
Fortuna stets entgegen lacht

Will man den Durst nach Ruhmsucht stillen,
Man harten Kampf bestehen muß,
Allein das Glas mit Wein zu füllen,
Gewähret müßelos Genuß.
Nach Ruhm laßt eitle Thoren streben,
Er ist der Seifenblase gleich!
Es sprießen Rosen bei den Reben,
Cyressen bei dem Lorbeerzweig!

Cytheren's Sohn zwar süße Wonne —
Ein Murrekopf läugnet's nur — uns schafft,
Allein die Lust aus Bacchus Tonne
Verdient den Preis, ist dauerhaft.
Des Lebens Lenz eilt schnell von hinnen,
Den Rücken lehrt uns Amor dann;
Doch hütet man auch auf, zu minnen,
Man immer wacker trinken kann.

Ein Weiser, heißt es, trinkt nur Wasser,
Es giebt dem Geist zum Denken Kraft;
Dieß lehrte nur ein Rebenhasser,
Das Wasser Thoren oft erschafft.

Die Hypokren' ist ein Exempel,
Wie Wasser das Gehirn verrückt,
Vielsältig ist der Thorheit Stempel
Auf Lied und auf Sonett' gedrückt.

Nur einer Thorheit darf man sehnhen,
Vom süßen Rausch des Weins erzeugt,
Dies kann uns mit der Welt versöhnen,
Wenn uns der Unmuth niederbeugt.
Will friedlich man hienieden leben,
Giebt's nur ein Mittel, das bewährt:
Man laße sich am Saft der Reben,
Bis man um sich nichts sieht und hört.

Gesellschaftslied.

Sagt, wer hat uns hier vereint? —
Bacchus und Cythere;
Wo dieß Götterpaar erscheint,
Weih't man ihm Altäre.
Darum ward uns dieser Saal
Eine heil'ge Halle,
Und bei'm schäumenden Pokal
Laut sein Lob erschalle.
Wein verscheuchet Sorg' und Schmerz;
Heil d'rum Bacchus Tonne!

Venus öffnet unser Herz
Für der Liebe Wonne.
Sind die Gläser erst in Schwung,
Hört man sie klingen,
Spürt man auch Begeisterung,
Wie man fühlt, zu singen.

Wer, zu seinem Wißgeschick,
Wie ein Wurrkopf denkt,
Ziehe sich nur schnell zurück,
Eh' man Wein ihm schenket,
Denn ein grämliches Gesicht,
Eine Stirn voll Runzeln,
Paßt in unserm Kreise nicht,
Wo wir fröhlich schmunzeln.

Venus brauchet nur den Wein,
Um sich roth zu schminken;
D'rum, Ihr Schönen, schenkt Euch ein,
Wählt statt Roth das Trinken.
Nur das süße Nebenblut
Macht den Busen freier,
Giebt den Wangen bbb're Gluth,
Und den Augen Feuer.

Jupiter, bei seinem Mahl
Trank den Saft der Rebe,
Doch ihm reichte den Pokal
Freundlich stets nur Hebe.

So soll es bei uns auch seyn,
Um sie zu ergänzen,
Sollt Ihr, Schönen! uns den Wein,
Ähnlich ihr, kredenzen.

Jeder weiß wie kurz die Zeit!
Stets die Parzen dräuen;
Darum säum't nicht, seyd geschmeid,
Ihrer Euch zu freuen,
Sie gewährt uns nur Genuß —
Das ist unser Glauben —
Bei der Auserwählten Kuß,
Und bei'm Saft der Trauben!

Das wiedergefundene Paradies.

Hier herrscht die Freude ungebunden,
Wo könnte man wol besser seyn?
Im vollen Maß wird hier gefunden,
Was Herz und Sinne kann erfreu'n.

Hier sind wir, wie im Paradiese,
Wo Vater Adam sich befand,
Daß er sich, was ihm nährt', erkiese;
Ausstrecken durst' er nur die Hand.

Wir freuen jezt uns hbb'rer Wonnen,
Ihm glänzte nur ein Augenpaar,

Hier aber schimmern uns, wie Sonnen,
Sehr viele liebevoll und klar.

Es winkten ihm im Paradiese
Einst Äpfel, zum Verführen schön,
Hier Innern, schön're wir, wie diese,
Gar viel, uns zu bezaubern, seh'n.

Er eines Liebchens nur sich freute;
Viel holde Frauen sahen hier
In unsrem Kreis an unsrer Seite,
Des frohen Mahles schönste Zier.

Er keinen Wein in Flaschen füllte,
Da später Noah Wein erfand,
Er nur den Durst mit Wasser stillte,
Wo sich ein Quell durch Blumen wand.

Er konnte nichts als Wasser nippen,
Wenn er bei seinem Eichen saß;
Wir singen, und die trocknen Lippen
Erfrischt das weingefüllte Glas.

Hätt' er bei solchem Mahl gegessen,
Er hätte, glaubt mir's, ganz gewiß,
Den Apfel naschhaft nicht gegessen,
Und uns gebracht um's Paradies.

Doch wollen wir es ihm vergeben,
Ist's mit dem Eden auch vorbei,

Durch süße Rüh' und würz'ge Reben
Erschaffen wir uns hier es neu.

Heiterkeit.

Kind der Thorheit, Heiterkeit!

Es sey Dir in unserm Kreise
Laute Huldigung geweiht,
Frblicher Gesang Dich preise.
Lieben Freunde! froher Muth
Ist auf unsern Lebenswegen
Immer doch das höchste Gut.
Heitre Laune laßt uns pflegen!

Wer nicht frohen Muthes ist, —

Selbst wenn Amor ihn verwundet —
Froßig nur das Liebchen küßt,
Dann nur halb ihr Kuß ihm mundet,
Eifersucht quält ihn und Reid,
Nacht umschwebt die Augenbraune;
Darum, Freunde! seyd gescheidt,
Bleibet stets bei heit'rer Laune!

Das Geheimniß, sich zu freu'n,

Hat Natur uns nicht verborgen,
Krb'sus braucht man nicht zu seyn,
Nur geschützt vor Nahrungssorgen,

Nur ein Liebchen, einen Freund,
Frohen Muth im reinen Herzen.
Darum laßet uns vereint
Jetzt mit heit'rer Laune scherzen!

Und ein Witzwort ungesucht,
Oder der Satire Blossen,
Oft des Augenblickes Frucht,
Einet hier mit losen Possen,
Zu viel Weisheit, glaubt es mir,
Kann zu Thoren leicht uns machen,
Darum, Freunde! wollen wir
Stets mit heit'rer Laune lachen.

Froher Muth, wer Dich behält,
Dem schmed't besser Trank und Speise,
Er vergißt, was ihm mißfällt,
Nichts bringt ihn aus seinem Gleise,
Selbst ein Glets bleibt liebenswerth,
Ist auch Wang' und Stirn voll Falten;
Dieß Anakreon uns lehrt.
Mit dem Frohsinn laßt's uns halten!

Luther's Jünger, uns es ziemt,
So, wie er befiehlt, zu leben,
Und zu thun, was unverblümt
Er der Welt einst kund gegeben:

Wer nicht liebt Weib und Gesang,
Und den süßen Saft der Trauben,
Bleibt ein Narr sein Lebelang.

Dieß sey unser fester Glauben!

O! in diesem Kleeblatt liegt
Wahre Lust in reicher Fülle,
Wer ihm huldiget, besiegt
Jeden Mißmuth, jede Grille.
Denkt nicht, besser kñnt' es seyn,
Denkt vielmehr, sehr leicht noch schlimmer,
Stimmt in meinem Wahlspruch ein,
Rufet: frohe Laun' auf immer!

Das Whist.

Mein liebster Zeitvertreib bleibt Whist,
Weil es der Liebe Sinnbild ist,
Und seine Regeln mir bekunden,
Daß es Cupido selbst erfunden.

Es ist dem Gang der Liebe gleich,
Denn es gebeut, wie diese: „schweig!“
Durch leise Zeichen und Gebehrden
Kann man schon sehr verständlich werden.

Dieß Spiel sich immer links bewegt,
Bekanntlich links das Herz auch schlägt,

Ihm kann das Schwerste nur gelingen,
Fortuna's Eigensinn zu zwingen.

Im Whistspiel so, wie in der Welt,
Durch Zufall man Honneurs erhält,
Doch, wem die Ueberlegung fehlet,
Der dabei nicht stets Tricke zählt.

Am meisten immer der gewann,
Der glücklich invitiren kann,
Kommt liebevoll auf halben Wegen
Der mit ihm spielt, ihm entgegen.

Folgt, Schönen! meinem Unterricht!
Den Singelton verrathet nicht,
Je mehr Ihr sorglich ihn verhehlet,
Um desto mehr Ihr Tricke zählt.

Und für Renoncen sorgen, dieß
Erfreuet Euren Freund gewiß;
Mehr aber noch der Ruf der Freude,
Wenn ihr auf acht gestellt Euch Beide.

Den großen Schlemm erlangt man nie,
Als durch vollkommne Sympathie,
Denn wenn ihr nicht einstimmig handelt,
So mancher Trick zu Andern wandelt.

Und lächelt Euch im Whist das Glück,
Zieht Euch zu rechter Zeit zurück;

Was Euch gelungen, kann mißlingen,
Fortuna hat, wie Amor, Schwingen.

Die Regelbahn.

Sei uns gegrüßt, Arena unter'm Grünen!
Frisch auf im Abendglanz!

Die Ehre winkt! die Legion umschattet
Ein großer Eichenkranz.

Hier fließt kein Blut und keine Jammerthräne,
Kein Mordgeschrei erschallt!

Kein Dampf, kein Qualm, der über bde Städte
Und blutg'e Leichen wallt.

Nur Gerstensaft wird unter uns vergossen,
Nur Freudenruf erkönt,
Wenn Knasterdampf die traute Lauberhütte
Mit blauem Nebel krönt.

Es ist kein Land, wer in des Volkes Mitte
Den König niederringt,
Kein Land ist's, wenn der Feldherr an der Spitze
In's Hintertreffen springt.

Beneidet ihn, der mit Fortuna's Kugel
Hier sieben niederreißt,

Er ist es, den man, fern von allem Reide,
Als zweiten Simson preist.

Wer Aht hier wirft, dem jauchzet man entgegen,
Den ehrt die ganze Schaar,
Und glaubt, daß einst ein Herkules auf Erden,
Und daß ein Theseus war.

Doch liegt das Volk, das ganze bis zum König
Im Staube hingestreckt,
So wäthnet man den großen Alexander
Von Todten auferweckt.

Wer, was da steht, gewaltsam niederschmettert,
Wem dieser Wurf geglückt,
Der steht allein, wie Zeus im Ungewitter,
Man sieht ihn und — erschrickt.

So kampfet dann! die Sonne taucht hinunter
In kühle Meeresfluth,
Troph dem, der nach der Schlacht so froh im
Herzen,
Wie Unserer, ruht.

Ein Minnesänger.

Wohin der Minnesänger kam,
Zu edlen Frauen, tapfern Rittersn,

Man gastlich auf sogleich ihn nahm,
Und an der Pforte ehrenem Gitter
Der Burgvoigt ihm entgegen ging,
Und mit: Gott grüß' Euch! ihn empfing.

Ich komm' mit meiner Zither heut
Zu Euch mit herzlichem Vertrauen,
Von altem Schroot und Korn Ihr seyd,
Ich seh's Euch an, Ihr Herr'n und Frauen;
Wenn eine Burg man auch vermißt,
Gastfreundschaft doch hier heimisch ist.

Nicht eingesperrt im engen Raum,
Umher ich wie ein Vogel schweife;
Er flattert froh von Baum zu Baum,
So ich durch Busch und Auen streife,
Und unter fröhlichem Gesang
Wird mir kein Weg zu rauh, zu lang.

Und überall steht mir die Thür
Bei guten Menschen freundlich offen,
Mir ahnet es, die hab' ich hier
In Euch, Ihr Lieben, angetroffen,
Die Sonne schloß längst ihren Lauf,
Ihr nehmt den Minnesänger auf.

Wo man sich ohne Prunk und Zwang
Erfreut in einem treuen Bunde,

Da muß ertönen auch Gesang,
Und aus des Herzens tiefstem Grunde.
Ein Trinklied und ein Minnelied
Hinauf zu höhern Sphären zieht.

Schenkt ein geneigtes Ohr mir dann
In dieser frohen bunten Reihe,
Und hört mein Liedchen freundlich an,
Das anspruchlos ich Euch hier weibe,
Nicht künstlich ist's, ich folge nur
Dem Herzen stets und der Natur.

(Er singt.)

Es grub ein Gott in Menschenherzen
Mildthätig ein den Trieb zur Lust,
Den zarten Säugling sieht man scherzen
An der geliebten Mutterbrust.

Die unbefang'nen Kinder spielen,
Es athmet Freude nur ihr Herz,
Die Gegenwart sie sorglos fühlen,
Ihr Seyn ist nur ein langer Scherz.

Des Lebens holder Mai verkündet
Noch einen seeligern Genuß,
Die Freundschaft Herzen dann verbindet;
Es naht der Liebe Genius.

Um's Haupt sich Myrth' und Rose schließen,
Die Phantasie ein Eden schafft,

Und für die Freude Reben sprießen,
Es labt und stärkt der Traubensaft.

Wer Bacchus Dienst mit Maß sich weihet,
Und klug vermeidet das zu Viel,
Der sich des Lebens noch erfreuet,
Ist er auch nahe schon am Ziel.

So Euch des Lebens Strom verrinne,
Durch Freuden, immer neu getränkt.
Ruft: Heil der Freundschaft, Heil der Minne,
Dem Weine, den uns Bacchus schenkt!

Chor.

Heil! Heil der Freundschaft und der Minne,
Dem Weine, den uns Bacchus schenkt!

Ich bin belohnt! Ihr stimmt mit ein,
Kein tönend Erz, kam's aus dem Herzen,
So laßt uns denn frohlich seyn,
Und weise, wie Sokraten, scherzen,
Ihr holden Frau'n für den Gesang
Erbitt' ich einen Kuß zum Dank.

Die fünf Sinne. *)

Das Gesicht. **)

Will man das Leben ganz genießen,
Sich aller seiner Gaben freu'n,
Darf Keinen man von uns vermissen,
Wir müssen treu verbunden seyn.

Wer Einen nur von uns entbehret,
Bleibt treu ihm auch ein Doppelpaar,
Ihm doch die Sonne nichts gewähret,
Die der Treulose ihm gebär.

D'rum kommen, innig wir verbunden,
In Euren Kreis, fünf an der Zahl,
Um, was ich sagte, zu bekunden,
Bei Eurem unbefang'nen Wahl.

Die Freude wird nur halb genossen,
Betrahlt sie kein Verklärungslicht,
Ist Eu'r Auge fest verschlossen
Und sehet Ihr das Schöne nicht.

*) Sie können entweder durch fünf junge Frauenzimmer oder Jünglinge vorgestellt werden. Ihr Costüm ist griechisch.

**) Ein Fernrohr oder ein Prisma in der rechten Hand.

Könn't Ihr den Liebreiz holder Frauen,
Den Busen der voll Unschuld wallt,
Das Auge, liebevoll nicht schauen,
Die schlanke Graziengestalt.

Und wie der Wein im Glase schäumt,
Von ihm die Lilienwang' erglüh't,
O! keine Phantasie sich träumet
Was nur entzückt das Auge sieht.

Das Gebr. *)

Viel würdet Ihr indeß entbehren,
Säht Ihr auch den Champagnerschaum
Könn't Ihr das Knallen nicht auch hören,
Verläßt er seinen engen Raum.

Und Euer Seyn verdränge trübe,
Würd' nicht von einem Rosenmund
Das zauberische Wort: ich liebe,
Mit holdem Schamerröthen kund.

Und hörtet Ihr nicht frohlich singen,
Für Lebensmüh' Ersatz und Trost,
Nicht die gefüllten Gläser klingen
Und manchen jubelvollen Toast!

*) Eine Flöte in der rechten Hand.

Der Geruch.*)

Nich wird man hintenan nicht sehen,
Ich schenk' erlabenden Genuß,
Und den wird nichts den Gaumen lehen,
Sobald er mich entbehren muß.

Der Blumen Schmelz das Aug' entzückt,
Allein ihr balsamreicher Duft
Die Brust, ist sie beengt, erquicket,
Zieht Wohlgeruch durch heit're Luft.

Der milde Hauch von Rosenlippen
Ist ein allmächtiger Magnet,
Man will, wie Bienen Honig, nippen,
Wenn er entgegen würzig weht.

Und jeder Trinker es bezeuget,
Ein Hochgenuß ist's, wenn vom Wein
Zuvor der Duft erlabend steigt,
Echlürst ihn der durst'ge Gaumen ein.

Der Geschmack.**)

Zu seh'n, zu riechen und zu hören,
Erschafft der Freuden viel, allein
Auch ich vermag sie zu gewähren,
Ich bin nicht Schall, nicht Hauch, nicht
Schein.

*) Eine Rose in der Hand

**) Eine Weintraube tragend.

Will es in Freundeskreis nicht schmecken
Verschmäht der Gaumen Speis' und Trank,
So süblet man mit Furcht und Schrecken,
Wilsüchtig ist man dann und krank.

Man führet ein unseel'ges Leben,
Wie ein verdammter Tantalus,
O welche Wonnen! schmecken Reben,
Der Freundschaft und der Liebe Kuß.

Ich würze arbeitsfreie Stunden
Durch süßen Kuß und Rebensaft,
Lebendig wird durch mich empfunden,
Wie Beides reiche Freuden schafft.

Das Gefühl.*)

So sehr Ihr Euch auch immer preiset,
Zweideutig bleibt doch Euer Werth,
Wenn sich mein Einfluß nicht erweist,
Den man nicht schmeckt, riecht, sieht und hört.

Nicht so, wie Ihr, bin ich beschränket,
Stets wird durch meine Zauberkraft
Der Sterbliche nur hingelenket,
Zu dem, was Freuden ihm verschafft.

Ein Herz, das sich für mich verschlossen,
Entbehrt den seligsten Genuß,

*) Mit einem Strauß von Süßkraut. (herba sensitiva.)

Ihm Blüthen nicht und Blumen sprossen,
Das Schöne kalt ihm lassen muß.

Er fühlet nicht ein süßes Beben,
In seiner Brust bei Melodie'n;
Wenn Wohlgerüche ihn umschweben,
Läßt er sie kalt vorüberzieh'n.

Ihm schmecket nicht der Saft der Reben,
Gefühllos für der Minne Spiel,
Führt er ein freudenloses Leben;
Ihm fehlt das Edelste — Gefühl!

D'rum kommen wir zu Euch, Ihr Lieben!
Die unsern Werth Ihr längst erkannt,
Um unsern Einfluß hier zu üben,
Wir reichen freundlich Euch die Hand.

Schlagt ein! Es mögen alle Sinne
In diesem Kreise thätig seyn;
Ihr mögt der Freundschaft und der Minne
Vor allen heut Euch herzlich weih'n.

Demokrit.*)

Es war ein Mann vor Zeiten,
Heraklitos er hieß

*) Siehe Seite 46.

Den man — viel will's bedeuten —
Als Philosophen pries.

Er ward vielfach bewundert,
So lang' er lebt', auch jetzt,
Im klügeren Jahrhundert,
Ihn mancher Murrkopf schädht.

Warum? — Er weinte immer,
Ihm schien die ganze Welt
Nur arg, und noch weit schlimmer,
Was sie in sich enthält.

Sie war ihm stets zuwider,
Er sah nur Sorg' und Noth,
Und seine Augenlieder
Macht' ihn das Weinen roth.

Solch ein mis'müth'ges Treiben
Wird Jedem nur zur Last,
Ich laß' es klüglich bleiben
Ich wähle den Contrast.

So bei mir selbst ich dachte,
Das Weinen macht nur Müß',
Und früh und spät ich lachte.
Das ist Philosophie!

So hab' ich mir ergrübelt,
Ein herrliches System,

Das nicht mit Grillen zwiebelt,
Es ist sehr angenehm.

Zum Ruhm kann ich es sagen,
Anhänger ich erhielt;
Und selbst in diesen Tagen
Man, daß es Weisheit, fühlt.

Man muß der Thoren lachen,
Ein Thor beweinet sie,
Und Klüger es zu machen
Verlohnt sich nicht der Müß'.

Darum nach diesem Kreise
Hab' ich den Gang gelenkt,
Weil man nach meiner Weise —
Das heißt: verständig denkt.

Der Lust hat man geschworen
Hier bei Gesang und Wein,
Und läßt darob die Thoren,
Die weinerlichen, schrei'n.

Man läßt hier Pfropsen springen
Bis in die späte Nacht,
Und um sich zu verzüngen,
Aus voller Brust man lacht.

Man wechselt auch wol Küsse
Um Küsse scherzend ein,

Damit's den Wein versüße;
Und das kann mich erfreu'n.

D'rum laßt mich präsidiren,
Den Muresinn stets ich mied'.
Ihr dürft Euch nicht geniren,
Denn ich bin — Demokrit!

J o l u s . *)

Mir verschließet nicht die Thür,
Einen Schlüssel ich bei mir,
Um sie doch zu öffnen, habe.
Wie das Eisen zum Magnet,
Jeder Irdbliche sich dreht
Hin zu meinem Schellenstabe.

Hört Ihr, wie er lustig klingt,
Wenn ihn meine Rechte schwingt,
Und ich laß' ihn gerne läuten,
Wo bei Lebensast und Scherz
Deffnet sich das volle Herz,
Ohne hämische Mißdeuten.

*) Er trägt eine eng anschließende kurze Jacke und eben so anschließende Unterkleider. Die Jacke ist rund um mit Schellen besetzt, seine Füße sind mit Sandalen bekleidet. Auf dem Kopf hat er eine Mütze mit Schellen, und in der rechten Hand einen Jolusstab.

Hier bin ich am rechten Ort,
D'rum vergönnet mir das Wort,
Ich will es zu lang nicht machen;
Langeweil' es nur erzeugt;
Wenn man horcht und gähnt und schweigt,
Wo man hinkommt, um zu lachen.

Nicht der Ueberfluß am Wein,
Merkt es Euch, wird Euch allein
Auf der Freude Schwingen heben;
Es muß bei dem Gläserklang
Auch ein fröhlicher Gesang
Euch begeist'rungsvoll umschweben.

In der holden Frauen Kreis,
Muß hier Keiner aus dem Gleis'
Wie ein Weinberauschter wanken,
Wenn ein Wort zufällig trifft,
Suche darin nicht gleich Gift,
Und den Stoff zum Groll und Zanken.

Nie verlegend sey ein Scherz,
Nie ein scharfer Pfeil von Erz,
Um den Nächsten bloß zu kränken,
Und es mache jeder Mund
Nur Sokratenscherze kund,
Fern von allen rohen Schwänken.

Jeder trinke so mit Maß,
Daß er nie aus vollem Glas'
Einen Tropfen Nektar schütte,
Denn der Wein nur den erfreut,
Der ihn trinkt mit Mäßigkeit,
Immer huldigend der Sitte.

Doch Ihr wißt es Alle, traun!
Darum, liebe Herr'n und Frau'n,
Schweig' ich ohne Euer Winken.
Aber laßt mich hold und mild,
Weil's hier meinen Dienst doch gilt,
Mit Euch singen, lachen, trinken!

Trinklied.

(nach Carnot.)

Freunde! weiß' ist nur hienieden,
Der das Glas, das volle, lehrt,
Er lebt sorglos und zufrieden,
Er nicht eitle Wünsche nährt.
Er wird nie ein finst'rer Hasser,
Tadelt nie den Lauf der Welt,
Alles liebt er, nur das Wasser,
Und ihm das mit Recht mißfällt.

Offenheit der Wein erzeuget,
Leichten Sinn, Gutmüthigkeit,
Jede finstre Sorge schweiget,
Sie der Lebensast zerstreut.
Er uns süße Täuschung schenket,
Träumend immer Lust und Glück,
Wahrheit uns nur schmerzhaft kränket,
Wenn sie uns erhell't den Blick.

Höbern Werth, als Geistesfunken,
Hat ein Herz, das gut und weich,
Keiner kommt dem, der Betrunknen,
Je an Herzengüte gleich.
Hat man Wein nur zur Genüge,
Neid und Affectrede schweigt,
Untreu', Eifersucht und Lüge,
Al' das Nüchternheit erzeugt.

T i s c h l i e d.

Ein leckres Mahl und guter Wein
Gehören stets zu einem Feste;
Allein es fehlet doch das Beste,
Stellt sich dabei nicht Jokus ein.
Es muß daher vor allen Dingen
Sein Schellensiab recht laut erklingen.

Euch Alle fodr' ich dazu auf,
Es sey bei'm Trinken und bei'm Essen
Die beste Würze nicht vergessen,
Laßt froher Laune freien Lauf,
Dort, wo sie unbefangen waltet,
Der Wit, der echte, sich entfaltet.

Der Wichtigste oft mürrisch schweigt,
Wenn er statt Neben Wasser trinket,
Doch wo ihm der Champagner winket,
Er sich, wie dieser, strahlend zeigt;
Wenn dieser in dem Glase zischt,
Er ihn mit heit'rer Laune mischt.

Doch nichts von Splitterrichterei,
Und nichts von Momus häm'schen Tücken,
Kein Wort des Tadel's hinter'm Rücken;
Verbannt von unserm Mahl dieß sey!
Wir wollen ohne Galle scherzen,
Und was uns Aerger macht verschmerzen.

Ein fühlend Herz für Liebe schlägt,
Kein's unter uns darf sie verachten,
Allein ein überschwenglich Schmachten
Sich mit dem Frohsinn nicht verträgt;
Wer feuff't, zerstreut nicht mit uns lacht,
Und stumm bleibt, Lange weile ma cht.

Verbannt sey Etikett' und Zwang,
Ihr Freund', aus unserm trauten Kreise,
Und Jeder wärze Wein und Speise
Durch Scherze, Possen und Gesang.
Ich brach die Bahn, hört's, Jokus sprach;
Auf! ahmet seinem Beispiel nach!

Der Champagner.

In einem fremden Land erzogen,
Ein hochgeliebtes Götterkind,
War freundlich mir Natur gewogen,
D'rum bin ich Allen wohlgesinnt.
Ich blick' aus meinem engen Hause
Dich frohen Menschen heiter an,
Und steig' aus der kristall'nen Kause,
Wenn du mich ruffst, zu dir hinan.
Dann heb' ich freier deine Schwingen
Im leichten Phantasienpiel,
Und meine Geisterfüße bringen
Dich zu der Freude gold'nem Ziel.
In deinem Innern will ich wohnen,
In deinen Pulsen will ich glüh'n,
Du sollst durch mich in höh're Zonen,
Wenn auch nur auf Momente, zieh'n.

Ein geistig Kind kann ich bloß spielen,
Mein Reich ist nicht von dieser Welt,
Das Herz soll nur mich flüchtig fühlen,
Ich baue nur ein leichtes Zelt.

Und führe schnell der Freude Edbne
In einen Lust erfüllten Raum,
Und zaub're scherzend jedes Schöne
In deinen goldgewebten Traum.

D'rum schlürfe du bis auf die Reige
Mein schäumend Leben durstig ein,
Und reiner Frohsinn möge Zeuge
Von meinem Gbitterursprung seyn.

L i e b.

Für eine Regelspielgesellschaft.

Met. Bekränkt mit Laub &c.

Dem Regelspiel gleicht unser Erdenleben;
Uns All' in dieser Welt,
Wie Kugeln dort, Gefahren hier umschweben,
Und Jeder einmal fällt.

Und dort, wie hier, von seinem Volk umkreiset,
Sieht einen Kbnig man,

Er größer sich in dessen Mitte weiset,
Man gleich ihn kennen kann.

Alein sein Rang schützt ihn nicht vor Gefahren,
Die Kugel blindlings fliegt,
Bald stürzt sie ihn, und die, die um ihn waren,
Bald er allein erliegt.

Auch uns ergeht im Leben es nicht besser,
Kommt man nicht manchesmal
Mit Andern hold, sey klein man oder größer,
Bald ganz allein zu Fall.

Und darum wir vereint so gerne Kegeln,
Das Spiel uns Weisheit lehrt,
Anschaulicher, als wenn man selbst bei Hegel'n
Collegia gehört.

Bei uns sich auch ein Staat im Kleinen findet,
Und er seit langer Zeit,
Was lobenswerth, nur auf Verdienst sich gründet
Und auf Geschicklichkeit.

Der Tapfere, der alle Neun erschlagen,
Heißt Kegelnkönig dann,
Er darf allein die Königskrone tragen,
Weil er den Preis gewann.

Wer Acht erlegt, und nur in ihrer Mite
Den König nicht berührt,

Wird Ritter dann nach hergebrachter Sitte,
Als erster proklamirt.

Und der auch hat ein edles Ziel errungen,
Bewährt den Rittergeist,
Der ohne Wahl acht Regel hat bezwungen;
Er zweiter Ritter heißt.

Es mag ein Lied dieß jubelnd jezt verkünden,
Recht oft mag so, wie heut,
Der Regellklub sich engvereinet finden,
Beseelt von Fröhlichkeit.

Wir wollen lang' vertraut zusammen segeln,
Lang' so mit heitrem Muth
Bei'm Gläserklang mit günst'gem Winde segeln
Auf unsrer Lebensfluth.

Was kümmern uns Sandbänke, Ungewitter,
Die Hoffnung zu uns spricht:
„Du wirst Monarch, wirst erster, zweiter Ritter!
Bist du es jezt - auch nicht.“

Ihr wißt es All', auf einer Kugel steht
Fortuna, und sie noch
Wie vormal's seit Jahrtausenden sich drehet.
Man mirft nicht stets ein Loch!

Sandbas' und Loch laßt jezt uns hier verschmerzen,
Und denkt nicht weiter d'ran,

Wir wollen heut hier singen, lachen, scherzen,
Stoßt d'rauf die Gläser an!

An ein Ehepaar.

Bei der Rückkehr des Hochzeitstages.

Der Tag im Jahr lehrt heut zurück,
Wo Hymen Euch mit Myrthen kränzte,
Wo seine Fackel für Euch glänzte,
Zu gründen häuslich stilles Glück,
Mit Wünschen wir ihn heut begrüßen,
Die Euch die treue Freundschaft bringt;
Wenn wieder sich dieß Fest verjüngt,
Mögt Aelternfreuden Ihr genießen,
Ihr mögt den kleinen Säugling küssen,
Der seine Aermchen um Euch schlingt.

Ist das Paar schon Vater und Mutter geworden, so
sind an die Stelle der letzten vier Zeilen folgende zu setzen.

Schon Aelternfreuden Ihr genießet,
Des Säuglings Lallen Euch erklingt,
Und wenn einst später, so wie heute,
Dieß Myrthenfest Euch wiederkehrt,
Hat, T heure! sich an Eurer Seite
Die Zahl der Kleinen noch vermehrt.

Einladung zum Taufzeugen.

Der Ehesegen für mein Haus,
Blieb nach dem Hochzeitfest nicht aus,
Ein Säugling ruht zu meiner Lust
An der geliebten Gattin Brust,
Ein Knäbchen } ist es, frisch und rund,
Ein Mädchen }
Doch kaum des Daseyns sich bewußt;
Jetzt saugt und lallt nur der Mund.
Frühzeitig zu dem Christenbund
Den Erdenbürger einzumeiß'n,
Wird es die heil'ge Tauf' empfah'n,
Und dazu lad' ich Dich auch ein,
Ein frommer Zeug' ihm auch zu seyn,
Sich vor dem Altar ihm zu nah'n,
Zu legen dort mit Hand und Mund
Zu seinem Seelenheil den Grund.

Dann aber lehre bei mir ein,
Des Neugebornen Dich zu freu'n,
Und bringe guten Appetit,
Nur — sollen wir uns nicht entzwei'n —
Nichts, was Geschenke heißet, mit,
Wer sich's zu Schulden kommen läßt.
Verdirbt mir's frohe Kindtauffest.

075173

R e d e

vor einer theatralischen Vorstellung.
Am Geburtstage einer Dame.

Was hat uns heut in diesem Kreis vereinet?
Es ist das Herz! — Ein freundliches Geschick
Führt einen Festtag uns zurück,
Er in der Freude Rosenlicht erscheint,
In milden Glanz strahlt sie aus jedem Blick.
O! Du verdienst die stille Huldigungen,
Du Edle! die einst dieser Tag gebahr,
Und an dem stillen häuslichen Altar
Bringt Lieb' und Freundschaft, tief durchdrungen
Von Deinem Werthe, sie Dir dar.
Der liebevollen Mutter sie gebühren,
Der treubewährten Freundin, deren Geist
Die Tugenden im schönsten Einklang zieren,
Die man an seltenen Frauen preist.

Nur schwach vermag ich's, zu verkünden,
Als anspruchslose Sprecherin,
Vor Allen hier, was wir mit frommem Sinn
In der bewegten Brust empfinden,
Denn keine Sprach' ihm Worte leih't.
Sei hochbeglückt, und so wie heut
Dich Blumen kränzen, jetzt umwinden,

Die Dir die Hand der Kinder weicht,
Magst Du durch Liebe, Freundschaft, Dankbar-
keit,

Sie stets auf Deinen Wegen finden.
Heut aber möge Dir die Zeit
Bei'm heitren Spiel Thalien's schwinden,
Wir hohlen nicht in diesen stillen Gründen
Bei unser'm Spiel um Beifall einer Welt,
Genug belohnt, wenn Dir es nicht mißfällt.

R e d e

bei der Feier eines Geburtstages,
vor der Darstellung lebender Bilder,
nämlich:

Liebe, Glaube, Hoffnung.

Willkommen! Dir entgegen tönet
Aus froh bewegter Brust, denn heut
Dein Wiegenfest sich Dir erneut,
Gern es der Künste Chor verschönet,
Da Dir ein Herz im Busen schlägt,
Das sie mit regem Eifer hegt,
Und leerem Flitterprunk nicht schmückt.

Es werden heute Ernst und Scherz
Sich zeigen hier in wechselnden Gestalten

Nach ungebund'ner Wahl, allein das Herz
Wird doch sich stets dabei entfalten,
Was ihm entzöhmt, zum Herzen wieder geht.

Es werden in lebend'gen Bildern
Ietzt, was das Daseyn uns erhdht,
Uns von dem Staub' erhebt, Dir schildern.
Es ist die Lieb', die reine Gluth,
Der Glaube, der mit frommen Muth
Vertraut, um was uns kränkt, zu mildern;
Die Hoffnung, die mit heitrem Licht
Bestrahlt der Zukunft dunklen Schleier.
Dieß Bild, zu Dir, an dieser Feier,
Lebendiger, als Worte, spricht.
Es waren im verlung'nen Leben
Die Himmlischen Dir immer treu,
Auch künft'g mögen diese Drei
Dich als Schutzgötter stets umschweben.

Zum Sylvesterabend.

1870
The first of the year was a
very dry one, and the crops
were much injured by the
drought.

The second of the year was a
very wet one, and the crops
were much injured by the
floods.

The third of the year was a
very dry one, and the crops
were much injured by the
drought.

The fourth of the year was a
very wet one, and the crops
were much injured by the
floods.

The fifth of the year was a
very dry one, and the crops
were much injured by the
drought.

The sixth of the year was a
very wet one, and the crops
were much injured by the
floods.

1

Ihr Herren hbet, zwölfs hat's geschlagen,
Doch nicht, wie sonst, im alten Jahr
Es heut zum letzten Male war,
Denn fängt es wieder an zu tagen,
Wenn Euer Aug' kein Schlaf mehr schließt,
Ein neugebornes Ihr begrüßt.

Ihr Frauen hbet, zwölfs hat's geschlagen,
Zum letztenmal im alten Jahr,
Und was darin Euch unlieb war,
Dem mdchtet Ihr Euch nun entschlagen,
Und als verständ'ge fromme Frau'n
Dem neugeborenen vertrau'n.

Es ist mein Rath in diesem Kreise,
Daß Ihr vergeßt verklung'ne Zeit,
Der Gegenwart Euch nur erfreut,
Wer sie benuhet, der ist weise;
Der nicht, der immer rückwärts schaut,
Und Schlösser in die Lüste baut.

Dergleichen sind nur Hirngespinnste,
Doch gerne räum' ich es Euch ein,
Ihr könnt der Hoffnung Euch erfreu'n,
Zerfließt auch oft wie leere Dünste
Was sie Euch in der Ferne zeigt,
Sie macht des Lebens Bürden leicht.

So bringet, Hoffnung in dem Herzen,
Dem neuen Jahr jezt Euren Gruß,
Beginnt's mit einem Freundschaftskuß,
Mit Gläserklang, mit heitren Scherzen,
Bei Liebe, Freundschaft, Nebenblut,
Geh't's Euch, sey, wie es sey, doch gut.

So mßget Ihr es ferner halten,
Was es auch biegt in seinem Schooß,
Ihr werdet doch kein Nietenloos
Im Lebenslotto Euch entfalten;
Es bringet immer Euch Gewinn,
Habt Ihr nur Muth und leichten Sinn.

Folgt diesem Rath, den ich Euch gebe,
Es wird gewiß Euch nicht gereu'n,
Werth ist er wol ein Glas mit Wein;
Reicht mir's, stoßt an, und ruft: es lebe
Der Neuling, der die Welt erblickt,
Er mach' Euch Alle hochbeglückt!

2

Am Schluß des Jahr's die Frau'n regieren;
Das ist seit Olims Zeiten Brauch,
So werden sie denn heute auch —
Sylvester ist's, — die Herrschaft führen,
Es hilft kein Widerstreben, Sperr'n,
Sie zeigen offen sich als Herr'n.

Doch dieß ist eine falsche Sage,
Das Gegentheil Erfahrung lehrt;
Man ihr Komando immer hört,
Bald mehr, bald minder, alle Tage;
Und der Pantoffel, wie bekannt,
Wird Herrscherstab in ihrer Hand.

Die Klugen von den zarten Füßen
Zu dem Gebrauch ihn niemals zieh'n;
Allein sie wissen's, ohne ihn,
Die Lust des Herrschens zu genießen,
Denn Schmollen, Seufzen, Schmelchelei
Liebt des Pantoffels Tyrannnei.

Er soll dein Herr seyn, deutlich lehret
Die Bibel längst die Frauenwelt,
Doch dieser Spruch gar sehr mißfällt,
Und Jede sich dawider wehret;
Der Geist des Widerspruches schon
Spricht dieser weisen Lehre Hohn.

Was ist zu thun? — Man muß sich fügen;
Es giebt der Klügste, heißt es, nach!
Und Männern ist es keine Schmach
Vor dem Pantoffel sich zu schmiegen,
Wenn er an Zephyrfüßen sitzt,
Und in der Hand nie drohend blüht.

Herrscht darum nicht bloß am Sylvester,
Durch's ganze Jahr herrscht, holde Frau'n!
Durch Liebe, Sanftmuth und Vertrau'n;
Dieß knüpft das Band der Herzen fester,
Denn solche Herrschaft, mild und süß,
Macht Hymen's Band zum Paradies.

Will derjenige, welcher diese Verse in der Gesellschaft
deklamirt, am Schluß jeder der anwesenden Frauen einen
kleinen Pantoffel von Marzipan oder Zucker überreichen,
so recitirt er, statt der letzten Strophe die nachstehenden:

D'rum laßt, Ihr Frau'n! als Herrschaftszeichen,
Euch heute hier Pantoffeln weih'n;
Sie sind von Zucker, und nur klein,
Wird Eure Herrschaft ihnen gleichen,
So ist und bleibt sie sanft und süß,
Und macht die Eh' zum Paradies.



Aufforderung zum Bleigießen.

Nur noch wenige Minuten,
Zwölfs die Glocke dann erklingt,
Und die Zeit in ihren Fluthen
Wiederum ein Jahr verschlingt.

Auf! laßt uns die Pfanne holen,
Wie's die Väter einst gethan,
Angesüllt mit rothen Kohlen;
Sacht zur Gluth sie eifrig an.

Legt darauf die eh'rne Kelle,
Flüssig macht darin das Blei,
Daß es, wie des Baches Welle,
Immer in Bewegung sey.

Wenn es Blasen treibend fließet,
Aehnlich einem Strome quillt,
In den Eimer rasch es gießet,
Den mit Wasser man gefüllt.

Prasselnd wird es dort erkalten,
Und zu Formen mancherlei
Sich in einem Nu gestalten,
Wiederum ein festes Blei.

Was Ihr so gegossen findet,
Wie die alte Sage lehrt,
Euch sinnbildlich nun verkündet,
Was die Zukunft Euch gewährt.

Aber um es zu erklären
Fraget nur die Schmeichlerin,
Hoffnung, sie mag Euch belehren;
Fragt nicht unzufried'nen Sinn.

Seht Ihr hier zum Beispiel Trauben,
Wird Euch Bacchus Raß erfreu'n,
Schnäbeln sich zwei zarte Tauben,
Wird Euch Amor gänzlich seyn.

Was wie Münzen sich gerundet,
Was wie eines Bergwerks Schacht
Dar sich stellet, Euch bekundet,
Daß Euch nun Fortuna lacht.

Wo zum Kranz sich Blätter winden,
Wird Verdienst, zurückgesetzt,
Anerkenntniß endlich finden;
Wird belohnet und geschätzt.

Dolch und Schwerter, böse Zeichen!
Achte Keiner, Freunde! wist,
Schüchtern wird das Böse weichen,
Wenn man fromm und bieder ist.

Dies sey unser Ziel und Streben
In dem Jahr, das nun beginnt,
Sorglos flieht dann Euer Leben,
Ist das Glück auch für Euch blind.

Einß kann kein Geschick uns rauben,
Des Bewußtseyns heit'ren Muth,
Und den frommen Kinderglauben:
Was da ist, das ist auch gut!

Was zum Scherz Ihr hier gegossen,
Seh uns nur als Scherz erlaubt.
Prophezeiungen sind Possen,
Und kein Kluger daran glaubt.

Trinkspruch

bei dem Glockenschlage zwölß der Mit-
ternacht.

Wir sehen froh das alte Jahr
Zu seinem Bruder schweben,
Und wenn's nicht stets uns günstig war,
Wir wollen's ihm vergeben,
Es kann nicht immer Sonnenschein,
Es muß auch trüber Himmel seyn.

Was uns das Neugeborne bringt,
Ist noch in Nacht verborgen,
Doch wenn uns Lieb' und Freundschaft winkt,
So dürfen wir nicht sorgen.
Drum laßt Liebe, Freundschaft, Wehn
Im neuen Jahr die Loosung sehn.





H. K. v. Wintersfeld

Kleiner

Preussischer Plutarch.

Zur

Belehrung und Nacheiferung

der

Jugend,

von

Karl Mächler.

Erstes Heft.

Mit 4 Steinbrücken.

Bl 1915. 432

Berlin,

im Verlag von George Reppert.

1835.



V o r w o r t.

Im Jahre 1828 ließ ich im *Bemerker der Zeitschrift: der Gesellschafter*, den nachstehenden Aufsatz abdrucken:

Vorschlag an die Bewohner Berlin's.

Preußens Beherrscher haben, hauptsächlich seit der glorreichen Regierung Friedrich's des Großen und seiner Thronfolger, sehr viel zur Verschönerung Berlin's beigetragen und der jetzt regierende allgeliebte Herrscher hat es, als großmüthiger Beschützer der Künste, mit königlicher Freigebigkeit durch viele Bau- und Kunstwerke bereichert. Auch Privatpersonen haben mitunter beigetragen, und was der feste Wille eines Einzelnen vermag, davon zeugen die Gebäude eines Benjamin George, nach dem, um dessen Namen in ehrendem Andenken zu erhalten, eine Straße benannt worden ist. Was durch den Verein von Mehreren geleistet werden kann, sieht man aus der neuen Promenade am Haak'schen Markt, noch mehr an den zur Bequemlichkeit des Publikums erbauten Aktienbrücken. Seit die neue Städte-Ordnung in's Leben getreten, ist auch von Seiten der städtischen Behörde so Manches zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen entstanden, wodurch Berlin auf den Namen einer der schönsten Hauptstädte Europa's mit Recht Anspruch machen kann, den ihr jeder Unbefangene auch gern ertheilt hat und ferner ertheilen wird.

Preußens Monarchen haben mehreren um das Vaterland hochverdienten Männern, in dem edlen Gefühl, dem treuen Volke eine ihren Herzen theure Schuld abzutragen, Denkmale gesetzt, und Berlin verdankt auch der Liberalität seines jetzigen kunstsinnigen Königs mehrere herrliche Standbilder.

Es ist aber nicht allein die Sache des Herrschers, auf solche Weise das Verdienst zu ehren, es sollte auch das Volk einen sprechenden Beweis der Dankbarkeit für diejenigen an den Tag legen, die sich um das Vaterland und überhaupt um die Menschheit, auf irgend eine Art im Gebiet einer Wissenschaft oder Kunst ein unbestreitbares Verdienst erworben haben.

Der preussische Staat ist reich an solchen Männern, die entweder in ihm geboren worden, oder doch in ihm und zu seinem Besten durch ihren Geist und ihre Talente erspriesslich gewirkt haben, und die wohl mit Recht von den Nachkommen ein öffentliches Anerkennniß ihres nützlichen Wirkens verdienen.

Nur London hat seine Westminster-Abtei, wo man den Namen berühmter Männer durch Denkmale huldigt. Berlin's Bewohner könnten auf eine ähnliche aber einfachere und ansprechendere Weise eine gleiche Schuld an diejenigen abtragen, die sowohl in ihrer Mitte, als in dem ganzen Umfang der Monarchie, durch ihren Geist und dessen heilsame Richtung zur Beförderung des Wahren, Guten, Rechten und Schönen beigetragen haben.

Es kommt darauf an, die Linden nach und nach mit einer Reihe von Brustbildern solcher Männer, mit Ausnahme derjenigen, welchen bereits die Großmuth der Beherrscher ein Denkmal gesetzt, oder noch zu setzen beschlossen hat, zu verschönern. Diese Brust-

bilder, entweder von Eisen, oder, wenn es nicht zu kostspielig wird, von Erz gegossen, ständen auf eisernen Termen, so hoch, daß sie das Auge des Beschauers ohne Mühe erreichen könnte, jedoch gesichert vor der Rohheit des großen Haufens. Unter jedem Brustbilde wäre nur mit goldenen Buchstaben Vor- und Zuname, Tag, Jahr und Ort der Geburt und eben so Tag, Jahr und Ort, wo sein irdisches Wirken ein Ziel gefunden, zu sehen; auch könnten diese Termen mit Symbolen verziert werden, die darauf hindeuteten, wodurch sich der Gefeierte ausgezeichnet und berühmt gemacht hat.

Jedem fallen gewiß viele theure Namen ein, es ist aber zu wünschen, daß man nicht die frühere Zeit unbeachtet lasse; ich gedenke daher eines Johannes Buggenhagen, des treuen Gehülfen Luther's, eines Otto Gericke, des Erfinders der Luftpumpe, eines Martin Opiz, eines Simon Dach, eines Paul Gerhard, eines Franke, des Stifters des Halleschen Waisenhauses, eines Thomasius, der den Greueln der Hexen-Verfolgungen ein Ziel setzte, eines Spener, eines Schlüter u. s. w.

Die Errichtungen solcher Brustbilder auf Termen ist nicht das Werk eines oder einiger Jahre; es wäre genügend, wenn jährlich etwa deren zwei aufgestellt würden. Es leidet aber wohl keinen Zweifel, daß wenn erst damit der Anfang gemacht wird, in einer Stadt wie Berlin, die so viele echt vaterländischgesinnte und geistiggebildete Bewohner in ihrer Mitte zählt, es nicht an werththätiger Unterstützung eines solchen Unternehmens fehlen wird, das zwei preiswürdige Zwecke in sich vereint, nämlich die Verschönerung einer der schönsten Straßen und des Hauptspazierganges Berlin's, und die dankbare Huldigung des Verdienstes.

Sollten sich in Berlin nicht so viele Bewohner finden, die durch freiwillige Beiträge diesen patriotischen Wunsch gern in die Wirklichkeit rufen würden? Daran zu zweifeln, wäre ein Mißtrauen in ihre Vaterlandsliebe und ihren Gemeinsinn, und eine Kränkung, die mit Recht eine Rüge verdiente. Daß höheren Orts die Ausführung einer solchen Idee kein Hinderniß finden würde und unsere ruhmvoll bekannten Bildner, ein Schadow, Rauch, Tieck, Wichmann, u. A. der Anfertigung der Modelle dieser Brustbilder sich unter uneigennütigen Bedingungen unterziehen werden, darf man überzeugt seyn.

Der Kostenaufwand von zwei Brustbildern jährlich dürfte sich daher nicht so hoch belaufen, daß er nicht durch freiwillige Beiträge bestritten werden könnte, und es ist wohl unbedenklich, daß auch patriotischgesinnte Männer in dem weiten Umfang der preussischen Monarchie zur Beförderung eines solchen Zwecks, wegen seiner gemeinnützigen Tendenz, sich den hiesigen Theilnehmern bereitwillig anschließen werden, wenn solches durch die Provinzial-Amtsblätter zu ihrer Kenntniß gebracht wird. Es scheint dies gewissermaßen nöthig, denn es ist eine Volksache und von deren Theilnahme darf kein Preusse ausgeschlossen werden. Nach der Aufstellung der ersten beiden Brustbilder würden solche im Umriss lithographirt, und, mit einer gedruckten kurzen Biographie der Männer, denen man dies anspruchlose Denkmal gesetzt hat, an die Unterthäger unentgeltlich vertheilt. — Wer außerdem ein Exemplar zu besitzen wünscht, dem könnte es käuflich überlassen und der Erlös davon mit zu den Kosten für die neuen anzufertigenden Brustbilder verwendet werden. Reisende, die Berlin besuchen, dürften zur Erin-

nerung vielfältig diese Umriffe und Lebensbeschreibungen kaufen, und Manche darunter sich nicht auf den geringen Preis derselben beschränken, wenn man ihnen anheim stellte, ein Mehreres zur Beförderung dieses Unternehmens beizutragen. Mit jedem Jahre würde diese Gallerie sich verstärken und deren Ertrag also steigen.

Wenn dieser Gedanke realisirt wird, so muß sich jeder Spaziergänger unter den Linden an alles das Gute und Schöne lebhaft erinnern, was früher von seinen Landsleuten gethan worden; es wird das Herz mit edlen Stolz schwellen und der Vater wird seinen Kindern, der Lehrer seinen Jünglingen, hindeutend auf diese edlen Todten, sagen: was durch diese Männer geleistet worden ist, und in die zarte Brust den Keim legen zu einer auf wahre Vorzüge gegründeten Vaterlandsliebe und zur Racheiferung in dem, was recht und löblich ist.

Da es hierbei nicht darauf ankommt, wer diesen Vorschlag gemacht, sondern ob er der Ausführung werth ist, so hat sich der Verfasser nicht genannt. Demnach kann ein günstiges oder ungünstiges Vorurtheil der Sache weder förderlich noch hinderlich seyn; sie allein mag für sich sprechen.

Es würden von diesem Vorschlage noch funfzig Exemplare besonders abgezogen, und an Personen vertheilt, welche in ihren Verhältnissen Gelegenheit hatten, durch ihren Einfluß die Verwirklichung dieser Idee in's Leben zu rufen. Ich hoffte, er sollte auf einen fruchtbaren Boden verstreut seyn; die Erfahrung hat mich aber belehrt, daß er nur auf einen steinigen Acker gefallen ist.

Da diese Idee nur ein frommer Wunsch geblieben, so habe ich wenigstens solchen Personen beiderlei Geschlechts, nach dem in diesen Aufsatze angedeuteten Gesichtspunkt, ein kleines Denkmal errichten

und die heranwachsende Generation um so mehr an die Verdienste der Vorfahren erinnern wollen, als es zum Ton des sogenannten jungen Deutschlands gehört, sie geflissentlich zu vergessen oder ihrer nur mit Verunglimpfung zu gedenken.

Diese Biographieen werden nun, mit Rücksicht auf die junge Lesewelt, mit Uebergang alles dessen, was nicht ein allgemeines Interesse hat, die Hauptmomente aus dem Leben solcher merkwürdiger Männer und Frauen enthalten, die der Jugend entweder zur Belehrung und Racheiferung, auch wohl hin und wieder zur Warnung dienen können; mit einzelnen Zügen, welche ihre Eigenthümlichkeiten besser charakterisiren, als eine breite Schilderung. Jeder Lebensbeschreibung wird, so viel es thunlich, ein Bildniß desjenigen, dem sie gewidmet ist, oder die Darstellung eines Denkmals, das ihm demnächst, zur Erinnerung an seine Verdienste, errichtet worden, auch wohl ein *fac simile* beigelegt werden.

Von der Aufnahme dieses ersten Versuchs wird es abhängen, ob ihm mehrere Biographie'n in ähnlicher Art folgen sollen; zur Ehre Preussens fehlt es nicht an Stoff und es wird auch in der Folge daran nicht fehlen. Mögen sie, wenn der Genius des Todes die Fackel meines Lebens umkehrt, einen Fortsetzer finden, der durch seine Talente diesen Biographie'n noch einen höhern Werth verleiht, und möge ihm dabei eben die Liebe zu seinem Vaterland, eben die Pietät für alle diejenigen, die zu seinem Glor und Ruhme beigetragen haben, und der lebendige Wunsch, wohlthätig auf die heranwachsende Generation zu wirken, befeelen, die mich zu dieser literarischen Arbeit bestimmt haben.

Berlin, im Juni, 1835.

Karl Mächler.

Inhalt.

Hans Karl von Wintersfeld.
Kurt Christoph Graf von Schwerin.
Johann Joachim Spalding.
Karl Ludwig Fernow.



Hans Karl von Winterfeld.

Zur Zahl derjenigen Helden, welche Friedrich der Große vorzüglich schätzte, gehörte Hans Karl von Winterfeld. Er war der älteste Sohn eines pommerschen Edelmanns, der bedeutende Güter besaß, und wurde in Damselow in Vorpommern am 4ten April 1707 geboren. Sobald er den ersten Kinderjahren entwachsen und sein lebhafter Geist für den Unterricht empfänglich war, wurde er der Obhut und Belehrung eines Hauslehrers übergeben; er erhielt Hofmeister,^{*)} die ihn in Allem unterwies

*) Einer seiner Hofmeister hieß Knappe, der nachmals Prediger zu Bollin, Giesbüt und Ziemkendorf wurde. Er hatte in Halle studirt und war dort ein eifriger Pietist geworden. Hiernach war denn auch die Erziehung Winterfeld's und seiner Brüder.

Einst wo Winterfeld's Vater Gäste geladen, kam das Gespräch auch auf Eroberung von Festungen.

Da sprach Winterfeld: „Festungen mögen schon zu erobern seyn, aber den Himmel zu erobern, halt' ich doch noch für weit schwerer.“

Wie willst Du den dann erobern? fragte der Vater.

„Durch mein Bußethun.“

Der Vater rief mit strengem Ton: „Junge, werde mir kein Kopfhänger, wie der Baron von Gansheim!“

Die Folge war, daß Knappe aus dem Winterfeld'schen Hause entfernt wurde, dadurch verhinderte der Vater die Richtung, die Winterfeld's Gemüth sonst hätte erhalten können, und bald verlor sich bei ihm alle Spur von Erdmüdel. Indes erinnerte er sich doch später dieses Hofmeisters, als er schon in Potsdam bei Friedrich Wilhelm I. als Adjutant angestellt war. Ein Verwandter besuchte ihn dort, und als er ihn fragte, wie es ihm erginge, machte er eine kurze

sen, was damals ein junger Edelmann wissen mußte, um in der Welt mit Anstand zu erscheinen; dann kam er auf die Schule nach Gäßrow, im Mecklenburgschen. Winterfeld, ein offener Kopf, lernte schnell und im sechzehnten Jahre besaß er manche wissenschaftliche und Sprachenkenntnisse, dabei zeigte er viel Scharfsinn und Gewandtheit, sich im gesellschaftlichen Umgang in die Launen Anderer, ohne Kriecherei, zu schliessen.

Jetzt dachte der Vater ernstlich daran, wozu er seinen Sohn bestimmen sollte, da dieser keine Neigung zeigte, sich wie sein Vater auf den engen Wirkungskreis eines Gutsbesizers und der Landwirthschaft auf seinen Grund und Boden zu beschränken.

Die ausschließliche Laufbahn eines Adlichen damaliger Zeit war der Kriegsdienst; die höheren Stellen in solchem waren den Adlichen ausschließlich vorbehalten und er konnte erwarten, wenn sein Sohn sich diesem Dienste so jung widmete, so müsse er, wenn er am Leben bliebe, nicht dienstunfähig oder wegen eines bedeutenden Vergehens entlassen würde, nach und nach immer höher steigen.

Seines Großvaters Brudersohn Georg Levin von Winterfeld war damals Chef des zu Königsberg in Preußen stehenden Kürassierregiments. Der Vater machte ihm den Vorschlag, bei diesem Regimente Dienste zu nehmen. Winterfeld nahm solches gern an; die Sache kam bald zu Stande und er reisete nach dem Orte seines künftigen Aufenthaltes.

Angelommen in Königsberg empfing ihn sein Oheim zwar als einen nahen Verwandten sehr freundlich; aber von den bestehenden Vorschriften für diejenigen Edelleute, welche in Kriegsdienste treten wollten, durfte und wollte er nicht abweichen. Er ehrte das Gesetz und obgleich damals noch in Keines Gehirn die verschrobenen Begriffe von Freiheit und Gleichheit spukten, die später so viele Gräucl erzeugt und die Erde mit Blut gedüngt, so fühlte er doch, daß die einzige Gleichheit, die man mit Recht verlangen

Schilderung seiner Lebensweise, wobei er scherzweise bemerkte: „Hier hört man nicht viel von Gottes Wort, wenn wir nicht zuweilen Knapische Sprüche einfleien.“ Knapo führte nämlich immer Sprüche aus dem alten und neuen Testamente im Munde, und seine Jüglinge mußten sich davon täglich ein Pensum in's Gedächtniß prägen.

ähne, die vor dem Gesehe sey. Winterfeld mußte also, so jung er war, einige Monate bei seinem Regimente die Dienste eines gemeinen Reiters verrichten, seine Montirung und Waffen selbst reinigen, sein Pferd selbst füttern, tränken, striegeln, zäumen und satteln, die Uebungen mit den übrigen Ausräthern machen, die Wachen bezeichnen und mit der übrigen dazu kommandirten Mannschaft, wenn ihn die Reihe traf, Schildwache stehen. Erst nach dieser Zeit wurde er Standartenjunkер, dann nach Jahresfrist zum Kornet vorgeschlagen und von dem König Friedrich Wilhelm I. dazu ernannt.

Winterfeld war groß und schön gewachsen, von kräftigem Körperbau und alle Theile seines Körpers standen im Ebenmaß. Bei der ersten Musterung, die der König Friedrich Wilhelm I. in Königsberg hielt, fiel ihm deshalb Winterfeld auf. Er erkundigte sich bei dessen Oheim, dem Regimentschef, wer er sey, und da er seinen Namen erfahren, bestimmte er dessen Versetzung unter seine Leibgarde. Winterfeld erhielt anfangslich sein Standquartier zu Brandenburg an der Havel, bald darauf wurde er aber nach Potsdam versetzt.

Der Kaiser von Rußland Peter II. hatte von Friedrich Wilhelm I. sich Unteroffiziere erbeten, um seine noch in dem Gebrauch der Waffen ungelübten Russen zu unterrichten. Der König wählte dazu eine Anzahl Unteroffiziere, die diesem Verlangen des Kaisers zu entsprechen im Stande waren; und übertrug dem noch nicht volle achtzehn Jahre alten Winterfeld das Kommando über diese Unteroffiziere, um sie nach St. Petersburg zu führen.

Winterfeld vollzog diesen Befehl zur Zufriedenheit des Königs und des russischen Kaisers. Er übergab die Unteroffiziere zur Disposition des Letzteren, fand in St. Petersburg eine ausgezeichnete Aufnahme und vorzüglich in dem Hause des bekannten Feldmarschalls Grafen von Münich,*) mit dem er noch weitläufig verwandt war, denn die Bruderschwester

*) Burkhard Christoph v. Münnich, im Jahre 1683 zu Neuenhünker im Oldenburgschen geboren, widmete sich, nachdem er sorgfältig erzogen und sich durch eine Reise nach Frankreich gebildet, dem Militärdienst; er wurde zuerst Hauptmann bei den darmstädtschen Truppen, ging dann in hessenkasselsche Dienste, von

seiner Mutter, das Fräulein Juliane von Malzahn, war die Stieftochter des Feldmarschalls.

Die persönliche Bekanntschaft Winterfeld's mit dem Fräulein erweckte in ihm eine leidenschaftliche Zuneigung; auch sie, erst funfzehn Jahre alt, fand den Vetter sehr liebenswürdig. Bei Beiden war es das erste Gefühl der Liebe, und dies ist gewöhnlich mit einer Schwärmerei verknüpft, die, ohne die Hindernisse der Wirklichkeit zu beachten, sich eine ideale Welt bildet, wo solche entweder nicht vorhanden sind, oder wo man sie durch

dort in die polnisch-lithauischen, wo er bis zum Generalmajor hinaufstieg. Durch Kabale aus diesem Dienste entfernt, trat er in schwedische und nach Karls XII. Tode 1720 in russische Dienste. Hier eröffnete sich ihm ein für seinen thätigen Geist und Ehrgeiz entsprechender größerer Wirkungskreis und es schien ihn das Glück zu begünstigen. Er stieg rasch von Stufe zu Stufe; Peter II. machte ihn zum General en Chef und erhob ihn in den Grafenstand; unter der Kaiserin Anna wurde er Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall und Präsident des Reichskollegiums. Er gab dem russischen Heere eine neue Organisation und zeichnete sich in dem Kriege wider die Türken durch Siege und Eroberungen aus. Er bestimmte diese Kaiserin auf dem Sterbebette, daß sie den Herzog Ernst Johann von Kurland als Vormund des minderjährigen Thronfolgers Iwan zum Regenten ernannte. Man hatte den Plan dabei, daß er es dann in der Wirklichkeit, der Herzog es nur dem Namen nach, seyn sollte; dieser Plan scheiterte. Er veranlaßte die Verhaftung des Herzogs und daß Iwan's Mutter, die Prinzessin Anna, scheinbar Regentin wurde. Durch seinen Einfluß zum Premier-Minister ernannt, kam das Schutz- und Trugbündniß mit Preußen zu Stande. Das Bündniß Rußlands mit Oestreich 1741, das er nicht verhindern konnte, kränkte ihn so tief, daß er seinen Abschied nahm; und als er darauf nach Königsberg in Preußen gehen wollte, wurde er von der Kaiserin Elisabeth, die in diesem Jahre den russischen Thron bestiegen, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Dies Urtheil wurde in Konfiskation seiner Güter und Verbannung nach Sibirien verwandelt. Als Peter III. 1762 zur Regierung kam, berief ihn dieser aus seiner Verbannung zurück, und setzte ihn wieder in seine vorigen Würden ein. Die Kaiserin Katharina II. ernannte ihn demnächst zum Generaldirector der Höfen am baltischen Meere. Er starb zu St. Petersburg im Jahre 1767 in einem Alter von 64 Jahren.

Standhaftigkeit und mit ritterlichem Sinn zu besiegen hofft. So jung Beide waren, so gelobten sie sich doch ewige Treue und versprachen sich die Ehe, ohne zu überlegen, ob sie ein so vortheilhaftes Versprechen zu erfüllen im Stande seyn würden: denn dazu gehörte von Wintersfeld's Seite die Erlaubniß seines Königs, von Seiten des Fräuleins die der Kaiserin Elisabeth, deren Hofdame sie war.

Nach Beendigung seines Auftrages mußte Wintersfeld wieder nach Potsdam zurückkehren. Die Verlobten trennten sich mit schwerem Herzen, und wenn sie auch ihre feierliche Verabredung in solchen als ein Geheimniß verschlossen, so hatte doch der Feldmarschall etwas von dieser wechselseitigen Zuneigung gemerkt, und sein Benehmen verrieth, daß er wider eine solche eheliche Verbindung in der Folge nichts zu erinnern haben würde, wenn die Umstände es gestatten sollten.

Wintersfeld hatte sich in St. Petersburg mit solcher Gewandtheit und Vorsicht benommen, daß nicht nur keine Beschwerden wider ihn einliefen, sondern er die ehrenvollsten Lobeserhebungen erhielt. Da es bekanntlich Friedrich Wilhelm's I. Stiefknecht war, daß sein Militär aus den größten und schönsten Leuten bestände, so suchte er dergleichen auch im Auslande zu erhalten und, so hausväterisch er sich übrigen auch zeigte, so sparte er doch dabei keine Kosten, und sandte zu diesem Zweck Offiziere in das Ausland, die sich, um sich ihres Auftrages zur Zufriedenheit des Königs zu erledigen, oft solcher Mittel bedienten, die vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit kein günstiges Urtheil erhalten haben würden; denn um eines brauchbaren Rekruten habhaft zu werden, verschmähte man keine List, selbst keine offenbare Gewalt, wo man solche ungeahnet wagen konnte. Jetzt haben die Regierungen fast überall das Unsittliche und Nachtheilige einer solchen Handlungsweise eingesehen. Wie können Nichtlinge, zum Kriegsdienste gezwungene oder durch List überredete Ausländer, Vertheidiger eines Landes seyn, das nicht ihr Vaterland ist? — Wie kann man von Söldnern, die nur ihre Unsittlichkeit oder selbst ein grobes Verbrechen aus ihrer Heimath vertrieben, um der Ahnung der Gesetze zu entgehen, erwarten, daß sie den Schwur, den sie den Fahnen geleistet, unter die sie aus Leichtsinne, Noth oder schuldbelastet getreten, halten werden? — Wie ein räuberisches Schaaf oft eine ganze Heerde anstecken kann, so mußten sie einen schäd-

lichen Einfluß auf ihre unverdorbenen Kameraden haben, und eine natürliche Folge davon war die strenge Disziplin und barbarische Behandlung, die den Soldaten damals entwürdigte, ihn zu ewiger Sklaverei verdammt, und die in ihm jeden Keim des Ehrgefühls vertilgen mußte. Jetzt bestehen die Heere nur aus Landeskindern, die für ihren angestammten Herrscher, für ihr theures Vaterland, für die Ihrigen und den väterlichen Heerd, wenn es gilt, mit dem Heldenmuth fechten, wie die Dreihundert bei Thermopyla*) und der ewig denkwürdige Krieg von dem Jahre 1813 und 1814 lie-

*) Dies ist der einzige Engpaß, der aus Thessalien durch das Gebirge Deta nach Hellas führt; als Xerxes, König von Persien, Griechenland mit einer ungeheuren Heeresmacht überzog, leisteten ihm nur die größeren Staaten, Athen und Sparta, Widerstand. Leonidas, König von Sparta, stellte sich an die Spitze der Spartaner, und obgleich sein Heer mit den Hülfstruppen nur aus 7000 Mann bestand, stellte er sie mit solcher Umsicht auf, daß die Perser, bei dem Engpasse angekommen, voraussahen, welche großen Schwierigkeiten sie haben würden, um ihn zu nehmen, und wie theuer sie dies mißliche Unternehmen erkämpfen mußten. Xerxes trug daher dem Leonidas, um ihn nachgiebig zu machen, die Herrschaft über ganz Griechenland an. Leonidas wies diesen Antrag mit Verachtung zurück. Darauf schickte Xerxes einen Herold an die Griechen mit dem Verlangen, ihm die Waffen auszuliefern. „Er komme und hole sie,“ war, Leonidas Antwort.

Die Perser drangen jetzt dreimal mit großer Uebermacht gegen den Engpaß, und jedesmal wurden sie mit großem Verlust zurückgetrieben. Ein Grieche, Epialtes, ein Verräther, hatte über 10000 Perser auf geheimem Wege über die Gebirge geführt; sie zeigten sich dem Leonidas und seinen Streikern im Rücken. Er sah, daß Alles verloren sey, aber er wollte nicht feige weichen, sondern ein Beispiel geben, wie ein treuer Sohn des Vaterlands ihm auch sterblich sein Leben opfere. Um nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, entließ er die Mehrzahl seiner Truppen und behielt nur 300 Spartaner, 700 Thebier und 400 Thebaner bei sich. Als Xerxes den glücklichen Uebergang der von Epialtes geführten 10000 Mann erfuhr, griff er Leonidas mit weit überlegener Macht am Eingang des Passes an. Nachdem Leonidas den Feinden den Sieg lange streitig gemacht, fiel er, und die Seinigen vertheidigten seine Leiche so lange, bis sie, von vorn und hinten angegriffen, sämmtlich ihren Tod auf dem Schlachtfelde fanden.

fert mehrere ähnliche Anopferungen und Jäge des Heldenmuthes, die aber ein günstigerer Erfolg krönte.

Wie früher der Auswurf der Menschheit sich nur dazu verstand, wenn er seine Heimath wegen Verbrechen verlassen müssen, in fremde Kriegesdienste zu treten, um ein beslecktes Leben zu fristen, so bleibt ihm sehr, da ihm dieser Weg versperrt ist, nichts übrig, als dort, wo man ihm sympathetisch eine Zuflucht gewähret, sich zu einem Corps für ihm ganz fremde Zwecke zu bilden, sich in fremde Bataillons ordnen, und willenslos zur Schlachtbank führen zu lassen. Das ist der Fluch der Reuterei, der auf allen denjenigen lastet, welche, Verführer oder Verführte, Theil an geschehnen Empörungen nehmen; sie irren umher, wie Kain nach dem Brudermorde; sie haben sich des Verbrechens des beabsichtigten Vaternordes gegen ihr Vaterland schuldig gemacht.

Das umstichtige Benehmen Winterfeld's in St. Petersburg bestimmte den König, ihn auf Werbung zu schicken, denn er versprach sich von ihm vielen Nutzen, ohne daß er durch Unvorsichtigkeiten und offenbare Gewaltmaßregeln ihn kompromittiren und zu unangenehmen Beschwerden Anlaß geben würde.

Winterfeld entsprach auch diesen Erwartungen; sein Auftrag aber desto weniger seinen Wünschen und Ansichten. Er suchte daher seine Abberufung zu erwirken. Dies gelang ihm nicht ohne Schwierigkeiten, indeß war der König so mit ihm zufrieden, daß er ihn demüthigt zu seinen Adjutanten und Tischgenossen machte.

Die erste Liebe Winterfeld's zu dem Fräulein von Masjahn war in einer langen Reihe von Jahren nicht erloschen; auch das Fräulein hatte ihre Gesinnungen nicht geändert, und ein fast ununterbrochener Briefwechsel die Erinnerungen der ersten Bekanntschaft und die sich gegebenen Gelübde immer lebendig erhalten. Jetzt befand sich Winterfeld in der Lage, die Geliebte zu seiner Gattin zu begehren. Die Einwilligung des Königs erhielt er auf die Verwendung des Feldmarschalls von Münnich, auch das Fräulein hatte sich zuvor, zwar mit manchen Schwierigkeiten, von ihrem Vorfsten als Hofdame frei zu machen gesucht, und der Feldmarschall gab seiner Stieftochter, außer ihrem mütterlichen Vermögen, noch eine Aussteuer von 10,000 Rubeln, wovon er 2000 gleich baar zahlte, die übrigen 8000 aber

so lange mit 5 Procent zu verzinsen in einem gerichtlich aufgenommenen Dokument versprach, bis er sie nach und nach abgetragen haben würde.

Dies gewissenhafte Halten seines gegebenen Versprechens gereichte Winterfeld zur Ehre und charakterisirte ihn als einen Mann von Diebsinn, Treu und Glauben. Seine Zuneigung zu seiner Gattin war also keine flüchtige Aufwallung gewesen; sie mußte ihren Grund in der Harmonie ihrer Herzen und ihrer Gesinnungen haben, denn nur durch ein solches Band wird Liebe und Freundschaft edel und dauerhaft.

Der damalige Kronprinz, nachmals Friedrich der Große, hatte Winterfeld, wie Schwerin, am Hofe seines Vaters kennen lernen. Auch seine Verdienste wußte er zu schätzen, doch schien er einen größern Werth auf seine Gewandtheit und Umsicht in Staatsgeschäften, als in der Kriegskunst zu legen, da er nicht, wie Schwerin, Gelegenheit gehabt hatte, im Felde sich Kenntnisse zu erwerben, der in der Nähe eines Marlborough und Eugen ihr aufmerksamer Beobachter gewesen, und selbst auf dem Schauplatz des Krieges Muth und Geistesgegenwart gezeigt hatte.

Bei den entstandenen Irrungen Friedrich's mit seinem Vater im Jahre 1730 hatte Schwerin sich unthätig verhalten. Das war nicht der Fall mit Winterfeld; obgleich er des Kronprinzen Benehmen keineswegs billigte, vielmehr dem Könige in der Hauptsache Recht gab; so trat er doch, auf die Gefahr, den Zorn Friedrich Wilhelm's auch gegen sich zu reizen, als Vermittler auf, um zu verhüten, daß die von dem Letztern in den ersten Aufwallungen der Entrüstung beschlossenen Maßregeln wider seinen Sohn nicht ausgeführt würden. Seine berebten Vorstellungen und andere Verwendungen, die nicht unbeachtet gelassen werden konnten, besänftigten den König und hielten ihn davon zurück, den frühern Beschluß auszuführen, welchen er nie wieder hätte gut machen können und bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens schmerzlich bereut haben würde.

Dem Kronprinzen war diese Verwendung Winterfeld's nicht unbekannt geblieben, und bei dem Antritt seiner Regierung 1740 ernannte er ihn, damals nur noch Lieutenant, zum Major und Flügeladjutanten.

Fünf Monate nach Friedrich Wilhelm's Tode war der Kaiser Karl VI. gestorben, und Friedrich der Große wollte diesen Zeitpunkt benützen, um seine Ansprüche auf vier schlesische Fürstenthümer, die man ihm

herauszugeben verweigerte, durch die Waffen geltend zu machen. Es war für den König von großer Wichtigkeit, dabei vor Ausland gesichert zu seyn; um dies zu erwirken, erwähnte er zu diesem Geschäfte Winterfeld, im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit, Treue und Verschwiegenheit. Unter einem wahrscheinlichen Vorwande wurde Winterfeld nach St. Petersburg geschickt, wo er schon am 19ten December 1740 ankam.

Winterfeld machte sehr bald die Entdeckung, mit welchem Eifer der östreichische Gesandte, Marquis von Dotta, dort zu Gunsten seines Hofes zu wirken bemüht war. Er benutzte aber seine Verbindung mit der Stieftochter des Feldmarschalls von Wänich und seine Ueberredungsgabe so geschickt, daß Rußland mit Preußen ein Vertheidigungsbündniß schloß. Friedrich der Große war damit sehr zufrieden, und in seinem Werk: Geschichte meiner Zeit, sagte er darüber: „diesmal siegte der pommersche gesunde Menschenverstand über die italienische Verschmütheit.“)

Während Winterfeld noch in Rußland verweilte, war Friedrich in Schlessen mit einem Heere eingerückt, hatte seinem Auftrage und zwar nach dem Zeugniß des Königs vollkommen genügt, denn dieser sagte darüber: dieses Bündniß war Alles, was man unter den obwaltenden Umständen verlangen konnte,“) er rief ihn also zurück, um thätigen Antheil an dem begonnenen Kriege zu nehmen. Er erhielt das Kommando von den Grenadierbataillons zweier Regimenter, und war der erste, der bei der Ueberrumpelung der Festung Glogau mit einem seiner Bataillons in das äußer Thor einbrang.

In der Schlacht bei Mollwitz, d. 10ten April 1741, wurde er am Fuße leicht verwundet. Bald nach seiner Genesung ernannte ihn der König zum Obersten und Generaladjutanten.

Jetzt erweiterte sich sein Wirkungskreis. Er überließ bei Nothschloß an der Spitze eines abgesonderten Haufens den General Varaney, schlug

*) Cependant on cette occasion le bon sens poméranien l'emporta sur la sagacité italienne.

(Histoire de mon temps. Chap. II.)

**) C'étoit tout ce qu'on pouvoit désirer de plus avantageux dans ces cir constances critiques.

(Hist. de mon temps. chap.)

ihn und machte 300 Gefangene. Friedrich giebt ihm das Zeugniß, er habe sich dadurch den Ruhm eines eben so geschickten Kriegers als guten Unterhändlers erworben.*)

Winterfeld war in diesem ersten schlesischen Kriege in der Folge zwar nicht unthätig, indeß muß sich keine Gelegenheit dargeboten haben, wodurch er sich hätte auszeichnen können; denn seiner wird in der Beschreibung dieses Krieges nicht weiter erwähnt, und auch Friedrich in der Geschichte seiner Zeit gedenkt seiner in dieser Periode nicht weiter. Er blieb jedoch immer in Gunsten des Königs und er schenkte ihm sein Vertrauen. Im November 1741 kehrte er mit dem König nach Berlin zurück, aber am 5ten Januar 1742 mußte er schon nach Breslau gehen.

Beim Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges 1744 mußte Winterfeld den König nach Böhmen begleiten; er war bei der Einschließung Prag's vom 2ten bis 16ten September thätig.

Bei dem Rückzuge aus Böhmen brachte er die ihm anvertrauten Truppen wohlbehalten zurück, obschon er auf diesem Marsch von den Ungarn vielfältig geneckt und dabei selbst verwundet wurde; seiner Heilung wegen begab er sich nach Breslau.

Friedrich hatte zu Anfange des Jahres 1745 sein Hauptquartier zu Meisse. Da die Oesterreicher die Absicht hatten, die Preussen, nach des Königs Ausdruck, durch beständige Neckereien aufzureiben, so gab er Winterfeld den Befehl, Schlessien von ihnen zu säubern. Er bewerkstelligte dies zur Zufriedenheit des Königs und errang mehrere Vortheile über den Feind. Er ging dem östreichischen General Radast, der 7000 Mann stark war, bei Landshut mit 2400 Mann muthig entgegen, schlug ihn, und der dazu kommende General Stille trieb den Feind mit einem Verlust von 600 Mann bis zur böhmischen Gränze. Auch bei dieser Affaire wurde Winterfeld im Arm leicht verwundet. Der König ernannte ihn dafür zum General-Major und das darüber für ihn ausgefertigte Patent wurde vom 1sten December 1743, also um anderthalb Jahre zurück, datirt.

*) Winterfeld, le même qui avoit négocié une alliance en Russie, fit un si brave coup à la tête d'un détachement, qu'il acquit la réputation d'être aussi bon officier que bon négociateur.

In der Schlacht bei Striegau und Hohenfriedberg den 2ten Juni 1745 überfiel er am 4ten die auf dem Wege nach Striegau begriffenen Sachsen und schlug sie gemeinschaftlich mit dem General du Moulin, ehe sie von den Oestreichern Beistand erhalten konnten. Den Tag nach der Schlacht verfolgte er mit du Moulin den Prinzen von Lothringen, und holte ihn bei Landshut ein; der Prinz verließ schnell sein Lager und übertrug dem General Nadasti die Deckung seines Rückzuges. Winterfeld griff das Corps des Generals Nadasti, das bei Hohenfriedberg nicht mitgefochten, also noch ungeschwächt war, heldenmüthig an, schlug es und verfolgte es ebenfalls bis an die Gränze Böhmens. Es blieben dabei 200 Mann vom Feinde und er machte 130 Gefangene.

Alle Aufträge, die Winterfeld in diesem Kriege von dem Könige erhielt, erfüllte er zu dessen Zufriedenheit mit Umsicht und Muth. Er erhielt als Belohnung die Amtshauptmannschaft von Tarnau*).

Nach dem am 25ten December 1745 zu Dresden geschlossenen Frieden blieb Winterfeld als General-Adjutant immer um den König, und dieser benutzte seine Kenntnisse, Umsicht und seinen Scharfblick bei sehr vielen Gelegenheiten, die keinen Bezug auf das Kriegswesen hatten. Er setzte eben so viel Vertrauen in seine treuen Gesinnungen, als in seinen hellen Verstand.

Der General Wallrave hatte sich grober Unterschleife und Verräthereien schuldig gemacht. Winterfeld erhielt den Auftrag, die Untersuchung wider ihn zu dirigiren; das Resultat dieser Untersuchung ist bei dem Umriss des Lebens des Feldmarschalls Grafen von Schwerin erwähnt worden.

Welchen Einfluß Winterfeld auch auf andere Gegenstände der Staatsverwaltung hatte, die nicht das Militair betrafen, beweist das nachstehende Ereigniß.

Im Jahre 1753 war ein Kaufmann Peter Hasenklever bei einer Reise, die er von Cadix aus durch Frankreich, England, Holland und Deutschland machte, auch nach Berlin gekommen. Hier war man eben damit beschäftigt, einen Handels-Traktat mit Spanien zu schließen. Hasenklever

*) Dergleichen Amtshauptmannschaften waren mit keinem Geschäft verknüpft, gewährten aber demjenigen, dem sie verliehen wurden, eine jährliche Einnahme von 500 Thlr. Friedrich der Große belohnte damit Generale, die sich ausgezeichnet hatten.

befand sich bei einem der damaligen Minister nebst andern Ministern; auch Winterfeld war anwesend. Der Minister brachte das Gespräch auf den beabsichtigten Handelstraktat. Hasenklever machte bedenkliche Miene, als er von dessen Stipulationen unterrichtet wurde.

„Finden Sie dabei etwas Bedenkliches?“ fragte ihn Einer.

Allerdings, erwiderte der Befragte, und er setzte nun sehr ausführlich und gründlich auseinander, daß ein solcher Traktat für Preußen nie vorthellhaft seyn könne.

Winterfeld hatte Hasenklever, der ihm zur Seite saß, bei seinem Vortrage die gespannteste Aufmerksamkeit geschenkt; als dieser geendet, schlug er ihn vertraulich aufs Knie und rief:

„Sie erzählen uns mehr in einer Viertelstunde, als wir in sieben Jahren haben erforschen können.“

Er setzte den König sogleich von Allem, was er auf diese Weise erfahren, in Kenntniß, und bewirkte dadurch, daß die deshalb nach Madrid gesandten Unterhändler zurückgerufen wurden.

Friedrich faßte eine so vorthellhafte Meinung von Hasenklever, daß er ihm einen Brief an den dirigirenden Minister in Schlesien von Rastow mitgab, worin er dem Letztern auftrug, mit Hasenklever, als einem erfahrenen und einsichtsvollen Kaufmanne, sich darüber zu berathen, wie der schlesische Handel erweitert und in größeren Flor gebracht werden könne.

Der König war überzeugt, daß der geschlossene Frieden nicht von Bestand seyn könne, und schenkte Winterfeld über diese Besorgnisse sein ganzes Vertrauen. Dieser theilte die Ansicht des Königs, und hielt es bei einem neuen Ausbruch des Krieges für sehr vorthellhaft, wenn man elms Theils über die Absicht des Wiener Hofes nähere Erkundigungen einbringe, andern Theils geschickte östreichische Offiziere für den Dienst des Königs gewönne.

Winterfeld ging daher, unter dem Vorwande der Wiederherstellung seiner Gesundheit, in das Karisbad, und suchte dort selbst und durch Kundschafter in Wien und Dresden hinter die Geheimnisse der beiden Kabinette zu kommen. Dies gelang ihm auch.

Als er wieder nach Potsdam zurückgekehrt war, kam ein solcher Kunde

schafter aus Dresden dort zu ihm, mit der Nachricht, daß die zwischen dem Wiener, Petersburger und Dresdner Hofe gewechselten Notizen, Preußen betreffend, in dem Dresdner Staatsarchive lägen. Winterfeld statete dem Könige davon sogleich Bericht ab. Der Graf von Malzahn, preussischer Gesandter zu Dresden, ward beauftragt, darüber noch nähere Erkundigungen einzuziehen. Dies Alles geschah nur auf unmittelbaren Befehl des Königs, der Keinem, selbst seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, noch sonst einem Andern davon etwas anvertraute. Alle diesfällige schriftliche Verhandlungen wurden von Winterfeld's Secretair, dem nachmaligen Kabinettsrath Galsker, ausgefertigt. Erst als über den Inhalt dieser Unterhandlungen kein Zweifel obwaltete, erhielt der damalige Legationsrath, nachmalige Kabinetts-Minister, Graf von Herzberg den Auftrag zur Anfertigung des Memoire raisonné oder der begründeten Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anschläge des Wiener und Sächsischen Hofes.

Das Vertheidigungsbündniß zwischen Preußen und Frankreich bestand nur bis zum März 1755. Es war also bald abgelaufen. Es fragte sich: ob man dies Bündniß erneuern oder sich um ein anderes bewerben sollte? Friedrich zog Winterfeld darüber zu Rathe. Der König war für die Erneuerung; Winterfeld für ein Bündniß mit England. Der Letztere fandte, um seine Meinung durch triftige Gründe zu unterstützen und keinen Mißgriff in einer so wichtigen Sache zu thun, einen gewissen Haude nach Frankreich, um genaue Nachricht über den Zustand dieses Reichs, hauptsächlich aber in Hinsicht seiner Kriegsmacht und deren Schlagfertigkeit einzuziehen. Haude's Bericht war nichts weniger als günstig für Frankreich und als Winterfeld dem Könige solchen vorlegte, entsagte der Letztere seiner Ansicht und trat der seines Vertrauten bei. Das Bündniß wurde daher aufgegeben, und dagegen mit großer Verschwiegenheit ein neues mit England angeknüpft. Die Vortheile, die sich der König von diesem Bündniß versprach, gingen zwar nicht alle in Erfüllung, indeß bewirkte Winterfeld bei dem Abschluß desselben für Preußen mehr, als der König selbst verlangt hatte. Als der König von Großbritannien im Jahre 1755 seine deutschen Staaten besuchte, ging Winterfeld nach Hannover, und brachte dies Bündniß nicht nur zu Stande, sondern erwirkte auch statt vier, ach

Millionen Hilffsgelder. Der Traktat wurde demnächst am 16ten Januar 1756 zu Westminster unterzeichnet.

Winterfeld, eingeweiht in die Geheimnisse der gegen Preußen feindselig gesinnten Kabinette, voraussehend, daß ein Krieg nicht ausbleiben könne, drang nun darauf, ihn zu beschleunigen, damit Friedrich's Feinde nicht noch mehr Zeit gewinnen, sich dazu rüsten zu können.

Der König zögerte noch, in der Hoffnung, durch Englands Vermittelung Rußland für sich zu gewinnen; dies schlug aber fehl, und mittlerweile rüstete sich Oestreich und Sachsen.

Friedrich ließ in Wien anfragen: was diese Zurüstungen für einen Zweck hätten, und verlangte eine deutliche und bestimmte Zusicherung, daß er weder in diesem, noch in folgendem Jahre einem feindlichen Angriff ausgesetzt werden solle.

Die Antwort war auf Schrauben gestellt und unbestimmt. Es litt nun keinen Zweifel, daß man den ersten und wichtigsten Vorwand benutzen würde, um den schon längst gefaßten Vorfaß auszuführen und den König anzugreifen.

Winterfeld erneuerte seine Anträge, einen solchen Angriff nicht abzuwarten. Friedrich, überzeugt von der Gefahr längerer Zögerung, gab seinen Vorstellungen nach. Der Krieg wurde beschlossen. Die Brüder des Königs, die Prinzen vom Hause und auch andere Personen von Bedeutung, die eine Stimme dabei hatten, waren dagegen; sie wußten, daß Winterfeld einen großen Einfluß auf diesen Entschluß des Königs gehabt hatte, und unbekannt mit der wahren Lage der Dinge, schrieben sie Winterfeld's Rath ehrgeizigen, selbstsüchtigen Absichten zu.

Als alle Vorkehrungen zu einem Kriege getroffen waren, berief Friedrich den Feldmarschall Grafen von Schwerin nach Potsdam, und als er vor ihm erschien, fand er dort die Generale von Winterfeld und von Rebow.

„Mein Vorfaß steht fest,“ sprach der König: „Krieg mit Oestreich! Es kommt jetzt nur darauf an, wie man mein Vorhaben auf das Vortheilhafteste zur Ausführung bringt. Darüber will ich mich mit Euch berathen.“

Schwerin stuzte; eine solche Erklärung kam ihm unerwartet, und er äußerte freimüthig seine Bedenklichkeiten. Rebow, der geschwiegen, aber

von den Prinzen des Hauses beauftragt war, Alles anzuwenden, um das Vorhaben des Königs rückgängig zu machen, durch Schwerin's Einwendungen ermuthigt, trat seiner Meinung bei, und äußerte, man müsse den Ausbruch eines Krieges möglichst zu vermeiden suchen, sich keiner Uebereilung schuldig machen; es sey genug, sich zu rüsten, damit man jedem Angriff mit Energie begegnen könne. Der angreifende Theil zu seyn, dürfte gefährlich werden, es würde die Eifersucht anderer Mächte, welche die Vergrößerung des Hauses Brandenburg schon mit neidischem Auge ansähen, auf's Neue rege machen. Der Wiener Hof wird diesen Krieg unstreitig erobersüchtigen Absichten zuschreiben, sprach er: alle diejenigen, welche den Westphälischen Frieden gewährleistet haben, zur Aufrechthaltung der Verfassung des deutschen Reichs auffordern und ganz Europa wider Eu. Majestät in die Schranken rufen. —

„Dieser Meinung bin ich nicht,“ sprach Winterfeld, „da Oestreich noch nicht mit seinen Kriegsrüstungen völlig zu Stande gekommen, da Rußland, weil ihm die englischen Subsidien fehlen, zur Unthätigkeit sich gezwungen sieht, muß man den günstigen Zeitpunkt benutzen, den Kriegsschauplatz in das östreichsche Gebiet verlegen und Allen muthig die Spitze bieten, die es wagen sollten, wider uns feindlich aufzutreten. Ein Angriffskrieg ist der Lage des preussischen Staates und der Verfassung seines Heeres weit angemessener, als ein Vertheidigungskrieg.“

Schwerin und Rebow wollten dies nicht einräumen, sie vertheidigten ihre Ansicht hartnäckig. Da sprach endlich Friedrich:

„Ich sehe wohl, daß dieser Streit kein Ende nehmen wird, wenn ich nicht den Schleier eines Geheimnisses lüfte, der Euch — sich an Schwerin und Rebow wendend — noch ganz unbekannt ist.“

Er zeigte ihnen nun die vorzüglichsten Staatschriften, die man seiner wegen gewechselt hatte und setzte dann hinzu:

„Hieraus werdet Ihr ersehen, welche Gefahren über meinem Haupte schweben. — Bei solchen Umständen bin ich es mir und dem Staate schuldig, Sachsen und Oestreich zu überfallen und ihre schändlichen Entwürfe im Keime zu ersticken, eh' ihre Bundesgenossen ihnen Beistand leisten können. Ich bin gewaffnet und will mein Heer in Bewegung setzen, sobald die Frage entschieden ist, wie man den Feldzug am vortheilhaftesten eröffnen kann.“

Schperlin und Rehov sahen sich mit Wienen des Erstaunens an, ohne eine Sylbe zu sprechen. Schwerin kam zuerst von diesem Erstaunen zurück, und er verläugnete auch jetzt seinen Charakter nicht; er rief mit Verstärkung:

„Soll und muß durchaus Krieg seyn, so laßt uns schon morgen aufbrechen, Sachsen in Besitz nehmen, und in diesem kornreichen Lande Magazine anlegen, um unsere Unternehmungen in Böhmen zu sichern.“

Jetzt stand dem Kriege nichts mehr entgegen. Winterfeld reiste sogleich, unter der Vorpiegelung, eine Wadetur zu gebrauchen, nach Karlsruhe, um genaue Nachrichten über die Zurüstungen Oesterreichs einzuziehen, auch das Gebirge, welches Sachsen von Böhmen trennt, in strategischer Hinsicht zu untersuchen, und im Stillen Handzeichnungen davon aufzunehmen. Bei der Rückreise machte er einen Besuch bei dem Kommandanten der Festung Königstein, dem General von Pirch, einem alten Bekannten. Er nahm dort Alles in Augenschein und belehrte sich, daß diese Festung, ihrer Höhe wegen, nichts zur Deckung der da unten vorbeistießenden Elbe beitragen könne, weshalb man diesem Uebelstande durch Anlegung einiger Werke am Fuße des Berges abzuwehren Bedacht zu nehmen im Begriff war. Er besah auch Pirna und den Sonnenstein; kehrte dann nach einer beschwerlichen aber lehrreichen Reise nach Potsdam zurück, und erstattete dem König über Alles, was er erfahren und bemerkt, ausführlich Bericht ab.

Friedrich verkannte nicht diesen Dienstreiser und diese Anhänglichkeit; er ernannte Winterfeld am 31sten Mai 1756 zum General-Lieutenant, verlieh ihm den schwarzen Adler-Orden und bald darauf machte er ihn zum Gouverneur von Colberg und zum Chef des ältesten Infanterie-Regiments. Dies war seit 2 Jahren erledigt gewesen. Das Gehalt des Chefs und dessen Emolumente waren daher nicht gezahlt worden. In der Kasse befanden sich 10,000 Thlr. unentzogen. Der König bestimme, daß sie an Winterfeld gezahlt werden sollten; er war aber zu uneigennützig, um von dieser Bestimmung, zu seinem Vortheil, Gebrauch zu machen. Er verwandte diese Summe zur Unterstützung bedürftiger Offiziere und Gemeinen des Regiments, und deren Wittwen und Kindern.

Winterfeld hatte bei dem Ausbruch der Feindseligkeiten einen Plan entworfen, wodurch er dem Kriege mit einem Feldzuge ein Ende zu machen

hoffte. Dem Könige schien dieser Plan zu gewagt, und er befolgte einen andern, der keinen so günstigen Erfolg hatte. Als das Lager bei Pirna eingeschlossen war, befand sich Winterfeld unter dem Herzog von Wevern bei Wehla. Der König trug ihm auf, den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen möglichst zur Entfugung von dem Bündniß mit Oestreich und zu einem mit Preußen zu vermögen. Der König von Polen wurde zu diesem Zweck ersucht, in eigener Person, ohne Zuziehung eines Dritten, mit Winterfeld zu unterhandeln. Dies wurde bewilligt, und mit einem eigenhändigen Schreiben Friedrich's kam er den 14ten September in dem sächsischen Hauptquartier in Struppen an; diese Unterhandlung schlug jedoch fehl, und eben so eine zweite, als er nach Verlauf von zwei Tagen wieder nach Struppen geschickt wurde; denn der König von Polen hoffte auf die Hilfe des unter dem Feldmarschall Grafen von Brown heraneilenden östreichischen Heeres. Bei dieser zweiten Sendung benahm man sich so unedel und wider alles Völkerecht, daß man unaufhörlich nach ihm und seiner Eskorte, die aus dem Oberstleutnant von Warneri und 30 Husaren bestand, von der Festung Königstein schoß. Offenbar war dies mit Vorwissen geschehen, denn, als er in Struppen eintraf, entschuldigte man das Schießen sogleich, um seiner Beschwerde zuvorzukommen, als ein Versehen. Winterfeld antwortete mit einem verächtlichen Lächeln: „Ich erfahre hier etwas ganz Neues; unterwegs hab' ich nichts davon bemerkt.“

Friedrich ging diesem östreichischen Heere entgegen und ließ den Markgrafen Karl und Winterfeld bei Pirna zurück. Der König trug den Sieg am 1sten October 1736 bei Lowositz davon und kam am 19ten wieder nach Pirna.

Die Sachsen wollten in der Nacht vom 11ten bis 12ten einen Durchbruch versuchen, wobei sie, der Verabredung gemäß, von dem Feldmarschall Grafen von Brown unterstützt werden sollten, und die Ausführung dieses Unternehmens beruhte auf einem Zeichen vom Königstein. Der Graf von Brühl gab auch dies Zeichen, es blieb aber von den Oestreichern, die sich, um nicht abgeschnitten zu werden, zurückgezogen, unbeantwortet, und den Sachsen im Lager vor Pirna nichts übrig, als sich zu ergeben. Der sächs.

sische Feldmarschall Graf von Kutowski sandte einen Offizier an Winterfeld und trug auf freien Abzug an.

„Ohne Erlaubniß des Königs kann ich solchen nicht bewilligen,“ war die Antwort, und dann setzte er hinzu: „folgen Sie mir, und überzeugen Sie sich selbst, daß ich mich gegen meinen König und mein Vaterland strafbar machen würde, wenn ich zu dem mir gemachten Vorschlag meine Einwilligung gäbe.“

Er führte den Offizier durch die ganze Einschließungskette und entließ ihn dann mit den Worten: „Sie haben nun meine Vorkehrungen selbst gesehen, machen Sie dem Grafen von Kutowski eine genaue Beschreibung davon und sagen Sie ihm, ich stelle es seiner eignen Beurtheilung anheim, ob er sich getraue, sich durchzuschlagen.“

Diese Antwort Winterfeld's und sein kaltes und festes Benehmen bestimmte den sächsischen Heerführer, sich jeder Bedingung zu unterwerfen, welche man ihm vorschreiben würde.*)

Aus den gefangenen Sachsen wurden zehn Infanterie-Regimenter gebildet; sie erhielten preussische Offiziere und Montirungen. Winterfeld war sehr gegen diese Anordnung und stellte dem König freimüthig die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen dieser Maßregel vor. Der König beharrte auf seinem Entschluß; was Winterfeld vorausgesehen hatte, traf auch nur zu bald ein; die Sachsen gingen Kompagnie- und Regimenterweise zu dem Feinde über. Es blieb nichts übrig, als den kleinen Rest unter andere Regimenter zu vertheilen, und mit diesen das zu thun, wozu Winterfeld gleich im Anfange gerathen hatte.

Als man darauf die Winterquartiere bezogen, ließ Friedrich den Feldmarschall Grafen von Schwerin und den General-Lieutenant von Winterfeld in sein Hauptquartier nach Heinau kommen, um mit ihnen den Plan des Feldzuges für 1757 zu berathen.

*) Es mußten 17000 Mann das Gewehr strecken und sich als Kriegsgefangene ergeben, die Unteroffiziere und Gemeinen dem Könige den Eid der Treue seiffen; die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht wider Preußen zu dienen, entlassen. Mit dem sächsischen General von Sporken schloß Winterfeld am 18ten eine Uebereinkunft, nach welcher die Festung Königstein partellos blieb.

Der Einmarsch in Böhmen in diesem Jahre geschah nach Winterfeld's Plan; er beruhte auf dessen vor dem Ausbruche des Krieges unternommenen Verreisungen des Gebirges, und war mit so vielem Scharfblick und so zusammenhängend berechnet, der Stellung des Feindes so angemessen und zugleich so schnell, daß er den glücklichsten Erfolg haben mußte.

Winterfeld vertrieb, als er über Gütten Oels in Böhmen einrückte, 300 auf einem Felsen stehende Panduren, die ihm solches verwehren wollten. Der Felsen wurde erstiegen, und die Panduren theils getödtet, theils gefangen.

Als der Herzog von Bayern den General von Königsegg bei Bleibenberg geschlagen, eilte Winterfeld mit den unter seinem Befehle stehenden Truppen hinzu, überfiel den Nachzug des Feindes, machte eine Menge Gefangene, erbeutete die Munitionswagen und Gezelte dreier Regimenter und das Gepäck der Generale von Bretlach und von Laschy.

Die Schlacht bei Prag erfolgte am 6ten Mai 1757. Friedrich erfocht zwar den Sieg, aber Schwerin fand darin seinen Tod und Winterfeld wurde verwundet. Davon geheilt, eilte er nach Prag und beschligte den rechten Flügel des unter dem Feldmarschall von Keith dort zurückgebliebenen Heeres. Die Schlacht bei Collin am 18ten Juni hatte aber die nachtheiligen Folgen, daß die Einschließung von Prag aufgegeben werden mußte, und es erfolgten von den verschiedenen Heeresabtheilungen, der Sicherheit wegen, rückgängige Bewegungen; auch hier zeigte Winterfeld seine Geisteszugegenwart, Kriegskunst und Umsicht. Am 1sten Juli übergab der König seinem Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, den Oberbefehl über das Colliner Heer und einen Theil der von Prag dazu gestoßenen Truppen, welche bisher unter dem Herzog von Bayern und Winterfeld gestanden hatten.

Die nächsten Umgebungen des Prinzen hatten diesem solchen Rath gegeben, der dem Heere bei dessen Bewegungen sehr verderblich werden mußte. Dies blieb auch nicht aus, und nur Winterfeld zeigte bei der Führung seiner Heeresabtheilung einen richtigen Blick und Entschlossenheit. Als der König bei diesem Heere ankam, war er im höchsten Grade entrüstet, sprach weder mit seinem Bruder noch mit einem Andern von dessen Suite; endlich rief er den General von Golz und sprach zu ihm:

„Sagen Sie meinem Bruder und den andern Generals, Winterfeld nehme ich aus, daß sie Alle verdient hätten, den Kopf zu verlieren.“

Er entfernte sich, stieg vom Pferde, und eingetreten in die für ihn bestimmte Wohnung, ließ er Winterfeld zu sich beschreiben, mit dem er sich lange vertraulich unterhielt. Der Gegenstand betraf unstreitig die Veranlassung des Zorns des Königs und Winterfeld trug kein Bedenken, ihm darüber die Wahrheit zu sagen, die freilich nicht zu Gunsten des Anführers und seiner Rathgeber ausfallen konnte. Man hat ihm dies sehr zur Last legen wollen, ihn einer Animosität beschuldigt, und gründet dies darauf, daß er einem Adjutanten des Prinzen, der ihm den Befehl brachte, er möchte mit dem Vorderzuge langsamer marschiren, die Antwort gegeben:

„Der Prinz mag mich ungeschoren lassen, und sich um sich selbst bekümmern: ich weiß besser, was ich zu thun habe, als Er.“

Dies war allerdings keine schickliche Antwort, aber Winterfeld, bei den Widerwärtigkeiten, die den König und sein Vaterland betroffen hatten, zu verstimmt, um die Worte auf die Goldwaage zu legen, und wenn dieser rauhe Ton ihm auch als seinem Weltmann keine Ehre machte, so macht sie doch seinem Herzen keine Schande.

Friedrich, gedrängt von Franzosen, Russen und Oestreichern, beschloß sich zuerst von den Letztern zu befreien, dann aber mit ungetheilte Kraft den Franzosen entgegenzutreten. Hiernach traf er seine Dispositionen. Der Herzog von Bevern wurde zur Deckung Schlesiens zurückgelassen und er gab ihm Winterfeld zur Seite, in der Ueberzeugung, daß er dadurch vor Mißgriffen am besten gesichert sey. Er sagt darüber in der Geschichte des siebenjährigen Krieges: daß er diesem eigentlich nur sein Vertrauen geschenkt.*)

Winterfeld befehligte bei dem Heere des Herzogs eine Abtheilung, bestehend aus 7 Grenadier- und 4 Mousquetier-Regimentern, 1 Kürassier-, 2 Dragoner- und 3 Husaren-Regimentern.

In einigen Gefechten mit dem Feinde wurde der Herzog von Bevern

*) Le roi remit le commandement au duc de Bevern, en lui adjoignant Mr. de Winterfeld, auquel proprement il donnait sa confiance.

mit Verlust zurückgetrieben. Der Herzog zog sich zurück und auch Winterfeld mußte dies mit seiner Heeresabtheilung thun. Am 1ten September 1757 ließ er Generalmarsch schlagen und lagerte sich im Rücken der Stadt Görlitz, vor seinem rechten Flügel das Dorf Rospa.

Bei den Oestreichern war der Minister Graf von Kaunitz angekommen, um die Generale, deren Trägheit in Wien mißfiel, zu mehrerer Thätigkeit aufzumuntern. Diesem nun ein Schauspiel von einem Gefechte zu geben und zugleich die Bereitwilligkeit zu größerer Thätigkeit an den Tag zu legen, beschloß man den Holzberg, bei welchem eine Abtheilung des Winterfeldschen Corps zur Unterhaltung der Gemeinschaft mit den übrigen stand, anzugreifen.

Dies geschah am 7ten September, Morgens um 7 Uhr mit großer Uebermacht.

Winterfeld war durch Kundschafter von dem Vorhaben unterrichtet; da aber die Nacht ruhig vorüber ging, so hielt er diese Nachricht für ungesichert und die Bewegungen des Feindes für eine Jouragierung. Da er mit dem Herzog von Bevern ein Geschäft abzumachen hatte, so ritt er zu diesem nach Görlitz.

Hier mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt, wurde er wiederholt von den feindlichen Bewegungen der Oestreicher benachrichtigt. Er antwortete: „Ich weiß wohl, was es ist; es sind Kroaten, welche rekonnoquiren;“ und fuhr fort zu schreiben. Da hörte er Kanonenschüsse.

Rasch sprang er auf und rief:

„Haha! da sind meine Gäste! nun, ich will sie gut bewirthen!“

Er warf sich auf's Pferd und eilte mit der Brigade des rechten Flügels herbei, um die zurückgedrängten Truppen an sich zu ziehen. Diese Unterstützung belebte die Zurückgewichenen mit neuem Muth, sie kehrten wieder um, und trieben den Feind von dem Berge.

Da er zu schwach war, um einem ihm an Zahl weit überlegenen Feind mit Erfolg die Spitze bieten zu können; so schickte er mehrere Adjutanten nach einander an den Herzog von Bevern und verlangte Unterstützung; diese blieb aus. Da stürzte er wüthend in den Feind und wurde durch einen Schuß in die Brust verwundet.

Da die Preußen ihren tapfern Anführer verloren hatten, so zogen sie

sich nach einem mörderischen Gefecht, das fast fünf Stunden gedauert, zurück, und gelangten, ohne verfolgt zu werden, in's Lager.

Winterfeld sahte seinen nahen Tod. In der darauf folgenden Nacht ließ er die unter ihm stehenden Generale zu sich fordern, und unter den heftigsten Schmerzen, und unter den Händen der Wundärzte ertheilte er ihnen mit vollkommenem Bewußtseyn und stoischer Ruhe Verhaltungsmaßregeln, sagte einem seiner Adjutanten einen Brief an den König in die Feder und verschied um drei Uhr des Morgens.

Sein Körper wurde einbalsamirt und nach seinen Vätern in Schlesien gebracht.*)

Die Leiche mußte, wenn sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen sollte, ein von Oestreichern besetztes Gebiet berühren, wo deren Vorposten standen. Als sie dort anlangte, wurde ihr alle kriegerische Ehre erwiesen und man nahm solche bis Volkshain unter Bedeckung.

Friedrich befand sich auf dem Wege von Raumburg nach Erfurt, als ihm Winterfeld's Tod und zugleich auch der Einbruch der Schweden in Pommern gemeldet wurde.

„Gegen die Menge meiner Feinde hoff' ich Mittel zu finden, ihnen Widerstand zu leisten, aber einen Winterfeld find' ich nicht wieder,“ sprach er. Thränen entfielen seinen Augen.

Winterfeld war groß und wohlgebildet; er vereinte in sich ein ein-

*) Friedrich der Große hatte ihm das Lehn Gddens in Ostpreußen geschenkt. Er verkaufte es für 40,000 Thlr. und ersand dafür die in Schlesien zwischen Pommern und Mauden liegenden Güter Barschau, Porschütz und Polach.

Nach Winterfeld's Tode kaufte 1759 eine Gräfin Barbara Campanini diese Güter für 70,000 Thlr. und mit königlicher Genehmigung verwandelte sie solche in ein Stift für zwanzig Fräulein von alten unter preussischer Hoheit stehenden adeligen Familien, die Hälfte davon mußte katholischen, die andere Hälfte evangelischen Glaubens seyn. Die Aebtissinnen sollten wechselseitig der einen oder der andern Confession angehören. Jedes der aufzunehmenden Fräulein mußte das sechzehnte Jahr zurückgelegt haben, einen tugendhaften Wandel und Gehorsam der Aebtissin angeloben und ohne Erlaubniß dieser mit keiner Mannsperson sprechen. Dagegen war es diesen Stiftsfräulein erlaubt, zu heirathen, wenn sich eine annehmliche Partie fand.

nehmendes Aeußere, ein kriegerisches Ansehen und sehr glückliche Naturgaben. Tapferkeit, Einsicht und Entschlossenheit zeichneten ihn von Seiten des Helden eben so aus, als Edelmuth, Leutseligkeit, heiterer Witz und gesellschaftliche Tugenden. Durch seine Leutseligkeit hatte er sich die Liebe seiner Untergebenen in hohem Grade erworben. War die Lage ungünstig, trat Mangel an Lebensmitteln ein, mußte man bei Sturm und Regen, bei Schnee und schneidender Kälte marschiren, oder eine Nacht unter freiem Himmel zubringen; so sprach er zu seinen Soldaten:

„Kinder! heute geht es uns schlecht, aber ich bleibe bei Euch, und vers'lang' es nicht besser, als Ihr. Ein andermal wollen wir uns dafür einen guten Tag machen.“

Wenn Ew. Excellenz nur bei uns bleiben, sind wir zufrieden, riefen dann Viele einstimmig.

Winterfeld hielt dann auch, was er versprochen.

Uneigennützigkeit war ein ehrenvoller Zug in seinem Charakter. Wie sehr unterschied er sich dadurch von den französischen Heerführern unter Napoleon, die es in der Raub- und Erpressungssucht oft höher gebracht hatten, als in der Strategie und Taktik. Wie edel er die Ersparnisse des ihm ertheilten Regiments verwendet, ist schon erwähnt worden.

Im Jahre 1744 wohnte er, während seines Aufenthaltes in Prag, in dem gräflich gallasischen Palais. In einem Zimmer befanden sich sehr schöne Gemälde. Sie zogen Winterfeld's Aufmerksamkeit auf sich, er betrachtete sie oft mit Wohlgefallen. Der Haushofmeister meldete dies dem Grafen von Gallas und dieser glaubte darin einen Wink zu sehen, daß Winterfeld diese Gemälde gern besitzen möchte. Der Haushofmeister ertheilte also den Befehl von seinem Herrn: sie Winterfeld zum Geschenk anzubieten.

Mit sichtbarem Unwillen wurde dies Anerbieten zurückgewiesen.

„In einem mir zur Wohnung bestimmten Hause,“ setzte er hinzu: „darf schlechterdings nichts entfremdet werden, weder durch mich noch durch meine Leute.“

Der Haushofmeister meldete dies dem Grafen von Gallas, und er bekam den Auftrag, in dessen Namen Winterfeld zu bitten, wenigstens ein schönes Gemälde, das ihm besonders gefallen, anzunehmen. Auch dies lehnte er ab.

„Wenn Sie auch dies Geschenk verweigern,“ sprach der Haushofmeister: „so hofft mein Herr wenigstens, daß Sie für die Schonung, womit Sie ihn behandelt, und die gute Ordnung, die Sie in dem Schlosse erhalten, als einen geringen Beweis der Erkenntlichkeit, vier tausend Thaler anzunehmen die Güte haben werden.“

Winterfeld stampfte jörnig mit dem Fuße auf den Boden und rief dem Haushofmeister zu:

„Pack' er sich, sonst zerreißt mein Geduldsfaden!“

Erschrocken eilte der Haushofmeister aus dem Zimmer.

Die Oestreicher fürchteten Winterfeld sehr; schon im ersten schlesischen Kriege hatte er sich ihnen so furchtbar gemacht, daß sie stets wichen, wo er auf dem Kampfplatz erschien. Auch in dem Gefechte, wo er geblieben war, da sie nicht Kunde von seiner tödtlichen Verwundung erhalten, trauten sie sich nicht noch etwas zu unternehmen, und die tapfere Vertheidigung des Berges hatte ihnen eine solche Achtung für die Preußen eingebläht, daß sie es nicht wagten, weiter etwas zu versuchen, selbst den Holzberg zu behaupten. Am folgenden Morgen verließen sie ihn freiwillig.

Im östreichischen Heere war Winterfeld allgemein bekannt, und stand bei Vielen, ob sie ihn gleich als ihren Gegner fürchteten, doch in hohen Ehren. Zwei Ueberläufer kamen einst zu ihm und verlangten Dienste.

Das kann geschehen, sprach Winterfeld.

„Aber nur unter Ihrem Regiment.“

Das ist schwierig, meinte Winterfeld.

„Wenn das nicht seyn kann,“ sprach der Eine, „so machen Sie mit uns, was Sie wollen, aber Dienste nehmen wir nicht. Wir sind blos deshalb desertirt, um in Ihrem Regimente zu dienen.“

Ich bin aber nicht bei meinem Regimente, ich bin weit von ihm entfernt, es steht jetzt bei einem andern Armee-Corps.

„Bruder!“ wandte sich der Eine der Desertireure zu dem Andern: „hätten wir das gewußt, so wär' es besser gewesen, wir wären geblieben.“

Winterfeld las in Beider Mienen tiefe Betrübniß.

„Wißt Ihr was,“ sprach er nach einer kurzen Pause; „wenn Ihr doch so

große Lust habe, in meinem Regimente zu dienen, so wird sich Rath dazu finden. — „Wartet ein Weilchen.“

Er fragte die Ueberläufer nach ihren Namen, ließ ihnen dann von seinem Adjutanten Pässe ausfertigen, und nachdem er sie unterzeichnet, gab er sie ihnen.

„Hier,“ sprach er: „habt Ihr Pässe, damit könnt Ihr ungehindert zu meinem Regimente kommen, und hier ist ein Brief an den Kommandeur, den gebt ab, und Ihr werdet nach Eurem Wunsche eingestellt werden. Es wird Euch aber gewiß an Geld fehlen. Da habt Ihr etwas auf den Marsch.“

Er gab Jedem vier Dukaten; die Ueberläufer traten ihren Marsch an und fanden sich bei dem Regimente ein.

Friedrich erkannte und schätzte die Verdienste Winterfeld's. Dieser war sehr dem Nasenbluten unterworfen. Eines Tages wurde er davon befallen, als er eben bei dem Könige allein war. Er wollte sich entfernen, aber der König hielt ihn zurück, machte das Haarband los und wickelte es fest um Winterfeld's Arm, um das Bluten zu stillen; es that auch diese Wirkung. Dahingegen war Winterfeld ein enthusiastischer Verehrer seines Königs. Stolz auf sein Vaterland und einen so großen Herrscher, hielt er seine Landsleute für unüberwindlich. In dieser Voraussetzung beschäftigte er sich oft mit chimairischen Plänen, und von ihnen begeistert, ließ er sich bei keinem Unternehmen, wenn es auch noch so schwierig war, durch Bedenlichkeiten zurückschrecken.

Er achtete seinen König sehr, um sich die Gunst, in der er bei ihm stand, durch Schmeicheleien zu erhalten oder zu sichern; er äußerte vielmehr sich oft mit der Freimüthigkeit eines deutschen Diebemanns, so daß er mehrmals durch diese Offenheit und seinen Widerspruch die Empfindlichkeit des Königs reizte. Dann trat zwar auf einige Zeit Kälte zwischen Beiden ein, aber Friedrich, Winterfeld's Werth erkennend, war immer derselbe, der sich ihm wieder näherte. Er war nicht bloß General, sondern auch Minister, Rathgeber und Vertrauter des Königs, deswegen wurde er auch von Mänschen aus Neid gehaßt und verkleinert. Zur Zahl derselben, mit denen er fortwährend gespannt war, gehörte auch der General von Zietzen. Dieser hatte sich zwar in den ersten schlesischen Kriegen ehrenvoll ausgezeichnet, der König dies auch anerkannt und ihm davon Beweise gegeben, aber in dem

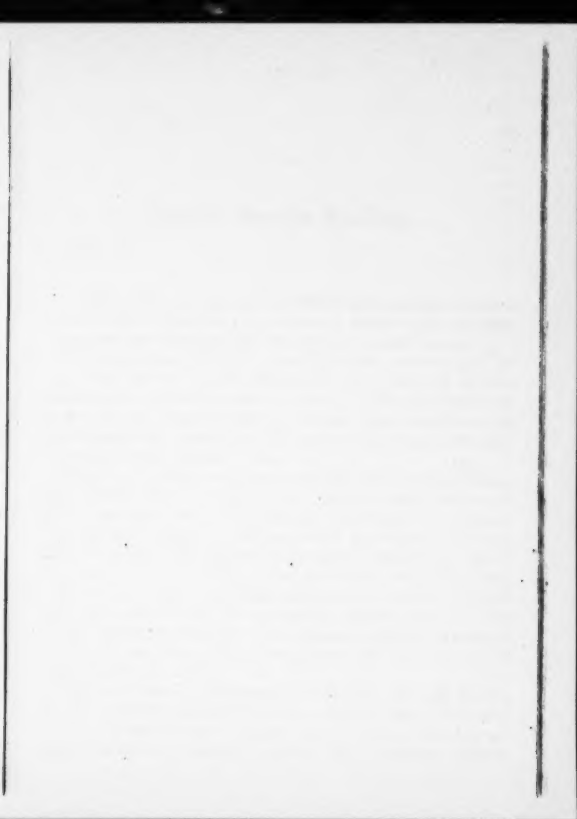
Zwischen dem zweiten und dem nachmaligen siebenjährigen Kriege glaubte Friedrich, daß er den Garnisondienst vernachlässige und eine zu große mit der militärischen Disziplin unverträgliche Nachsicht gegen seine Untergebenen übe; er ließ ihn darüber seinen Unwillen fühlen. Zierhen schrieb dies den Einführungen Winterfeld's zu, so wenig auch Friedrich zu vergleichen zugänglich war, und selbst denen, welchen er seine höchste Günst und sein größtes Vertrauen schenkte, keinen Einfluß auf seine Ansichten und Handlungsweise einräumte. Auch der Bräutigam des Königs, Prinz Heinrich glaubte, daß Winterfeld die Hülfe, womit der König den Prinzen von Preußen, August Wilhelm, bei seinem unglücklichen Rückzuge mit dem ihm anvertrauten Corps nach der Schlacht bei Collin behandelt, veranlaßt habe. Diese Voraussetzung ist um so weniger wahrscheinlich, da der König seinen Unwillen gegen den Prinzen schon äußerte, bevor er Winterfeld gesprochen, und wenn dieser demnächst auch dem Könige die Mißgriffe, die bei diesem Rückzuge gemacht worden, ohne Rücksicht offen gestand, so kann ihm dies nur zum Lobe gereichen; er gab sich dadurch, um kein Verräther an der Wahrheit zu werden, dem Hasse derjenigen Preis, denen er dabei große Verschöen zur Last legte, und die, durch ihren Einfluß, aber kurz oder lang, ihm diese Freimärthigkeit würden haben entgelten lassen.

Friedrich fällt von ihm in der Geschichte des siebenjährigen Krieges folgendes Urtheil:

„Winterfeld starb an seiner Verwundung, und wurde unter diesen Umständen um so mehr bedauert, da er dem Heere des Herzogs von Bevern der unentbehrlichste Mann war, und der König in seinen Maßregeln zur Vertheidigung Schlesiens nur auf ihn gerechnet hatte.“*)

Friedrich hatte zum Andenken Schöerlin's dessen Bildsäule von War, mor auf dem Wilhelmsplatz aufstellen lassen. Ein ähnliches Denkmal, zu Ehren Winterfeld's, ließ er demnächst anfertigen, welches 1777 auf den nämlichen Platz gestellt wurde.

*) M. de Winterfeld mourut de sa blessure, et fut d'autant plus regretté dans ces circonstances, qu'il étoit l'homme le plus nécessaire à l'armée du prince de Bevern, et que le roi n'avoit compté que sur lui dans les mesures qu'il avoit prises pour la défense de la Silésie.





Rev. Amos Spalding

Johann Joachim Spalding.

Spalding war der Sohn des Rectors und nachmaligen Predigers Johann Georg Spalding zu Tribbssee im Schwedischen, jetzt Newvorpommern, und wurde am 1sten November 1711 daselbst geboren.

Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, und demnächst, als dieser nicht mehr das Rectorat bekleidete, von dessen Nachfolger im Amte Johann Georg Ritter, dessen er noch in spätern Jahren dankbar gedachte, und dessen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Amtspflichten und seine Geschicklichkeit, womit er ihn besonders in den urkundlichen Sprachen der heiligen Schrift unterwies, rühmte.

Spalding hatte in seinem funfzehnten Jahre solche Fortschritte gemacht, daß sein Vater ihn auf die Schule nach Stralsund schickte, um sich dort so weit auszubilden, daß er eine Universität mit Nutzen besuchen könnte. Doch war der Unterricht dort nicht dazu geeignet, die Schüler für die Schönheiten der klassischen Schriftsteller des Alterthums empfänglich zu machen, man hielt sich mehr an die Schaafe, als an den Kern, und überdies suchte man nicht den Wettseifer der Schüler rege zu machen. Spalding versank daher auch in eine dadurch fast unvermeidliche Trägheit; indeß fand man ihn doch hinlänglich unterrichtet, um die akademischen Studien zu beginnen, und er ging um Ostern 1731 auf die Universität Moskau, um sich der Gottesgelahrtheit zu widmen.

Auch hier waren die Vorlesungen der Professoren nicht von der Art, daß sie die Studirenden zum Selbststudium ermuntert hätten. Morgenländische und gelehrte Sprachen behandelte man mit Kaltfinn, über Kirchengeschichte wurden keine Vorlesungen gehalten, und die Philosophie beschränkte

sich auf spitzfindige Distinktionen. Das neue philosophische System Wolf's *) wurde als etwas Unheil Bringendes betrachtet und von allen Professoren auf dem Katheder bekämpft. Alles war ein trocknes Werk des Verstandes, noch mehr aber des Gedächtnisses. Die Kunst zu predigen wurde auf eine Weise gelehrt, die nur dazu dienen konnte, die christliche Verehrsamkeit zu verderben und bei den Zuhörern die Erbauung zu hindern. Spalding hörte insdeshalb einige Kanzelredner, die, überzeugt von der Unzweckmäßigkeit dieser Vorschriften zu predigen, aus dem Herzen sprachen, und deren Vortrag daher auch wieder zu dem Herzen der Zuhörer und Zuhörerinnen ging. Selbst bei seinem jugendlichen Leichtsinne machte dies einen tiefen Eindruck auf ihn, und da er nun die Vorträge seiner Lehrer immer eigener Prüfung unterwarf,

*) Christian Wolf geb. zu Breslau im Jahre 1679, war der Sohn eines Handwerkers. Der Vater, nicht unbemittelt, ließ seinem Sohn, der früh schon vielen Geist verräth, eine gute Erziehung geben. Er wollte Theologie studiren, doch Philosophie und Mathematik sagten ihm mehr zu. Durch seine Schriften erwarb er sich bald einen ehrenvollen Ruf nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande. Er wurde 1703 Magister zu Leipzig und las dort Collegia, der Einsall der Schweden in Sachsen vertrieb ihn 1706 von dort, und auf Leibniz Empfehlung wurde er 1707 Professor der Mathematik und Naturlehre auf der Universität Halle. Er befaßigte sich in seiner Philosophie einer Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die man vorher nicht gekannt hatte, und sie erhielt daher allgemeinen Beifall, auch erwarb er sich Verdienste um die deutsche Sprache, indem er ihren Reichthum für philosophische Begriffe benutzte, sein Styl war rein und verständlich. Sein Ruhm zog ihm Neider und Verfolger zu; Frömmeler beschuldigte ihn schädlicher Lehren und durch eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelm's I. vom 15. November 1723 wurde er seiner Stelle entsetzt, mit der Weisung, binnen 24 Stunden Halle zu verlassen. Er ging nach Cassel und wurde Professor auf der Universität Marburg. Seine Unschuld wurde anerkannt und er erhielt den Ruf, wieder nach Halle zurück zu kehren. Er lehnte solchen aber ab, bis Friedrich der Große die Regierung 1740 antrat. Dieser schätzte ihn sehr, und er kehrte auf dessen Ruf nach Halle zurück. Er wurde zum Geheimrath, Bibliothekar und Professor des Natur- und Völkerrchts, und 1743 Kanzler der Universität ernannt. Der Kurfürst von Baiern erhob ihn, während des Reichs-Mariats, in den Freiherrnstand. Er starb 1754 in einem Alter von 76 Jahren.

so hegte er, trotz der eingeflogenen Vorurtheile, manche Zweifel gegen ihre als unumstößliche Wahrheiten vorgetragenen Lehrsätze.

Nach Beendigung seiner Studien auf der Universität, noch nicht neunzehn Jahr alt, wurde er Hofmeister bei den Kindern eines Landadelmannes. Spalding hatte einen lebendigen Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern. Hier auf dem Lande waren ihm dazu alle Hülfquellen abgeschnitten, und der Unterricht und die Aufsicht über kleine Kinder raubte ihm selbst auch die Zeit dazu. Die Vermögensumstände seines Prinzipals waren sehr beschränkt, im ganzen Haushalte herrschte Karglichkeit, Spalding's Besoldung war daher nur geringe. Dennoch machte sein Prinzipal große Ansprüche und sie mußten dem jungen Spalding, der die Universität so eben verlassen, eines Theils höchst drückend, andern Theils höchst lächerlich vorkommen. Er fühlte sich daher in dieser Lage sehr unglücklich, gestand aber demnächst, daß er sich dadurch die Fertigkeit erworben, sich in andere Leute zu schicken, welche ihm in der Folge von wesentlichem Nutzen gewesen sey. So bringt oft eine Widerwärtigkeit, über die man sich bitter beklagt, Vortheile, die man sonst vielleicht nie erlangt hätte.

Spalding fand seine Verhältnisse so unerträglich, daß er solche mit Zustimmung seines Vaters schon nach einem Vierteljahre aufgab und in das älterliche Haus zurückkehrte. Hier fand er an dem Kollegen seines Vaters, dem Magister Schulz einen Mann, der seiner Wißbegierde gern Unterstützung angedeihen ließ und durch ihn lernte er die Schriften Wolffs und anderer Philosophen kennen, die sich in der damaligen Zeit einen Ruf erworben hatten. Spalding's Vater hatte mit manchen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die ihm bei seinem lebhaften und reizbaren Charakter doppelt schmerzhaft waren, und so konnte sich der aufblühende Jüngling der schönsten Tage des irdischen Daseyns nicht ganz unbefangen erfreuen, aber sie schützten ihn auch vor Abwegen, worauf sich der Leichtfinn des Jünglings nur zu leicht verirrt.

Im Jahre 1734 kam Spalding zu dem damaligen Professor der Rechtsamkeit Schwarz in Greifswalde, um dessen Obhne zu unterrichten.

Durch den Umgang mit dem Professor Schwarz und da er dessen Bibliothek benutzen konnte, bekam er eine andere Ansicht von den Wissenschaften und schlug einen besseren Weg, als den bisherigen, ein. Die Bekannt-

schaft des nachmaligen Professors Ahlwardt, der ihm mit Wohlwollen entgegen kam, trug zu dieser Richtung seines Geistes viel bei.

Nach einem Jahre hörte sein Unterricht bei den Ebbnen des Professors Schwarz auf, aber er blieb noch ein halbes Jahr in Greifswalde. Es war zwar seine Absicht, es zur Erweiterung seiner Kenntnisse zu benutzen; denn das Studiren hatte, da er einen Theil der Zeit auf den Unterricht seiner ihm anvertrauten Schüler verwenden mußte, einen doppelten Reiz für ihn, er fand darin eine Erholung; jetzt aber, wo er ganz Herr seiner Zeit war, fiel dieser Reiz weg, und sein willkürliches Studium artete in eine Art Müßiggang aus, der leicht nachtheilige Folgen für ihn hätte haben können, und nur der Vorbehalt, vor seinem Abgange von Greifswalde mit einem Landsmann seines Vaters aus Mecklenburg, G. O. Lütke mann, zu disputiren und die Disputation selbst zu schreiben, verhütete diesen Nachtheil.

Spalding wählte zum Stoff seiner Disputation einen Ausspruch des Kaisers Julian und nannte sie: „de Calumnia Iuliani Apostatae in confirmationem Christianae Religionis vera.“ Es war also eine Vertheidigung gegen die Verleumdung dieses Kaisers.

Spalding erklärte später, wie er diese erste Jugendarbeit für etwas sehr Unvollkommenes halte, aber er setzte hinzu: daß er damals einen doppelten Nutzen daraus gezogen, der bei ihm einen großen Werth behalten hätte. „Zuvörderst,“ sagt er: „ward ich veranlaßt, manches gute Buch mit Ernst und Aufmerksamkeit zu lesen. Ich ward von Einem in's Andre geführt und mein Geschmac an den Wissenschaften und vornämlich an diesem Theile derselben, ward mehr erweckt und gestärkt. Einen noch weit wichtigeren Vortheil aber fand ich dabei, daß die wiederholte Lesung und Erwägung der Beweise für die Religion überhaupt, und für die christliche Offenbarung insonderheit, vornämlich aber die Vorstellung von der innerlichen Vortrefflichkeit des Christenthums in Wahrheiten, Sittenlehren und Trostgründen bei mir nicht ohne Nährung und Ueberzeugung blieb. Ich erkannte mit einer unwiderstehlichen Gewißheit, daß ein redliches Gemüth, wenn es auch nur, so wie in andern Dingen, nach vernünftiger Wahrscheinlichkeit verfahren wollte, nothwendig das glauben und sich danach richten müsse.“

Mit edler Offenherzigkeit legte aber Spalding auch das Bekenntniß von sich ab:

„Zwar wurden diese Eindrücke noch oft von Sinnlichkeit und Eitelkeit betäubt und unterdrückt, daß sie nicht das herrschende Prinzip meiner Gesinnungen und Handlungen werden konnten. Aber es blieb doch beständig ein Saamen davon, ein unüberwindliches Gefühl des Wahren und Guten in dem Innersten zurück, welches bei einer jeden Gelegenheit, die mir Freiheit dazu gab, sich regte, und nach und nach durch die Wirkungen der Gnade und durch die Veranlassungen der Borsehung des guten Gottes zu mehrerer Kraft heranwuchs.“

Im Herbst 1735 verließ er Greifswalde und lehrte zu dem Vater zurück. Seine Dissertation, fünf gedruckte Bogen füllend, hatte ihn zum Schriftsteller gemacht, und er blieb nicht frei von der Eitelkeit jedes angehenden Schriftstellers, wenn er zum erstenmal etwas von seinem literarischen Erzeugnisse gedruckt sieht; doch ward die Freude darüber sehr verkümmert, weil er immer noch nicht beschränkt auf die abhängigen Verhältnisse eines Sohnes im väterlichen Hause, eine Aussicht zur Selbstständigkeit sah, weil er bei seinen philosophischen Studien nur noch auf halbem Wege stehen geblieben war und die Wahrheit des Ausspruchs fühlte:

Der erste Schritt zur Weisheit ist: Alles anzuklagen,
Der zweite, sich mit Allem zu vertragen.

Spalding predigte fleißig für seinen Vater und widmete seine Zeit dem Studium der Philosophie. Er arbeitete einige metaphysische Fragen und zwar nach der Wolffschen Philosophie aus, die er sich zu eigen gemacht hatte. Er wollte sie in Rostock unter seinem ehemaligen Lehrer vertheidigen. Dieser, keinesweges mit dieser Philosophie einverstanden, machte darin viele Aenderungen; so wurde seine Dissertation 1736 gedruckt und von ihm vertheidigt.

Diese literarischen Beschäftigungen hatten den wohlthätigsten Einfluß auf ihn, daß er dadurch die häuslichen Kränkungen mit größerer Ergebung ertragen konnte und dafür in der schmeichelhaften Hoffnung Entschädigung suchte, einst als Schriftsteller sich einen ehrenvollen Namen zu erwerben. Er beschäftigte sich daher fortwährend mit kleinen literarischen Aufsätzen und unter Andern schrieb er auch eine Vortragschrift der Wolffschen Philosophie an die Akademie zu R. . . ., die er an einen Buchhändler in Rostock zum Verlag sandte; die theologische Fakultät nahm sie an sich. Der nachmalige

~~Herrn~~ der philosophischen Fakultät zu Leipzig, Schulemann hatte das eine Abschrift erhalten; er theilte sie Anderen mit und so wurde sie ohne seine Zustimmung 1743 gedruckt.

Im Jahre 1737 wurde Spalding Lehrer und Erzieher bei den schon etwas erwachsenen Söhnen eines Edelmanns. Er blieb drei Jahre in diesen Verhältnissen, wobei er zwar manchmal seine Eitelkeit gekränkt fühlte, doch die Annehmlichkeiten, die ihm seine Lage gewährte, ihn diese kleinen Kränkungen leicht verschmerzen ließen. Er hatte nicht kleine Kinder zu unterrichten, mithin waren diese Lehrstunden nicht so geisttödtend und ermüdend, wie früher als Hofmeister. Er wohnte in der Nachbarschaft der Seinigen und sein älterer Bruder war nur anderthalb Meilen von ihm entfernt. Er verwaltete diese Stelle drei Jahre, und da die Vermögensumstände seines Principals nicht so beschränkt waren, als die des ersten, so sah solcher oft Gesellschaft bei sich. Spalding hatte dadurch Gelegenheit, seine Menschenkenntniß zu erweitern, und da er seine Mußestunden der Schriftstellerei widmete, so verfertigte er das Schreiben eines pommerischen Geistlichen an eine vornehme Frau von der Staatsgotteseligkeit, welches 1740 gedruckt wurde.

Durch einen Zufall kam ihm ein periodisches Blatt in die Hände, betitelt: Unschuldige Nachrichten. In diesem wurde auch der ausländischen Literatur erwähnt. Die Anzeige von so vielen ihm ganz unbekannten Büchern war für ihn sehr interessant; sie reizte seine Wißbegierde, hauptsächlich über die ausländische Literatur und legte den Grund zu seiner spätern Lieblingsbeschäftigung, Büchertunde und Journallectüre. Letztere konnte ihm freilich zu der damaligen Zeit mehr Genuß gewähren, als jetzt, wo die Zeitschriften, mit wenigen Ausnahmen, nur zu einem Behikel dienen, der großen Lesewelt, welche sich nicht durch Lectüre belächeln will, nur die Langeweile zu verschweigen, und bei ihr die Begriffe zu verwirren, den Saamen der Unzufriedenheit mit der Staatsverwaltung auszustreuen, und Widerspenstigkeit, Aufruhr und Meuterei zu rechtfertigen. Es ist nichts gefährlicher, als wenn man Unsittlichkeiten, Laster und Frevel mit zu großer Macht beurtheilt; wer diese Ansichten erst hegt, wird dabei nicht stehen bleiben, sondern wenn Leidenschaften ihn reizen, sich strafbare Handlungen

erlauben, die er, durch solche Vor Spiegelungen, nicht für strafbar, oft sogar — so weit treiben es diese Volkverderber — für verdienstlich hält.

Im Jahre 1740 ging Spalding wieder nach Tribbssee zurück, um seinem alten Vater die obliegenden Arbeiten seines Amtes zu erleichtern, wo er zwei Jahre blieb. In dieser Zwischenzeit hatte er die Aussicht, eine erledigte Predigerstelle in Wismar und die des Diaconats in Stralsund zu erhalten. Er bekam aber keine dieser Stellen; ertrug jedoch diese gescheiterten Hoffnungen mit einer lobenswerthen Ergebung in der Uebereinkunft, daß die Vorsehung auch das, was ihn schmerzte, zu seinem Besten lenken werde.

In dieser Zeit suchte er ohne Lehrer das Englische zu erlernen. Er widmete sich diesem Studium mit großem Eifer und Beharrlichkeit und übersetzte manche den der englischen Sprache noch unkundigen Deutschen unbekannte werthvolle Schriften in seine Muttersprache.

Im Jahre 1743 wurde er von einem Herrn von Wolfradt auf Pläggentin zum Erzieher und Lehrer seines Sohnes gewählt. Dieser neue Wirkungskreis war mit manchen Annehmlichkeiten verknüpft, und vorzüglich vortheilhaft wurde ihm die Bekanntschaft des nachmaligen Grafen von Dahlen: der Letztere schenkte ihm bald sein ganzes Wohlwollen, da er ihn wegen seines Herzens und Geistes lieb gewann. Der Graf beschränkte sein Wohlwollen nicht auf schmeichehafte Worte, sondern war auch darauf bedacht, ihm den Weg zu einer unabhängigen Laufbahn zu eröffnen. Er veranlaßte es, daß in Stralsund ein Gouvernementsprediger angestellt werden möchte, und Spalding sollte dann diese Stelle erhalten. Von Seiten des schwedischen Hofes wurde dieser Vorschlag genehmigt, aber er fand bei dem Magistrat der Stadt Stralsund, sich auf seine alten Rechte stützend, so vielen Widerspruch, daß auch diese Aussicht für ihn verloren ging.

Während seines Aufenthalts im von Wolfradtschen Hause beschäftigte sich Spalding mit mehreren eigenen literarischen Arbeiten, die in den greifswaldischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen abgedruckt wurden, mehr aber noch mit Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, wozu er indeß nur Werke ernsten Inhalts und keine Ephemeriden wählte, die nur auf kurze Zeit die Aufmerksamkeit der Lesewelt in Anspruch nehmen.

Sein Jüdling war reif zur Universität, und er mußte ihn im Jahre 1745 nach Halle bringen, wo solcher studiren sollte. Dies verschaffte ihm die erste Gelegenheit, sich etwas weiter, als in der Umgegend seines Geburtsortes umsehen zu können. Er ließ sie auch nicht unbenuzt.

Die Reise ging über Berlin, und durch Empfehlungsbriefe des Grafen von Dohlen an den dortigen schwedischen Gesandten von Ruden schäld lernte er diesen und durch solchen den Hofprediger Sack*) kennen. Er brachte einige Abende bei dem Letzteren zu, bewunderte seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen heiteren offenen Charakter, und fühlte eine Hochachtung und Zuneigung für ihn; beide Gefühle hat er bis zum Ende des Lebens für diesen würdigen Geistlichen gehegt.

Angelommen in Halle, reiste Spalding auf einige Tage nach Leipzig, und machte die persönliche Bekanntschaft von zwei Männern, die damals einen literarischen Ruf hatten: Gottsched**) und Schwabe***); auch Wolf lernte er in Halle persönlich kennen, aber weder dieser noch Gottsched gewannen dadurch in seinen Augen; beide erschienen ihm

*) Friedrich Wilhelm Sack, Hofprediger und Konsistorialrath, wurde zu Hargrode d. 4. Februar 1703 geboren und starb am 23. April 1786.

**) Johann Christoph Gottsched, geb. zu Lubittenkirk bei Königsberg in Preußen im Jahre 1700, der Sohn des dortigen Predigers, wurde von diesem bis zum vierzehnten Jahre unterrichtet. Der Vater hielt ihn reif genug, die Universität zu Königsberg zu beziehen; von 1714 an studirte er also dort, um sich ebenfalls, wie der Vater, der Gottesgelahrtheit zu widmen. Er fand aber mehr Geschmack an den schönen Wissenschaften und dem Studium der Sprachen, schrieb mehrere philosophische Abhandlungen und versuchte sich auch in der Dichtkunst. Im Jahre 1723 wurde er Magister, aus Furcht zum Kriegsdienste ausgehoben zu werden, ging er darauf nach Leipzig, und der dortige Magistrat unterstützte ihn mit einem Stipendium. Im Jahre 1730 wurde er dort außerordentlicher und im Jahre 1734 ordentlicher Professor. Er starb 1766.

—) Johann Joachim Schwabe, Professor zu Leipzig, geb. zu Magdeburg am 29. September 1714, gest. am 12. August 1784.

wegen ihres Dunkels sehr kleinlich, Wolf wollte Leibniz*) für keinen Philosophen, sondern höchstens nur für einen großen Geometer gelten lassen,

*) Gottfried Wilhelm Leibniz war der Sohn des Professors der Rechte, lahrtheit zu Leipzig und wurde den 3ten Juli 1646 daselbst geboren. Er verlor seinen Vater schon ehe er das sechste Jahr erreicht hatte. Schon in seinem funfzehnten Jahre wurde er Student, er wollte sich der Jurisprudenz widmen, aber er studirte auch mit Eifer Mathematik und Philosophie, und hauptsächlich die griechischen Philosophen, und zeigte durch mehrere Schriften seinen Scharfsinn. Zwanzig Jahre alt meldete er sich bei der juristischen Fakultät zum Doktor; man verweigerte ihm dies wegen seiner Jugend. Er ging nach Altdorf und promovirte dort mit Ehren. Es wurde ihm eine Professorstelle daselbst angeboten, er lehnte dies aber ab, und ging nach Nürnberg. Hier lernte er den Kurfürstlich-mainzischen Minister, Baron von Boinaburg kennen, dieser versprach ihm eine Anstellung in mainzische Dienste, und er begab sich nach Frankfurt am Main. Durch den Minister von Boinaburg wurde er Kurfürstl. Rath und Beisitzer der Justizkanzlei in Mainz. Da er sich fortwährend mit literarischen Arbeiten beschäftigt hatte, so konnten diese trocknen Amtsgeschäfte seinem thätigen Geist nicht genügen. Freudig nahm er daher den Vorschlag des Ministers von Boinaburg an, dessen Sohn auf einer Reise nach Paris zu begleiten. Er ging dort im Jahre 1672 hin; der Minister starb aber schon im folgenden Jahre, und da dessen Sohn nun heimzukehren gezwungen war, so trennte er sich von diesem und ging nach England. Er hatte die berühmtesten Männer Frankreichs, hauptsächlich die Philosophen, kennen lernen, und wollte nun auch die Bekanntschaft der berühmtesten Briten machen. Von London aus bewarb er sich um eine Anstellung bei dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg; dieser verlieh ihm eine Rathsstelle, eine Pension und zugleich ertheilte er ihm die Erlaubniß, nach Gefallen im Auslande bleiben zu dürfen, um sich seinen Lieblingsbeschäftigungen, dem Studium der Mathematik, der Philosophie und historischen Forschungen ungetheilt widmen zu können. Leibniz ging darauf auf funfzehn Monate wieder nach Paris, und auch jetzt, wie früher, hatten die versüßerischen Zerstreuungen dieser großen Stadt keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; von dort ging er über England und Holland nach Hannover, wo er 1676 ankam, um dort die Einrichtung der Bibliothek zu übernehmen. In diesen Verhältnissen konnte er nicht nur ganz für die Wissenschaften leben, es standen ihm auch eine Menge Hülfsmittel zu Gebote, die er zu seinen Studien benutzte. Hatte er schon früher viele gehaltreiche Schriften her-

und Gottsched verrieth bei allen Höflichkeitsbezeugungen das Gefühl einer eingebildeten Größe und Selbstüberschätzung. Bescheidenheit erhöhte die Verdienste, Eigendünkel schmälert ihren Werth und Selbstlob verräth das dunkle Gefühl, daß man fremdes Lob entbehren wird, es ist zugleich ein unsichtbares Mittel, den Neid rege zu machen, und Andere zu reizen, seine Schwächen — und wer ist davon frei — an das Licht zu ziehen. Man sollte darin dem griechischen Weisen Sokrates folgen, der es freimüthig gestand, sein Wissen beschränke darin, daß er nichts wisse. Spalding lehrte über Magdeburg und Hamburg in seine Heimath zurück. Er hielt sich nun abwechselnd bei dem Herrn von Wolfradt in Pläggentin oder bei dem Grafen von Vohlen auf, da Beide ihn schätzten und ihm die zuvorkommendste Gastfreundschaft gewährten. Bei dem von Wolfradtschen Ehepaar war es nicht bloß Wohlwollen, sondern auch Dankbarkeit gegen einen so treuen und liebevollen Erzieher und Lehrer eines Sohnes, der ihnen viele Freude durch sein sittliches Betragen, seinen Fleiß und seine Fortschritte in wissenschaftlichen Kenntnissen machte. Es verräth innere Rohheit und eine niedrige Denkungsart, wenn man vermeint, daß man einem Er-

ausgegeben, so erschienen von ihm in dieser Periode noch weit mehrere und vermehrten seinen Ruhm als Philosoph und Geschichtsforscher. Da der Kurfürst von Brandenburg, nachmaliger König von Preußen, Friedrich I. eine Akademie der Wissenschaften in Berlin stiften wollte, so erhielt Leibniz von ihm den Auftrag, einen Plan dazu auszuarbeiten. Nach seinem Plan wurde sie gestiftet und der König ernannte ihn 1700 zu deren Präsidenten. Nach dem Tode des Königs, am 25. Februar 1713, fürchtend, daß diese Akademie wieder aufgelöst oder doch ganz herabgewürdigt werden dürfte, ging er nach Wien, um bei dem Kaiser Karl VI. einen Schutzort für sie zu erwirken. Dies mißlang, er selbst aber, der vom Kaiser schon im Freiherrnstand und zum Reichshofrath ernannt wurde, fand eine günstigere Aufnahme und erhielt eine Pension von 2000 Gulden jährlich. Schon seit dem Jahre 1711 genoss er eine Pension von 1000 Rubel von dem Czar Peter I. für die solchem bei einer mündlichen Unterredung ertheilten Rathschläge, die des Czars Zepher unterworfenen Völker zu zivilisiren. Er starb 70 Jahr alt am 14. Novbr. 1716 zu Hannover, wo ihm ein Denkmal errichtet ist. In der Mitte eines tempelartigen Gebäudes steht auf einem Piedestal seine Büste, mit der Inschrift: *Osaa*
L. XIII.

zieher und Lehrer seine Schuld für die Bildung und den Unterricht seiner Kinder durch das schöne Geld dafür, was man ihm nach getroffenem Uebereinkommen gezahlt, abgetragen hat. Die Sorgen, Mühe und väterliche Aufmerksamkeit eines gewissenhaften Erziehers und Lehrers lassen sich nicht mit Geld bezahlen; aber der Jüdling und Schüler, der später seine treuen Bildner und Lehrer in reiferem Alter undankbar vergißt, verräth noch eine größere Nothheit und Gemeinheit.*)

Der Gesandtschaftssecretair des schwedischen Gesandten von Audenschild am Berliner Hofe war so erkrankt, daß er seine Geschäfte nicht

*) Der Vater des Herausgebers dieser Biographie, der Professor Johann Georg Philipp Wächler (g.b. zu Triebsee am 25ten September 1724, gest. zu Berlin am 9ten August 1819) ein Jugendgespieler Spalding's, denn Beide genossen den gemeinschaftlichen Unterricht bei dem Rector und nachmaligen Prediger Ritter, dem Stiefvater des Ersten, wurde demnachst der Erzleher und Lehrer des Baron Schoultz von Ascherade. Dieser, der sich in der literarischen Welt durch ein Werk: „Geschichte meiner Zeit“ in klassischem Latein, einen ehrenvollen Namen erworben, kam im Jahre als schwedischer Gesandter nach Berlin. Wächler, der früher Professor an dem Collegium Groeningsianum zu Stargard in Pommern gewesen, hatte seine Stelle dort niedergelegt und lebte mit seiner Familie in Berlin. Der Baron Schoultz von Ascherade hatte den Lehrer seiner Kindheit nicht vergessen. Gleich nachdem er seine Audienz bei dem Könige gehabt und ihm sein Creditiv überreicht, überraschte er den Professor Wächler mit seinem Besuch, um ihm seinen Dank für seine Leitung und seinen Unterricht abzustatten und der Bitte: ihn recht oft zu besuchen, mit dem Zusatz: „da mir meine Geschäfte wohl viel Zeit rauben werden, so würde es mir am liebsten seyn, wenn Sie mich mit Ihrem Besuche zur Mittagszeit erfreuen wollten, über Tische kann man am ungezwungensten sich unterhalten. Sie werden an meiner Tafel immer ein Gedeck für sich finden, und mir immer der willkommenste Gast seyn. — Daß mit Sie aber meine Wohnung nicht vergessen,“ setzte er hinzu, „ist hier meine Adresse.“

Er legte ein zusammen gefalztes Papier auf einen Tisch und entfernte sich bald darauf. Auf dem Papiere stand zwar die Wohnung des Gesandten, es war aber in ihr eine schöne goldene Medaille gewickelt.

verrichten konnte. Durch die Empfehlung des Grafen von Dohlen hatte der Gesandte Spalding bei seinem kurzen Aufenthalte in Berlin kennen lernen, und solcher ihm so gefallen, daß er an den Grafen von Dohlen schrieb, er möchte Spalding den Vorschlag machen, interimistisch die Stelle eines Secretairs bei der Gesandtschaft zu übernehmen.

Spalding erklärte sich nach kurzem Besinnen dazu bereit; er sah darin eine willkommene Gelegenheit, die Welt von einer andern ihm ganz fremden Seite kennen zu lernen. Erst als er dies Anerbieten angenommen, fiel ihm eine Schwierigkeit ein, an die er in der ersten Ueberraschung nicht gedacht hatte. Er verstand kein Wort Schwedisch, und zu seinem Posten war dies eine unerläßliche Kenntniß. Er beschloß daher, um diesen Stein des Anstoßes zu beseitigen, sogleich Schwedisch zu lernen, nahm in Stralsund darin Unterricht und nach Verlauf von vier Wochen hatte er es durch Fleiß und Anstrengung, wobei ihm die Kenntniß der gelehrten, und der englischen und französischen Sprache sehr nützlich war, so weit gebracht, daß er solche verstand, auch sich, wenn es unumgänglich nöthig seyn sollte, darin nothdürftig verständlich machen konnte.

Gegen Ende des Jahres 1745 kam Spalding nach Berlin. Er fand an dem Gesandten einen sehr gebildeten Mann von edlem Charakter.

Er wußte die günstige Meinung des Herrn von Rudenschild durch sein Betragen zu erhalten, und obgleich die ihm ganz fremden Arbeiten anfänglich seine ganze Aufmerksamkeit und seinen Verstand in vollem Maße in Anspruch nahmen; so wurden sie ihm doch bald geläufig. Ein Beweis, daß man sich bei einem ungewöhnlichen Geschäft oder ähnlicher Arbeit nicht gleich von den Schwierigkeiten, welche man dabei findet, zurückschrecken lassen muß. Wem die Natur nicht die geistigen oder physischen Kräfte zu seiner Arbeit versagt hat, der wird durch Beharrlichkeit und Anstrengung seinen Zweck erreichen. Je größer die Schwierigkeiten, um so größer der Lohn des Bewußtseyns, sie besiegt zu haben.

Spalding erneuerte jetzt die frühere Bekanntschaft mit dem Hofprediger Sack, den er, je näher er ihn kennen lernte, immer höher schätzte. Er machte auch andere Bekanntschaften von Männern von ausgezeichnetem

Bildung und namentlich die der Dichter Gleim^{*)} und Christian Ewald von Kleist.^{**)}

Spalding blieb bei dem Gesandten bis zum Jahre 1747 und da seine Dienstgeschäfte ihm hinlänglich Muße ließen, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, so übersetzte er nicht nur Shaftesbury's Untersuchungen über die Tugend, sondern entwarf auch den Plan zu der Schrift: Ueber die Bestimmung des Menschen, wodurch er sich zuerst einen rühmlichen Namen in der gelehrten Welt erwarb. Sein Aufenthalt in Vetsien war sehr angenehm und er erwarb sich Achtung und Zuneigung bei Allen, die ihn näher kennen lernten. Der Gesandte eröffnete ihm manche Aussichten zu einer festen Anstellung in Schweden und ebenso wurden ihm Anerbietungen gemacht, in preussische Dienste zu treten: er lehnte aber Beides ab, weil er nur in der begonnenen Laufbahn und zwar in seinem Vaterlande, sich für die Zukunft ein anspruchloses Glück versprach. Er kehrte daher im Frühling 1747 nach seiner Heimath zurück. Dort eröffnete sich ihm auch eine Aussicht, der Gehälfe eines Landgeistlichen auf einem adligen Gute zu werden, aber der Gutbesitzer, als Patron, nahm das ihm desfalls gegebene Wort zurück, und so ging er wieder zu seinem Vater, der seiner Hülfe und Pflege bei seinem hohen Alter sehr bedurfte.

Er hatte, da er geraume Zeit in Berlin in dem Hause eines Gesandten verlebte, die Genüsse der Welt kennen lernen, dabei den Umgang und

*) Spalding fällt von Gleim das Urtheil, wegen seines feurigen Temperaments sey er nicht so angenehm im gesellschaftlichen Umgang, als in seinen Schriften. Er sey aber bieder und großmüthig, und er gebe der Wahrheit und der Stimme des Gewissens gleich Gehör, wenn man ihn darauf aufmerksam mache und die Religion behaupte in seinem Gemüthe, das nicht verderbt sey, ihr Recht. Johann Wilhelm Ludwig Gleim geb. zu Ermstedten am 2ten April 1719 starb am 14ten Febr. 1803 zu Halberstadt.

**) Von Kleist urtheilt er: Kleist verdient durch sein Gedicht, der Frühling, und andere dichterische Erzeugnisse Hochachtung, aber noch mehr durch seinen Charakter, er war sanft, rechtschaffen und edelmüthig. Christ. Ewald von Kleist geb. am 3ten März 1715 zu Bbblin in Pommern, starb als Major, nachdem er in der Schlacht bei Kunersdorf am 12ten August 1759 schwer verwundet worden, an seinen Wunden am 24ten d. M. zu Frankfurt an der Oder.

die Freundschaft sehr achtbarer und gebildeter Männer genoßen, und hinlänglich Hülfsmittel gehabt, seine Neigung zu den Wissenschaften zu befriedigen: jezt lebte er, Alles dies entbehrend, im väterlichen Hause. Der Abstand war zu groß, als daß er ihn nicht hätte verstimmen sollen. Aber er wurde nicht unzufrieden und überließ sich keinem die Geisteskräfte lähmenden Kummer und Groll mit dem Schicksal. Es war seine freie Wahl gewesen und er ergab sich darein, wie ein praktischer Weiser. Er wurde ernstler und dies stärkte seine Seele.

Sehr oft mußte er des Nachts am Krankenlager des Vaters wachen; da benutzte er diese Stunden dazu, das seinen Freunden in Berlin gegebene Wort zu erfüllen, und setzte seine Gedanken über die Bestimmung des Menschen auf. Er sandte die Handschrift nach Berlin an diese Freunde, von dort kam es nach Halberstadt an Gleim und so auch dem damaligen Prediger Götze zu Aschersleben, nachmals Hauptpastor zu Hamburg, einem Mann in die Hände, der sich durch seinen Verfolgungsgeist gegen alle Diejenigen, die seine Ansichten nicht theilten, in der Folge bekannt gemacht hat. Ehe noch die Spaldingsche Schrift gedruckt wurde, schrieb dieser schon dagegen und kaum war sie in's Publikum gekommen, so trat Götze auch mit seinem Widerlegen hervor. Spalding wollte anfänglich darauf antworten, bald überzeugte er sich aber, daß solcher literarische Streit zu nichts führe, nur zu neuen Anfeindungen reize und die Erbitterung vermehre. Er unterließ es klüglich. Seine Schrift fand allgemeinen Beifall. Es sind von ihr mehrere Auflagen erschienen und sie wurde zweimal in's Französische übersezt. Die Widerlegung des Pastors Götze ist längst vergessen und man kann daraus die Lehre ziehen, daß man, wenn man das Recht auf seiner Seite hat, durch Nachgiebigkeit oft mehr gewinnt als verliert, wie dies schon das Sprichwort andeutet: der Klügste giebt nach.

Nach langen Leiden starb 1747 Spalding's Vater an der Wassersucht; als ein guter Sohn fühlte er dies tief, obßhon er sich lange mit dem Gedanken an diesen Verlust hatte bekannt machen können, da an eine Wiederherstellung des Vaters nicht zu denken war. Ueberhoben der Sorgen und Pflege für den siechen Vater, brachte er nun den Sommer des Jahres 1748 theils in der Familie des Grafen von Böhlen, theils bei den Herren von Wolfradt Vater und Sohn auf deren Gütern zu. Sowohl der Graf als

die Herren von Wolfradt suchten ihm durch Beweise des Wohlwollens seinen schmerzlichen Verlust leichter und das Leben angenehm zu machen.

Im Herbst dieses Jahres machte ihm der Geheim Rath von Berg den Antrag, Prediger auf seinem Gute Schönsfeld in der Uckermark zu werden; auch trug ihm der preussische General von Stille die Stelle des Feldpredigers bei seinem Regimente an; er lehnte aber beide Vorschläge aus Anhänglichkeit an seine Heimath ab. Im Jahre 1749 wurde er Prediger zu Lassahn. Hier beschäftigte er sich wieder mit literarischen Arbeiten und hauptsächlich mit Uebersetzungen. Er lernte einen Herrn von Arnim auf Sulkow, einen Freund der Künste und Wissenschaften und deren Beförderer, und durch ihn den Professor Sulzer*) persönlich kennen, mit dem er schon früher einen literarischen Briefwechsel geführt hatte.

Spalding hatte durch seine literarische Thätigkeit, durch seine Uebersetzungen, vorzüglich aber durch seine Schrift: „Ueber die Bestimmung des Menschen,“ sich einen ehrenvollen Namen erworben; hierzu kam nun noch, daß alle diejenigen, welche ihn persönlich kannten, über seinen Charakter noch ein weit günstigeres Urtheil fällten, als über seine Talente. Daher machte ihm der Graf von Kamecke in Berlin den Antrag, unter Anerbietung eines ansehnlichen Gehalts und anderer Vortheile, dessen Hausgeistlicher zu werden. Spalding fand es nicht angemessen, seine Stelle, wenn sie gleich weniger einträglich war, mit einer zu vertauschen, wo er von einer Privatperson abhängig wurde. Auf des Geheimen Raths von Berg und Gleim's Betrieb erhielt er den Ruf zum zweiten Prediger an der Domkirche zu Halberstadt, aber die Neigung zu seinen Anverwandten und Freunden überwog die Vortheile, die ihm daraus hätten erwachsen können. Auch darauf leistete er Verzicht; so wie auf das Anerbieten, Reiseprediger des minderjährigen

*) Johann Georg Sulzer, geb. d. 16ten October 1720 zu Winterthur, starb d. 25ten Februar 1779 zu Berlin. Er war Professor bei dem Joachimsthal'schen Gymnasium und Direktor der philosophischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften. Friedrich der Große schätzte ihn; er erhielt mehrere Aufträge zur Untersuchung der Schulanstalten in den preussischen Staaten und zu Vorschlägen, wie solche zu verbessern wären. Nach einer solchen Untersuchung in Schlessien sprach Friedrich selbst mit ihm darüber.

Wissen von Anhalt: Bruch zu werden, mit ihm nach Lausanne und von dort durch Frankreich und England zu reisen. Die Fürstin Regentin Johanna Elisabeth wünschte dies so sehr, daß sie sich deshalb an den schwedischen Hof wandte, und Spalding konnte nur dadurch seiner Ablehnung einen triftigen Grund entgegensetzen, daß er sich bereits mit der Tochter des Pastors Gebhardi zu Stralsund verheirathet habe.

Spalding äußerte zwar, daß er durch diese Ablehnungen kein Opfer gebracht, vielmehr sey sie aus Ehrgeiz geschehen, um nicht in einem größeren und höheren Wirkungskreise mit seinen Schwächen blößen zu geben. Diese Aeußerung ist aber ein ehrenvoller Beweis seiner Bescheidenheit und steht gar sehr von der Züversicht und dem Eigendünkel so vieler ab, die sich die Fähigkeiten zutrauen, in jedem Wirkungskreise etwas Vorzügliches zu leisten.

Da Spalding's erster Unterricht in den gelehrten Sprachen nur dürftig gewesen, so fühlte er den Mangel einer gründlichen Kenntniß davon. Er fing nun noch an, sich mit Eifer der lateinischen und griechischen Sprache zu widmen. Ein Wink für alle diejenigen, welche solche Lücken fühlen, nicht zu glauben, daß man zu alt zum Lernen sey. Wer den lebendigen Trieb in sich fühlt, seine Kenntnisse zu erweitern, wird darin nie einen Stillstand machen, so lange nicht Alter und Krankheit seine Geisteskräfte geschwächt haben. Die Wissenschaften sind überdies ein Lehr- und Trostamt in allen Verhältnissen des Lebens.

Vorzüglich ging aber Spalding's Streben dahin, die Obliegenheiten seines Amtes gewissenhaft zu erfüllen, und hauptsächlich von dem damals gedrucklichen Kanzelvortrag abweichend, zu seiner Gemeinde in dem vertraulichen Tone des Umgangs zu sprechen, wodurch er ihr verständlich wurde. Er hat das Verdienst, daß er mit zuerst der Kanzelberechsamkeit diese zweckmäßige und nützliche Richtung gegeben hat.

Er hatte die Genugthuung, daß er durch seine Bemühung, möglichst verständlich und aus dem Herzen zu predigen, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer und Zuhörerinnen fesselte, daß seine Predigten zahlreich besucht wurden und daß er sich die Liebe und das Vertrauen seiner Gemeinde immer mehr erwarb.

Eine alte Frau niederen Standes begegnete ihm einst, einige Wochen

nach Antretung seines Amtes, auf einem Spaziergange; treuherzig näherte sie sich ihm, reichte ihm die Hand und dankte ihm für die Belehrung, die sie in seinen Predigten erhielt, „denn,“ setzte sie hinzu: „aus Ihren Predigten kann ich mich recht gut vernehmen und ich lerne daraus immer mehr, wie es mit dem Christenthume recht seyn muß.“

Im Jahre 1757 wurde Spalding nach Barth als erster Prediger und Präpositus der dahin gehörigen Synode versetzt. Auch hier erwarb er sich bald die Achtung, Liebe und das Vertrauen seiner Gemeinde durch seine Verebfamkeit, wo Einfachheit und Wahrheit der Gesinnungen und des Ausdrucks auf die Gemüther seiner Zuhörer und Zuhörerinnen ihre unwiderstehliche Gewalt äbten. Anspruchslos in seinen Wünschen, fand er darin die schönste Belohnung und in dem stillen Glücke der Häuslichkeit an der Seite einer Gattin von edlem Herzen und gebildetem Geiste und im Kreise hoffnungsvoller Kinder. Aber sein Glück wurde dadurch gestört, daß er zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn, durch den Tod verlor, und daß der Ausbruch des siebenjährigen Krieges 1756, an welchem auch Schweden wider Preußen Theil nahm, für den damals noch schwedischen Theil von Pommern nachtheilige Folgen haben mußte. Spalding bedauerte hauptsächlich als das größte Uebel die Sittenverderbniß des Volkes in dem Bereiche des jetzigen Neuvorpommerns, und was ihn sehr schmerzte, daß die Schweden darauf schädlicher einwirkten, als die Preußen, denn er war Zeuge der strengen Mannszucht und pünktlichen Ordnung der Lehtern, ob sie gleich Feinde waren. Er machte manche schätzbare Bekanntschaft mit preussischen Befehlshabern, deren er sich immer mit Achtung und Dankbarkeit erinnerte.

Während dieser stürmischen Zeit schrieb Spalding: die Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum, um die damals herrschenden irrigen Begriffe einer sinnlich dunkelempfundenen Belehrungsgrade zu berichtigen; sie wurden zuerst 1761 gedruckt, erschienen 1764 und 1769 beträchtlich vermehrt und sind in der Folge mehrmals neu aufgelegt worden; ein Beweis ihres innern Gehaltes.

Der am 22sten Mai 1762 zwischen Preußen und Schweden geschlossene Frieden machte zwar den mit einem Kriege verknüpften Bedrängnissen und Uebeln ein Ende, aber Spalding traf bald darauf ein hartes Mißgeschick, indem er die treueste Gefährtin seines Lebens, seine geliebte Gattin, die sorg-

samen und liebevolle Mutter seiner vier lebenden kleinen Kinder durch den Tod verlor. Im Jahre 1787, wo er dieses Todesfalls in einem Aufsatz erwähnt, spricht er darüber: „Wozu könnte jetzt die Wiedererneuerung und die Beschreibung des Schmerzes helfen, der damals meine Seele zerriss? Empfindungen dieser Art müssen nothwendig mit zu unserer hiesigen Erziehung gehören; sonst könnte der gütige Vater der Menschen sie nicht über uns verhängen. Also Unterwerfung unter solchen vielfältigen Wechsel von Freude und Leid, wird wohl immer die weiseste und beruhigendste Gemüthsasung bleiben.“

Spalding hatte ein Jahr als Wittwer sehr in sich selbst zurückgezogen und nur für seinen Beruf als Geistlicher und für seine Kinder gelebt, als auf Sulzer's Veranlassung ihn drei junge Schweizer, welche nach Berlin gekommen, in Barth besuchten. Sulzer's Absicht war wohl mit, bei seinem Freunde durch diesen Besuch eine Zerstreuung zu bewirken, damit er seinen Kummer nicht zu sehr nähre. Diese jungen Schweizer waren: Lavater, Gäesly und Hess*), welche sich in der Folge einen ehrenvollen Namen erworben haben.

*) J. G. Lavater, geboren zu Zürich 1741, gehörte zur Zahl der ausgezeichneten Männer, die im vorigen Jahrhundert hohe Achtung genossen und deren Name auch in späteren Zeiten rühmlich genannt werden wird. Er hatte sich der Gottesgelahrtheit gewidmet, und sowohl durch seine Predigten, als seine religiösen und moralischen Schriften, erwarb er sich eine Menge Verehrer. Im Jahre 1769 wurde er Diakonus an der Waisenhauskirche zu Zürich, und durch seine Kanzelreden, voll Geist und Glaubenszuversicht, durch seine herzgewinnende einnehmende Sprache, da seine dichterische Phantasie ihr einen eigenthümlichen Reiz verlieh, fand er ungetheilten Beifall, und die sittliche Reinheit seines Lebenswandels, seine nie zu ermüdende aufopfernde Güte des Herzens und seine fast schrankenlose Wohlthätigkeit machten ihn zum Liebling seiner Gemeinde und gewannen ihm Aller Herzen. Seine zu lebhafte Phantasie verleitete ihn zwar zu Mißgriffen, die ihm von denen, welche seinen Ruhm beneideten, manchen Tadel und selbst manchen hässlichen Angriff zuzogen, aber zu edel und von der Lauterkeit seiner Absichten überzeugt, vergab er seinen Feinden und Widersachern, und bewies dadurch, daß er die Religion der Liebe nicht blos mit dem Munde bekannte, sondern sie auch sein Innerstes durchdrungen hatte.

Er versprach sich anfänglich von der französischen Revolution, getäuscht von der

Lavater und Flessy hatten durch ihre Anklage wider den Landvoigt **Vierbach** des Cantons **Zürich** wegen **Bedrückungen** und **Ungerechtigkeiten**

Spiegelscheiterei ihrer Wortführer, manchen Gewinn für die Menschheit, aber bald erkannte er seinen Irrthum. Der **Kard Ludwig's XVI.** erfüllte ihn mit Abscheu, der mit den Gräueln, die fortbauend wie eine Lawine wuchsen, stieg, und ihn anspornte, bei dem Eindringen der Revolution in die Schweiz kein müßiger Zuschauer zu bleiben, sondern mit wahrer Seelengröße, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dawider aufzutreten. Er griff auf der Kanzel und unter dem Volke mit einem Heldenmuth, den nur ächte Begeisterung für das Rechte und das Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit vieler Klugheit, Geistesgegenwart und jener Festigkeit, deren nur große Seelen fähig sind, wußte er in entscheidenden Momenten den rechten Weg zur Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, selbst zu helfen. Mitten unter den heillosen Umwälzungen seines Vaterlandes, ermahnte er: der Ordnung und dem Rechte treu zu bleiben und rügte die empörende Willkür der Machthaber. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Rache derjenigen dadurch gereizt werden mußte, die sich getroffen fühlten, und selbst sich keines edlen Beweggrundes zu ihren Handlungen bewußt, mußten sie auch in Lavater's Eifer einen verächtlichen Grund finden. Sie beschuldigten ihn daher eines verrätherischen Einverständnisses mit Rußland und Oestreich, und während einer schmerzhaften Krankheit wurde er im Mai 1796, wie ein Verbrecher von Zürich nach Basel gebracht. Dies gewaltsame Verfahren schüchterte ihn nicht ein. Er sprach mit der Freimüthigkeit eines schuldblosen, von der Reinheit seiner Absichten durchdrungenen Herzens und sagte den Direktoren der Schweiz solche bittere Wahrheiten, wie sie noch nie gehört hatten. Sie würden ihn gern ihren Ingrimm auf die empörendste Weise haben empfinden lassen, wenn sie nicht die Furcht davon zurückgehalten, daß bei der allgemeinen Liebe, die Lavater genoß, sie sich selbst ihren Untergang bereiteten. Er wurde daher nach einigen Monaten wieder auf freien Fuß gestellt, kam glücklich durch die französischen Vorposten nach Zürich zurück, und änderte sich nicht im mindesten in seiner Handlungsweise. Er hielt dies für eine Gewissenspflicht und wollte sie um keinen Preis verlegen.

Als am 26sten September 1799 **Massena** Zürich wieder einnahm, befand sich Lavater gerade auf offener Straße, herumschwärmende Soldaten zu erquicken und Unglücklichen Beistand zu leisten: da schoss ein Grenadier ihn in die Seite. Verwundet wurde er in seine Wohnung gebracht. Er litt unaussprechlich viel. Am Ende des darauf folgenden Jahres mehrten sich die Schmerzen an der noch offenen

solchen zwar von seiner Stelle zu entfernen gewußt, aber um den Verfolgungen der einflußreichen Verwandten dieses Mannes zu entgehen, hielten sie es für rathsam, sich auf geraume Zeit aus ihrem Vaterlande zu entfernen. Hefß hatte sich ihnen angeschlossen; so kamen sie nach Verslin zu ihrem Landsmann Sulzer, und gingen dann zu Spalding nach Barth. Die beiden Ersten hielten sich in seinem Hause neun Monate auf, der Letztere verließ Barth aber schon nach einem halben Jahre, um mit einem jungen Engländer eine Reise nach Frankreich zu machen.

Der Besuch von diesen drei interessanten Schweizern wirkte wohlthätig auf Spalding's Stimmung. Seine Vorgesetzten in der Regierung und den Ständen seines Vaterlandes wollten bei dem König von Schweden darauf antragen, ihn zum General-Superintendenten zu ernennen, mit welcher Stelle die erste theologische Professur in Greifswalde verknüpft war. Sie

Wunde, seine Stellung und Lage konnte ihm Ruhe geben, sein Rücken war wund und gekrümmt, er ertrug jedoch diese Qualen mit bewundernswürdiger Geduld, Heiterkeit des Geistes und Ergebung eines wahren Christen. Am 2ten Januar 1801 endete der Tod seine Leiden, die er, gestärkt durch Glauben und Liebe, ohne Murren ertrug.

Johann Heinrich Füssly, geb. zu Zürich 1738, widmete sich der Malerei mit entschiedenem Talente für diese Kunst. Um sich auszubilden, begab er sich nach Berlin, wo er unter der Leitung seines Landsmannes, des Professors Sulzer, nicht bloß in der Malerei Fortschritte machte, sondern auch durch diesen mit dem ganzen Gebiete der schönen Künste näher bekannt und durch die damaligen lebenden berühmten Dichter Klopstock, Chr. W. v. Kleist und Wieland für die Dichtkunst begeistert wurde. Er ging darauf nach England, wo der berühmte Maler Reynolds, da er in ihm vorzügliche Anlagen für die Malerei entdeckte, ihn ermunterte, diese mit Fleiß und Liebe auszubilden und seinen Kunstsinne zu nähren. Er begab sich 1772 von dort nach Rom, verweilte daselbst bis 1778 und studirte hauptsächlich Michael Angelo's Meisterwerke. Darauf kehrte er nach London zurück, galt bald in England für einen der größten Maler und wurde Direktor der königlichen Malerakademie in London. Er starb daselbst, 83 Jahre alt, am 16ten April 1823.

Julius Hefß, geb. 1742 gest. 1768, hatte sich der Theologie gewidmet, mehrere geschrieben, was viel Talent verrieth und zu großen Hoffnungen berechnigte, er starb aber in der Blüthe seiner Jahre.

fragten bei ihm an, ob eine solche Anstellung seinen Wünschen entspräche? Aus Besorgniß, daß es ihm an der Gelehrsamkeit fehle, die man von einem akademischen Lehrer zu fordern berechtigt sey, und aus Abneigung gegen das Leben eines Professors auf einer Universität, fiel seine Erklärung verneinend aus; aus gleichen Gründen verweigerte er auch seine Zustimmung auf den Antrag des Generalsuperintendenten Dr. Stenzler, als dieser durch seine Amtsveränderung ihn zu dessen erledigter Professorstelle in Vorschlag bringen wollte. Da er solche vortheilhafte Anerbietungen abgelehnt, so konnte er wohl nicht die ihm von dem Probst Süßmilch zu Berlin angebotene Stelle des untersten Diakons an der dortigen Parochialkirche annehmen. Alle diese Anträge beweisen aber, wie er sowohl in seinem Vaterlande, als auch im Auslande sich einen ehrenvollen Ruf erworben; und wie wahres Verdienst, ohne damit zu prunken, Anerkennung findet. Bald darauf ließ der damalige königl. preuß. Minister des Departements der geistlichen Angelegenheiten, von Dänkelmann, Spalding durch den Oberkonsistorialrath Diterich eine erledigte Oberkonsistorialraths- und Probststelle in Berlin anbieten. Anfänglich schwankte er, ob er auch diesen ehrenvollen Ruf annehmen sollte, aber die Bitten seiner Freunde in Berlin, die Ueberzeugung, daß er dort mehr Gelegenheit hätte, den nicht zu stillenden Trieb zu beseitigen, seine Kenntnisse zu erweitern, bestimmten ihn endlich, diesen Ruf anzunehmen, als er durch eine Staffette aus Berlin aufgefordert wurde, seine Erklärung zu beschleunigen. Er mußte darin einen Beweis finden, wie viel Werth man darauf lege, ihn in Berlin zu besigen.

Der Rittmeister von Sodenstern, um den Kriegsdrangsalen auf dem platten Lande zu entgehen, war nach Barth gezogen. Spalding hatte ihn und seine Familie kennen lernen; er fand in der mittleren Tochter alle Eigenschaften des Herzens und Geistes, um ihm einigermaßen den Verlust seiner ersten Gattin und seinen Kindern den einer Mutter zu ersetzen. Er bewarb sich um ihre Hand, erhielt das Jawort und verheirathete sich mit ihr, nachdem er die Anstellung in Berlin angenommen hatte.

Im Junius 1761 reiste er mit seiner Familie nach Berlin, um seine neuen Aemter anzutreten. So zuvorkommend man ihn auch fast überall behandelte, so fühlte er doch eine Unbehaglichkeit, sich aus seinen früheren gewohnten Verhältnissen in ihm ganz fremde versetzt zu sehen, und selbst die

Anzeichnungen, die man ihm erwies, besonders die vielen Einladungen zu Gastmahlen, versetzten ihn in eine Art von betäubendem Zustand, der ihn beunruhigte und mit Besorgnissen erfüllte. Hierzu kam nun noch, daß er, da die ihm zur Amtswohnung bestimmte Probstei große Reparaturen nöthig hatte, ehe diese beendet werden konnten, mit seinem Hausstande das erste halbe Jahr die sehr beschränkte Amtswohnung des vierten Diaconus beziehen mußte.

Bei seinen Kanzelvorträgen verfolgte er den früher eingeschlagenen Weg; ein Theil der Bewohner Berlin's war gegen ihn eingenommen; man hatte ihn unrichtiger Lehreuerungen beschuldigt und Viele setzten daher Mißtrauen in ihn.

Spalding, von der Wahrheit dessen, was er lehrte, durchdrungen, würde an ihr ein Verräther geworden seyn; wenn er diese vorgefaßte irrige Meinung nur im mindesten berücksichtiget hätte. Er verfolgte seinen Weg mit Beharrlichkeit und Wuth. Das Mißtrauen und Nachreden verminderte sich immer mehr, und die Zahl derjenigen, die ihm Achtung und Vertrauen schenkten, vermehrte sich fortwährend.

Man wünschte einem Mann, der von der Kanzel so zum Herzen sprach, näher kennen zu lernen; und er erhielt daher sehr häufig Einladungen zu Gastmahlen von den angesehensten Personen. Solche abzulehnen, würde man für geistlichen Stolz gehalten haben; er konnte sich daher nicht entziehen, ihnen Folge zu leisten. Wenn er es that, so brachte er aber jedesmal ein Opfer; denn er fühlte sich in solchen Kreisen der vornehmen Welt beengt. Er sagte selbst darüber: „Es ist mir aus früher und langer Erfahrung nur gar zu bekannt geworden, was es mit den elenden Empfindungen der Vildigkeit auf sich hat, wenn sie sich da der Seele ausdringen, wo sie nicht hingehören. Ihre Entstehung und Einwurzelung bei mir selbst konnte ich freilich gut erklären. In der Kindheit und ersten Jugend eine gänzliche Entfernung von der sogenannten vornehmen Welt, worauf in den folgenden Jahren, bis ich Prediger ward, ein beständiger Zustand der unmittelbaren Abhängigkeit von Andern und dabei ohne Zweifel ein Mangel des körperlichen, auf Festigkeit und Elastizität der Nerven beruhenden Muths, den Reflexionen zwar unterstützten, aber nicht schaffen konnten — das mußte es seyn, was mich bis in's Alter hin bei Personen höheren

Standes, die ich nicht aus anhaltendem Umgang kannte, scheu und verlegen machte.“*)

Dieses Selbstgeständniß darf man aber nicht ganz wörtlich nehmen; denn seine natürliche Bescheidenheit hat daran einen großen Theil; wäre seine angebliche Blödigkeit in ein linkisches Wesen ausgeartet, hätte er das

*) Hiermit stimmt eine andere Aeußerung über sich überein: „Ich habe mich vielleicht mehr, als ich gesollt, enthalten, von öffentlichen Einrichtungen, z. B. beim Gottesdienste, etwas abzuändern, theils weil mir die Vorstellung unerträglich war, für herausnehmend angesehen und einer stolzen herrschüftigen Anmaßung beschuldigt zu werden, theils auch, weil ich bei der Abwägung der davon zu erwartenden Folgen das abgezielte Gute nicht in einem hinlänglich gewissen Uebergewichte über den Schaden der wahrscheinlichen Unruhen und Widersetzlichkeiten erblickte. Ob indessen auf diese Bedenkllichkeiten in manchem solcher Urtheile nicht auch eben jenes schüchterne Naturell seinen Einfluß gehabt habe, will ich nicht zuversichtlich entscheiden. Dessen aber bin ich immer gewiß, daß da, wo mir die Gerechtigkeit und der Nutzen einer Sache in einem völligen Lichte der Ueberzeugung vor den Augen stand, keine anderweitige Besorgniß mich scheu gemacht habe, nach meiner Ueberzeugung zu handeln.“ Dabei machte er die sehr richtige Bemerkung, die von seiner Menschenkenntniß zeugt: „Ich habe nicht leicht das Herz gehabt, nach dem Beispiele Anderer, die sich das zur Ehre ihrer Aufrichtigkeit anzurechnen pflegen, Jemandem unangenehme Wahrheiten zu sagen, weil ich gemeiniglich klar einzusehen glaubte, daß diese nur mißvergnügt machen, kränken und ausbringen würden, ohne zu bessern.“

Nur zu oft entspringt diese sogenannte Freimüthigkeit nicht aus Liebe zur Wahrheit, kann man wohl hinzusehen, sondern aus Bosheiten, Andern, von denen man eine oft wohlverdiente Zurücksetzung erlitten, oder aus Neid, weil sie mehr vom Glück begünstigt sind, wehe zu thun. Es ist diese zur Schau getragene Freimüthigkeit nur eine Verummung, unter der man Anfeindung verhehlen will. Werden solche die Freimüthigen Spielenden für ihre Insolenz wohlverdient zur Verantwortung gezogen, weil das, was sie Freimüthigkeit nennen, Frechheit ist, so werden sie eilen, sich als Märtyrer der Wahrheit zu schilttern, und sich von ihres Gleichen als solche proklamiren zu lassen. Diesen sogenannten Wahrheitsfreunden ist jedes leere Gerücht, jede offenbare Lüge von Böswilligen, willkommen, wenn sie ihrem Zwecke entspricht, Ungnugsfriedenheit, und den Saamen des Mißtrauens, auszustreuen.

durch lächerliche Dissen gegeben, nie würde er dann die Gunst eines so gebildeten Mannes, wie der Graf von Dohlen, erlangt haben; wie hätte er denn so lange die Stelle eines Secretairs bei einem Gesandten verwalten und überhaupt eine so allgemeine Achtung genießen können. Er benahm sich immer ohne eine Ueberschätzung seiner selbst, die oft so widrig zurückstößt, und ohne jene kindische Schüchternheit, die oft die peinliche Verlegenheit, die man verräth, auch denen mittheilt, in deren Nähe man sich befindet, mit einer seinem Stande angemessenen Würde, und einer Milde, die ein wohlwollendes menschenfreundliches Herz verräth.

Jugendliche Gemüther können indeß vor beiden Abwegen, vor einer zu großen Evidigkeit und vor einer zu großen Anmaßung nicht genug gewarnt werden; indeß ist Evidigkeit doch nicht so nachtheilig, als zu leichtes Auftreten; in dem Ersteren erblickt man nur einen Mangel an Weltbildung und eine zu weit getriebene Verschidenheit, in dem Letzteren aber einen arroganten Eigendünkel, wodurch man sich oft wohlverdienten Demüthigungen aussetzt und Kränkungen erdulden muß, denen derjenige nicht Preis gegeben werden kann, der durch seine Anmaßungen nicht Andere dazu gleichsam herausfordert.

Das erste halbe Jahr hatte Spalding's Erwartungen von seiner Versetzung nach Berlin so wenig entsprochen, daß er gern in die alten Verhältnisse zurückgekehrt wäre, wenn er es hätte möglich machen können. Diese Stimmung verlor sich aber immer mehr, je mehr er sich überzeugte, daß er auch hier durch seine Kanzelreden nicht nur die Zuneigung seiner Gemeinde, sondern auch einen großen Theil der Bewohner Berlin's gewann, und daß die Gemahlin Friedrich's des Großen (Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig Wolfenbüttel) ihn dazu wählte, oft bei ihrem gewöhnlichen Gottesdienste auf dem Schlosse, aber jedesmal nach ihrer Communion zu predigen*). Mit freiem und freudigem Herzen widmete er sich seinen Amtsgeschäften.

*) Gink befand sich Spalding an der Tafel der Königin mit dem berühmten Geographen, Oberkonsistorialrath Büsching. Dieser, sehr lebhaft, stieß aus Un-

Im Jahre 1763 erhielt Spalding von dem damaligen Minister der geistlichen Angelegenheiten von Wünnhausen den Auftrag, den Zustand der unter dem Oberkonsistorium stehenden Gymnasien zu Berlin zu untersuchen und Vorschläge zu deren Verbesserung zu machen. Er veranlaßte eine Vereinigung der Gymnasien von Berlin und Köln, eine zweckmäßigere Vertheilung der Klassen nach den Gegenständen und daß der als Geograph berühmte Dr. A. F. Büsching, *) als Direktor dieser vereinigten Gymnasien und der von ihnen abhängigen Schulen, nach Berlin berufen und zum Oberkonsistorialrath ernannt wurde.

Seinem Vorschlage verdankte man die Einrichtung auf den preussischen Universitäten, daß Vorlesungen über theologische Encyclopädie und über die Wahrheiten der christlichen Religion in der Art gehalten wurden, daß die letzteren auch von allen Studirenden jeder Fakultät mit Nutzen gehört werden könnten.

Im Jahre 1770 erhielt Spalding den Auftrag von Seiten des Ministers der geistlichen Angelegenheiten, das Pädagogium zu Kloster Bergen zu untersuchen. Friedrich der Große hatte von der gleisnerischen Bräunerei des Abtes Hähne, dem die oberste Leitung dieser Erziehungsanstalt anvertraut war, so viel Nachtheiliges gehört, daß er dem Minister von Wünnhausen in einer Cabinets-Ordre befahl, den Abt Hähne sogleich vom Kloster Bergen zu entfernen und ihm irgend eine andere niedrigere

achtbarkeit das vor ihm stehende Glas mit rothem Wein gefüllt um und ein Theil des Tischgedecks wurde damit gesäubert. Büsching gerieth darüber in große Bestürzung, und ehe er noch von solcher sich erholen, und entschuldigen konnte, nahm Spalding, um ihn aus dieser peinlichen Lage zu ziehen, mit vieler Geistesgegenwart das Wort, und sich an die Königin wendend, sprach er:

„Ew. Majestät werden ihm dies schon gnädigst verzeihen; einem so großen Geographen ist es zur andern Natur geworden, überall Landkarten zu machen.“

*) Anton Friedrich Büsching, geb. am 27. Septbr. zu Stadthagen, gest. am 28. Mai 1793 zu Berlin. Er hat sich große Verdienste um die Erdbeschreibung erworben.

Stelle zu geben. Münchhausen, in der Voraussetzung, ein solcher Verlust sey nur in der ersten Aufwallung des Zornes ertheilt, wollte das Auffallende eines solchen Verfahrens mildern; er übertrug daher Spalding die Untersuchung dieser Erziehungs-Anstalt, zwar überzeugt, daß dem Abte Hähne wohl Manches zur Last fallen dürfte, aber um dadurch Zeit zu gewinnen, eine Gelegenheit zu erhalten, wodurch er ihn auf eine Art versehe, die den Angeschuldigten nicht zu tief kränke. Hähne hatte allerdings Manches wider sich, und er wurde als General-Superintendent nach Ostfriesland versetzt.

Nach Beendigung dieser Untersuchung, erhielt er im nämlichen Jahre einen ähnlichen Auftrag in Ansehung der Gymnasien zu Stettin und Stargard in Pommern, und er erwarb sich das Verdienst, daß auf seine gemeinschaftlich mit dem Professor Sulzer abgestatteten Berichte, nach den darin enthaltenen Vorschlägen, beide Gymnasien wesentliche Verbesserungen erhielten. So hatte sich also Spalding nicht nur durch seine Predigten und seine Schriften ein Verdienst um seine Zeitgenossen, sondern auch durch Verbesserungen im Schulwesen auf die heranwachsende Generation erworben. Nur Wenigen eröfnet sich die Laufbahn als Helden, im Kampfe für den angestammten Herrscher und das Vaterland, wie ein Winterfeld und Schwerin, sich Vorbeern zu erringen, aber die unblutigen sind nicht minder preiswürdig.

Im Jahre 1774 raubte der Tod Spalding seine zweite Gattin, er selbst fühlte eine kränkelnde Kraftlosigkeit, so daß er nach dem ärztlichen Rath, um Entbindung von allen Geschäften auf einige Monate bitten mußte, und er faßte den Entschluß, darauf anzutragen, ihm einen Adjunkt zu geben.

Im folgenden Jahre verhehlte er sich zum drittenmale und zwar mit der vertrautesten Freundin seiner zweiten Gattin, die ihm solche bei ihrem nervenschwachen Zustande, da sie ihren Tod nicht fern ahnete, zur Gefährtin seines noch übrigen Lebens empfohlen hatte.

Spalding bemerkte zu seiner Vertheilung, daß die Sprache des Unglaubens immer lauter wurde. Der Ton der Freigeisterei ward so absprechend,

so frech spottend, daß dadurch bei denen, die nicht selbst zu prüfen Fähigkeit oder Lust hatten, eine Verderbtheit der Grundsätze und der Sittlichkeit nothwendig erfolgen mußte. Er besorgte dies um so mehr, da die sophistischen oder leichtsinnigen Angriffe dieser Art auch oft in solchen periodischen Schriften erschienen, die wegen ihrer vermischten unterhaltenden Aufsätze sehr viel Leser von allen Gattungen fanden, und also ihre schlimme Wirkung desto weiter verbreiten mußten, wie dies gegenwärtig in Hinsicht der revolutionären und demagogischen Lehren der Fall ist, die am literarischen Himmel wie Unglück bringende Kometen umherschweifen. Um diesem Uebel nach seinen Kräften vorzubeugen, schrieb er daher die: *Vertrauten Briefe über die Religion*, um dadurch ein ernstes Denken über religiöse Gegenstände zu erwecken. Er hatte die Genugthuung, daß er seine edle Absicht nicht verfehlte, denn diese Schrift mußte mehrmals neu aufgelegt werden; dies bestimmte ihn, die neue zu vermehren und durch Zusätze zu bereichern.

Was Spalding durch die erwähnte Schrift milde bewirken wollte, sollte nach Friedrich's des Großen Tode, den 17. August 1786, durch ein Religions-Edikt und zwar auf eine Weise erzielt werden, die mit seinen toleranten Grundsätzen und seinen religiösen Ansichten nicht ganz übereinstimmte. Er hatte schon lange den Vorsatz gehegt, die Stelle des Probstes und die damit verbundenen Aemter und Geschäfte niederzulegen; jetzt kam ein Bewegungsgrund dazu, der ihn bestimmte, ihn auszuführen. Sein Wunsch wurde ohne Schwierigkeiten und auf eine Art erfüllt, daß er das durch nur eine Minderung seines Einkommens von 300 Thlr. jährlich erleiden durfte. Am 25. September 1788, dem Geburtstage des damaligen regierenden Königs Friedrich Wilhelm II. hielt er seine letzte Predigt, wo er von seiner Gemeinde, als ihr Seelsorger, Abschied nahm. Die tiefe Nöthigung, die ihn dabei ergriff, theilte sich allen Zuhörern und Zuhörerinnen mit, der sprechendste Beweis, wie segensreich er gewirkt hatte.

Um Spalding ihre Verehrung nicht bloß durch Worte an den Tag zu legen, vereinte sich eine Anzahl Familien, ihm den Verlust an seinem Einkommen zu ersetzen, und man übersandte ihm anonym durch einen Kna-

den 200 Thlr. mit der Zusicherung, daß ihm nächstens noch 200 Thlr. geschickt werden und ihm diese Summe jährlich ununterbrochen und unverkürzt eingehändigt werden solle. Der Greis war über diesen unzweideutigen Beweis der Verehrung und Liebe innig gerührt; aber er zögerte doch, ein solches Geschenk und Anerbieten anzunehmen.

Er machte daher in den Zeitungen bekannt: es sey etwas richtig an ihn abgegeben worden; es könne aber nicht eher von ihm angenommen werden, bevor er sich nicht mit den unbekannten Gebern über eine Bedingung dabei geeinigt habe.

Bald kam der nämliche Knabe und brachte die versprochenen 200 Thlr. Spalding hatte Befehl gegeben, wenn solcher sich wieder einfände, ihm nichts abzunehmen, sondern ihn zu ihm zu führen.

Dies geschah. Er konnte von dem Knaben, alles freundlichen Zuredens und aller sorgfältigen Nachforschung ungeachtet, den Namen des Uebersenders nicht erfahren. Anfänglich behauptete der Knabe, er habe das Geld von einem Unbekannten auf der Straße erhalten, um es in der Probzeit an Spalding abzugeben. Der Letztere stellte dem Knaben das Unwahrscheinliche eines solchen Vorgebens vor und ermahnte ihn mit liebevoll väterlichem Tone, die Wahrheit zu sagen.

Da sprach der Knabe gerührt:

„Sie haben Recht, ich hab' Ihnen etwas vorgelogen, und ich wollte Ihnen herzlich gern die Wahrheit sagen: wenn es mir nur nicht so streng verboten wäre. Dringen Sie daher nicht weiter in mich, ich bitte Sie, und zwingen Sie mich nicht, gegen einen mir gegebenen Befehl zum ersten mal ungehorsam zu werden.“

„Mein, mein Sohn!“ versetzte Spalding und berührte leise das Haupt des Knaben mit der zitternden Hand: „das will ich nicht. — Ich werde das Geld, wie das erste, behalten, aber sage dem Uebersen-

der, nur unter der Bedingung, es an Arme, welche es verdienen, zu vertheilen.“

Der Knabe entfernte sich, und richtete Spalding's Auftrag pünktlich aus. Da erhielt dieser aber ein neues Schreiben, worin ausdrücklich erklärt wurde: dieses Geld sey lediglich dazu bestimmt, ihn für den Verlust seines Einkommens schadlos zu halten, mit der Bitte, diesen geringen Beweis der Erkenntlichkeit seiner Gemeinde nicht zu verschmähen, mit dem Zusatz: Die Armen sollen darunter nicht leiden, vielmehr aus Hochachtung für Ew. Hohewürden, wird außer den gewöhnlichen Gaben noch für eine außerordentliche gewiß gesorgt werden. Dies Versprechen wurde auch gewissenhaft gehalten. Es ist dies nicht mit allen der Fall; hier war es das Resultat ernster und langer Ueberlegung, die Vernunft hatte daran eben so viel Theil, wie das Herz. Mancher läßt sich von den ersten Wallungen des Gefühls zu Versprechen hinreißen, ohne zuvor zu prüfen, ob er sie zu leisten im Stande seyn wird, und wider seinen Willen erscheint er als wortbrüchig und unzuverlässig. Es ist daher eine Lebensregel, mit Versprechungen behutsam zu seyn, wenn man aber eine gemacht, sie auch, selbst mit Aufopferungen, pünktlich zu erfüllen, welcher Nachtheil auch daraus entstehen mag. Das Selbstbewußtseyn, ein gegebenes Wort nicht gebrochen zu haben, und das Vertrauen und die Achtung, die man dadurch bei seinen Nebenmenschen erhält, überwiegt bei weitem den etwanigen Schaden. Daher giebt es zwei allgemein bekannte deutsche Sprichwörter, von denen das eine ernst zum Vorhalten ermahnt, es heißt: ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann, das andere satirisiert über diejenigen, welche unüberlegt gleich zu Versprechen bereit sind, selbst mit dem unedlen Vorsatz, sie unerfüllt zu lassen, da sagt man sprichwörtlich: Versprechen und Halten ist zweierlei. Daher giebt man es leichtsinnigen oder prahlenden Vielversprechern zu hören und sie müssen sich schon diese Ironie gefallen lassen, weil sie sich getroffen fühlen; der nämliche Fall tritt überhaupt ein, wo man eine Waise gegeben hat, daher muß Versprechen und Halten bei einem rechtlichen Mann immer einerlei seyn; es steht nicht in der Macht des Menschen, sich den Ruhm eines Genies, ausgezeichnete Talente, selbst vorzüglicher Kunstfertigkeiten und Geschicklichkeiten zu erwerben, wenn die Natur ihm nicht die Gaben und die Anlagen dazu

verliehen hat, aber wohl, sich das Lob zu erwerben: daß er ein Mann von Treue und Glauben sey. *)

Spalding, von seinen Amtsgeschäften entbunden, zog sich nun aus dem Geräusche der Welt zurück, aber sein ungeschwächter Geist nahm noch immer lebhaften Theil an Allem, was sich darin Bemerkenswerthes ereig-

*) Im Jahre 1796 hielt sich der Herausgeber dieses kleinen Plutarch, Behufs der Organisation der Lotterie, in den Fränkischen Fürstenthümern zu Ansbach auf. Für die Kasse der Lotteriedirektion in Ansbach waren Gold- und Silbergewichte nöthig. Er reiste daher dieserhalb eines Montags nach Nürnberg, und da er solche nicht vorrätzig fand, wie sie erforderlich waren, bestellte er sie bei einem ihm empfohlenen Manne, der sich allein mit Anfertigung solcher Gewichte beschäftigte. Er gehörte, da er in Eisen, Kupfer und Messing mit Feuer und Hammer arbeitete, zu der Zahl der dort genannten Kupfgen. Er fand den Mann in seiner Werkstätte in voller Arbeit; es war ein kleiner Mann von gedrungenem Körperbau, mit scharfgezeichneten Zügen des Gesichts, starkem Haarwuchs, großen lebhaften Augen und aufgeschrienen Armen, die viel Muskelkraft verriethen. Nachdem ihm der Zweck dieses Besuches eröffnet worden, wurde man darüber einig, daß er für die benötigten Gewichte 4 Friedrichs'or bekommen und er sie am Sonntag bereit halten solle. Dann entspann sich folgendes Gespräch:

Hier haben Sie einen Friedrichs'or auf die Hand, worüber ich mir eine Cuittung erbittet.

Diese wurde geschrieben.

Am Sonntag wird Jemand aus Ansbach zu Ihnen kommen, und Ihnen Ihre Cuittung zu seiner Legitimation vorzeigen. Wenn er Ihnen solche und die noch zu forderndhabenden 3 Friedrichs'or gibt, so händigen Sie ihm die Gewichte und eine Cuittung über den ganzen Betrag ein.

„Ganz wohl, mein Herr, das soll geschehen.“

Aber noch eins. Ich verlasse mich darauf, daß Sie Wort halten und die Gewichte zur bestimmten Zeit fertig seyn werden, damit der an Sie Abzuscheidende nicht die Reise von Ansbach nach Nürnberg vergeblich machen muß.

„Wofür halten Sie mich?“ fragte der Mann mit dem Tone des gekränkten Ohrgeföhls, dann richtete er sich hoch empor, streckte die nervige vom Ruß geschwärzte Rechte aus und sprach mit funkelnden Augen:

nete und an den Leistungen in der literarischen Welt, insofern es nicht freie Erzeugnisse des Augenblicks waren, die wie Eintagsfliegen kurze Zeit umherflattern und dann vergehen.

171

Nachdem er bei seinem vorgerückten Alter als Kanzelredner und Schriftsteller wirksam zu seyn aufgehört hatte, widmete er doch noch seine Mühe zu schriftlichen Aufträgen, nur um seinen regen Geist zu beschäftigen, nicht aber, um sie der Welt zu übergeben. Was er zu ihrer Belehrung geschrieben, war längst im Druck erschienen, und es ist zu wünschen, daß Vieles noch davon gelesen und beherzigt werden möge. *)

Jeder seiner Geburtstage gab ihm Veranlassung zu solchen Aufträgen, in denen sich sein Gemüth und seine Gesinnungen um so unverschleierter ausdrückten, da sie nur schriftliche Selbstgespräche, nur ein Vermächtniß für seine nächsten Angehörigen seyn und nie zur Oeffentlichkeit kommen sollten.

Einer dieser Aufträge verdient wohl einen Platz in dieser kurzen Biographie, da er Spalding besser charakterisirt, als eine noch so ausführliche Schilderung. Er lautet also:

„Hier haben Sie meine Hand darauf!“ —

„Ich bin ein Sohn von Herrmanns Blut,
Und was ich sage, das halt' ich gut!“

Für den Besteller war dies eine große Ueberraschung, er schlug ein und erfuhr nachher, daß dieser Mann zur Zahl der Meistersänger, die noch von uralten Zeiten dort gleichsam zünftig vorhanden waren, gehörte.

Diesen Spruch des ehrlichen Nürnbergers sollte sich jeder deutsche Jüngling tief einprägen, aber ihn nicht blos im Gedächtniß behalten, sondern auch üben. Die schönsten Grundsätze, eingeübt, sind wie ein todttes Kapital, das keinen Nutzen trägt.

*) Seine vorzüglichsten Werke sind außer der erwähnten Schrift: 1) Ueber die Bestimmung des Menschen. — 2) Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthum. 3) Ueber die Nützlichkeit des Predigamts. — 4) Religion, eine Angelegenheit der Menschen, und mehrere Kanzelreden, die sich durch eine edle einfache Sprache, Fastlichkeit, allgemeine Verständlichkeit und jene kunstlose Beredsamkeit auszeichnen, die, da sie aus dem Herzen kommt, auch wieder zum Herzen geht.

„Beim Eintritt in mein 78tes Jahr am ersten Nov. 1791 des
Wergm.

„Also bis zu einem solchen Alter bin ich gekommen! Und dabei zu einem solchen Zustande im Alter! Ich will doch diesmal etwas von meinen seltsamen Empfindungen zu meiner eignen fernern Erinnerung aufzeichnen, da ich so wenig weiß, ob noch jemals diese selbige Veranlassung dazu wieder für mich da seyn wird.“

„Es ist im Grunde nicht sowohl bloße Verwunderung, als vielmehr wirkliches Erstaunen über mich selbst, und über den zurückgelegten Gang meines Lebens und meiner Schicksale, was gegenwärtig meine Seele erfüllt; aber ein Erstaunen voll der tiefsten frohesten Nahrung, und des herzlich durchdringendsten, dankbarsten Preises dessen, der mich so geleitet, mir so unaussprechlich wohl gethan hat.“

„Die Umstände und Aussichten meiner Jugend waren sehr eingeschränkt; allein ich kannte nichts Besseres, worauf ich rechnen konnte, und daneben half mir ein jugendlich froher Geist — auch eine wünschenswerthe Wohlthat meines guten Gottes — zu der glücklichen Zufriedenheit und Unbekümmerniß in Ansehung dessen, was bei einer andern Gemüthsart mich hätte niederschlagen und muthlos machen können. Vornehmlich erkenne ich es als den größten Segen, der mir zu Theil werden konnte, daß ein früh erlangtes Gefühl der Religion mir in den Zeiten, welche den Verführungen und Versuchungen am meisten ausgesetzt sind, zu einem heilsamen Verwahrungsmittel gegen wirkliches Verderbniß der Seele gedient, und mich so oft von dem Rande desselben, dem ich nahe kam, zurückgezogen hat. Desto mehr ist mir auch noch sehr das Glück, in der Christenheit geboren und erzogen zu seyn, des höchsten innigsten Dankes gegen Gott würdig, weil ich so, durch den Unterricht und die Belehrungen Jesu Christi, zu den Erkenntnissen hingeführt und gelangt bin, die meine Tugendliebe erweckt und unterstützt, meine Veruhigung gegründet und gestärkt haben, und außer welchen ich keinen andern Weg zu beiben zu finden gewußt hätte. Ja, mein Gott, Dank sey Dir, daß ich ein Christ bin, daß ich es, auch bei dem aufrichtigsten Fortgange im Forschen und Läutern, dennoch mit überzeugter Anhäng-

lichkeit und der ganzen Werthschätzung meines Herzens gegen den Stifter dieser göttlichen Lehre geblieben bin!

„Wenn ich nun von der jetzt erreichten Höhe meines Lebens auf die durchgegangene lange Bahn, auf die anfänglich stets abhängigen Tagen vieler von meinen besten Jahren, auf die sich nach und nach immer mehr erheiternden Wege der väterlichen Fürsorgung Gottes über mir, zwar auch auf manche dunkle Gegend dieser langen Wanderung, aber dann auch auf die erfreulichen Ausgänge, die sich darauf öffneten, zurücksehe, und dann dies Ende meines sieben und siebenzigsten Jahres damit vergleiche, so bin ich mir wie einer, der Freude träumet, und ein Wunder in meinen eignen Augen. Beinahe Alles, was nur die Phantasie in meinen Umständen hätte wünschen, aber so wenig mit gegründeter Wahrscheinlichkeit erwarten können, ist mir geworden. So alt, und doch noch bei so vielem Genuße des Lebens in diesem Alter. Ein in so großem Maasse schmerzloser Gesundheitszustand, da mir meine frühern Jahre das Gegentheil droheten; Ruhe von Arbeiten bei mehr als nothdürftigem Auskommen; der seelicherheiternde Umgang der edelsten, liebevollsten Freundin, (ungeachtet der so großen Ungleichheit unserer Jahre), dieser Freundin, der ich, nächst Gott, auch diese frohe Verlängerung meines Lebens zu danken habe; der vergnügende Anblick meiner neben mir mit Ehren versorgten, geliebten Kinder; die mir noch immer bewiesene Werthschätzung und Freundschaft so mancher würdigen Menschen: was könnte ich, ohne die verkehrteste Ungenügsamkeit, mir weiter ausdenken, was mir an meinem Glücke fehlen sollte? Wenn ich nicht so viel weiß, als ich billig hätte wissen sollen, so habe ich wenigstens dagegen ein von Gott mir gegebenes Herz zum lebhaften Empfinden des Wahren und Guten, vermittelt dessen mich auch die erfreuende Theilnehmung an jedem Wachsthum der Erkenntniß, Tugend und Wohlfahrt in der Welt, freilich bei merklich ermatteten Geisteskräften, noch nicht verläßt, und welches mich unendlich glücklich macht, als wenn ich davon weniger, und von jenem erstern mehr hätte. Und wenn ich wegen jenes Mangels, oder aus andern nicht von mir abhängenden Ursachen, weniger als andere in ähnlichen Umständen genüßt habe; so wird auch das Wenige, was nach meinem besten Vermögen, und in redlicher Absicht zur Beförderung christlicher Weisheit

und Rechtschaffenheit unter meinen Nebenmenschen, von mir geschehen ist, nicht ganz vergeblich geblieben seyn; und jede Erfahrung davon ist mir schon hier ein Anfang des himmlischen Lohnes gewesen."

„Für dies Alles, o mein Gott, für dies so viele, so mannichfaltige Gute ist meine ganze Seele deines freundigen Lobes voll. Hier empfinde ich von Neuem die große Wahrheit, die mir schon unzählige selige Stunden in meinem Leben gemacht hat. Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen, du Höchster! — Mir würde der bei weitem größte und beste Theil des Genusses und der Freude, von jeder solchen Segnung, schlechterdings verloren gehen, wenn ich nicht Jemand wüßte und hätte, dem ich, als der ursprünglichen Quelle desselben, dafür danken, dessen weise wohlwollende Absicht ich nicht darin erkennen, und gegen den ich also nicht dies edle, heilige Gefühl mein Herz durchbringen lassen dürfte. O wohl mir, daß ich nicht in einer Rücksicht das Unglück, und in einer andern die Schande habe, entweder nach einem ergründeten Systeme, oder aus unwürdiger Vergessenheit und Achsellosigkeit der hohen Glückseligkeit des Geistes zu entbehren, die aus innigst dankbarer Bewunderung einer verständigen absichtsvollen Güte fließt. So sey mir also auch deswegen dieser Tag besonders ein so viel herrlicheres Fest, weil er mich stärker an den Reichthum des mir wiederfahrenen Guten, und an den, von welchem ich es habe, erinnert."

„(Ungern abgebrochen am ersten November, fortgesetzt am zweiten.)"

„Mit dieser Gesinnung sehe ich auf das Vergangene; und die wolle und wird Gott bei mir erhalten. Was mir noch bevorsteht, weiß ich nicht; und darüber kann ich also keine andre Betrachtung anstellen, als die einzige, die mir aber auch eine desto völliger Befriedigung giebt: daß es das Werk der höchsten Weisheit und Güte seyn wird. Nach der gewöhnlichen Ordnung der Natur ist es freilich zu erwarten, daß mein Leben auf dem gegenwärtigen, so ebenen und sanften Abhange, ohne einige noch abwechselnde Steine und Dornen, bis zu seinem nahen Ende fortgleiten werde. Aber auch eben wegen der Nähe dieses lehtern wird zugleich des Rauhen auf dem noch übrigen kurzen Wege nicht mehr so viel seyn, noch solches lange dauern können. Und was ist alsdann für mich weiser und billiger, als mit voller

Empfindung zu sagen: Habe ich Gutes, so viel Gutes empfangen von Gott, und sollte das weit geringere Böse nicht auch annehmen? Wenn nun überdies dasjenige, was etwa nur nach der bloßen Empfindung der Natur böse heißt, im Grunde zu einem größern Guten abweckt, wie es unter einer väterlich weisen Regierung über die Welt, und also auch über mich, nicht anders möglich ist; so bleibt mir noch immer Ursach genug zur gelassenen Ergebung, und selbst zum fortdauernden Lobe dessen, der Alles wohl macht. Mein von körperlichen Leiden jetzt noch freies Alter mag etwa nicht bis zu Ende desselben so bleiben; diese meine Hütte mag noch vor ihrem letzten Einsturze auf diese oder jene Art schmerzhaft erschüttert werden; aber was ist das gegen die langen genossenen Zeiten einer heitern Gesundheit, und gegen die nun bald anfangenden noch längeren Zeiten, wo überall nicht Leid, noch Geschrei, noch Schmerz mehr seyn wird. Dieser endliche Ausgang ist das Nächste, was ich mit Gewißheit erwarte; und ich erwarte ihn mit fester sicherer Ruhe der Seele. Es geht ungezweifelt, auch in dieser großen Veränderung mit dem Menschen überhaupt, vorwärts, und eben so gewiß auch aufwärts mit dem, der nicht durch eigne Schuld sein unglückliches Herunter sinken verursacht. Es ist Geburt zu einem edlern Leben, in gewissem Maasse der natürlichen ähnlich. Schon lange ist mir diese Vorstellung davon einleuchtend, gewohnt und erfreulich geworden.“

Alljährig, an jedem seiner Geburtstage bis zu seinem Tode, schrieb Spalding solche Selbstbetrachtungen nieder, und sie sind der reinste Ausdruck seines frommen Herzens.

Mit der Ruhe eines Greises, der mit dem Bewußtseyn, sich keiner Verirrungen schuldig gemacht zu haben, die früher oder später das peinliche Gefühl der Reue in einem nicht ganz verdorbenen Herzen erzeugen, konnte er am Abend seines Lebens die zurückgelegte Laufbahn überschauen und mit dem trostreichen Glauben eines wahren Christen sah er der Stunde seines Scheidens von dieser Erde ohne Furcht entgegen. Er sprach zu den Seinigen mit einer Verehrung und Bewunderung einflößenden Heterkeit über seine Beerdigung und verlangte, daß man bei solcher ein von ihm verfaßtes Begräbnißlied, das in dem neuen preussischen Gesangbuche aufgenom-

men, mit einigen von ihm gemachten Veränderungen, singen solle und bestimmte die Inschrift auf seinem Leichensteine *).

*) Dies Lied lautete:

Des Todes Graun, des Grabes Nacht
Flieht, Herr, vor deiner Wahrheit Macht;
Mein Geist, erhebt von deinem Licht,
Bett vor des Leibes Zerstörung nicht.

Es solle nur die Hütte hin,
Wo ich hier eingeschlossen bin,
Ich selbst, dann freier, als zuvor,
Schwing' aus den Trümmern mich empor.

Ein inneres mächtiges Gefühl
Verkündigt mir ein höher Ziel;
Dies Sehnen nach Vollkommenheit
Ist hehrer Ruf zur Ewigkeit.

Dich, Höchster, hab' ich hier erkannt,
Voll Liebe: Vater, dich genannt;
In dieser Seelenwürde liegt
Ein Hoffungsgrund, der nimmer trügt.

Wohl uns, daß Jesus Unterricht
So trostreich hiervon zu uns spricht!
Wie herrlich wird der Menschheit Werth
Durch diese Aussicht aufgeklärt!

Glücksel'ge Aussicht auch für mich!
Voll Muth hebt meine Seele sich;
Ich seh' im Geist des Christen Lohn,
Ich sehe meinen Himmel schon.

Da find' ich, was dein guter Rath,
Mir unbewußt, geordnet hat,
Betrachte mit entzücktem Blick
Mein schön entwickeltes Geschick.

Spalding entschlummerte sanft, umgeben von denen, die seinem Herzen am Nächsten waren, am 22sten Mai 1804 in einem Alter von neunzig Jahren.

Viel Freude gabst du mir schon hier,
O Väter, wie dank ich's dir!
Oft kam, nach bitterm Ungemach,
Doch größere Versäufung nach.

So hat schon dieser Kindheitsstand
Der bessern Hoffnung Unterpfand.
Die Liebe, die uns hier beglückt,
Die bleibt und segnet unverrückt.

Des heitersten Vertrauens voll,
Erwart' ich, was mir werden soll,
Wenn künftig weder Schuld noch Noth
Der schnellen Reifung Schaden droht.

Wie wird der Tod, den Greiser schun,
Geburt zum edlern Leben sehn,
Durch Kraft von Gott besiegt mein Herz
Der Krankheit Last, der Trennung Schmerz.

Wenn hier von uns, die Gott vereint,
Der Letzte auch hat ausgeweint,
Dann wird ein freudig Wiederseh'n
Auf ewig unser Glück erhöh'n.

Herr unsrer Tage, führe du
Uns Alle diesem Ziele zu,
Dass uns, bei standhaft frommer Treu,
Der Abruf einst willkommen sey.

Die Grabchrift:

Hieneben empfing die Erde das Ihrige
von

Johann Joachim Spalding,
geboren den 1. November 1714 gestorben den 22. Mai 1804.

Apostelgeschichte 24. V. 15. 16.

Das Bildniß zu diesem kurzen Umriss seines Lebens ist nach einer Zeichnung des berühmten Portraitmalers Graff*) zu Dresden, welches derselbe dem Herausgeber im Jahre 1800 in dessen Stammbuch mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet hat, und das Fac simile ebenfalls aus dessen Stammbuch, da solcher schon als Knabe und demnächst als Jüngling in Spalding's Hause eine gastliche Aufnahme und vielfältige Gelegenheit fand, dessen Milde, Sanftmuth und Herzensgüte kennen zu lernen. Seine Würde hatte nichts Abschreckendes, sie war mit so vieler Güte und Herablassung vereint, daß sie nur kindliche Liebe und Vertrauen einflößen konnte. Diese Verschmelzung hat der Künstler meisterhaft aufzufassen verstanden; sie lag so tief in seinem Wesen, daß sie selbst die Hand der Zeit, manche schwere Krankheiten und die unausbleiblichen Folgen davon, wenn man solche auch überstanden, nicht zu verwischen vermochten.

*) Anton Graff, geb. zu Winterthur im Jahre 1706 gest. 1813 zu Dresden, war ein vorzüglicher Bildnißmaler; seine Bildnisse, hauptsächlich die männlichen, zeichneten sich durch treffende Ähnlichkeit und Auffassen des Charakteristischen in den Gesichtern, aus.





H. C. v. Schwerin.

Kurt Christoph Graf von Schwerin.

Der Name Schwerin wird immer in den Annalen der Geschichte ruhmwürdig glänzen, sein Andenken in dem Gedächtniß der Nachwelt nicht verlöschen, in seiner Heimath aber wird man ihn, wenn auch Jahrhunderte darüber verfloßen sind, mit Stolz nennen.

Man spricht von ihm; in Schriften wird seiner mit Verehrung gedacht, sein Lob tönte von den Lippen des begeisterten Dichters; doch die Mehrzahl weiß nichts von ihm, als daß er wie Decius*) gestorben ist.

Schwerin war der Sohn Ulrich's von Schwerin, Erbherr auf Busscken und Ducherow in Pommern, Königlich Schwedischer Regierungsrath in Vorpommern, Erbküchenmeister des Herzogthums Pommern und Schlosshauptmann zu Alt-Stettin. Er wurde in Pommern am 26ten October 1684 geboren und erhielt in der Taufe die Namen Kurt Christoph.

Das Geschlecht, aus dem er abstammt, gehört zu einem der ältesten, edelsten und reichsten. Die Aemter und Würden, die sein Vater bekleidete, deuten schon darauf hin, daß man diesen für einen der Achtung würdigen und gebildeten Mann hielt. Er war dies auch, und daher widmete er der Erziehung seiner Kinder, vierzehn an der Zahl, alle mögliche Sorgfalt, und suchte ihr Herz und ihren Geist zu bilden.

Aber schon im Jahr 1697 erlitt Schwerin, erst etwas über zwölf Jahre alt, den schmerzlichen Verlust, den sorgsamen und von ihm so lieblich verehrten und geliebten Vater durch den Tod zu verlieren. Schwerin's

*) Publius Decius Mus, römischer Consul, welch' er sich im Jahre 340 vor Christi Geburt im Kriege gegen die Latiner dem Tode, nachdem er drei Jahre zuvor einen Sieg über die Samniter errungen hatte.

lebhafter Geist machte die Mutter besorgt für ihren Sohn, da ein Vater schlie, der ihn durch Ernst und Charakterfestigkeit zügelte, und vor Verirrungen, zu denen ein jugendliches Gemüth nur zu leicht verlockt werden kann, bewahren konnte. Sie schrieb daher an ihren Schwager, den in holländischen Diensten stehenden General Dettlev von Schwerin, und bat ihn, sie mit Rath und That bei der Erziehung ihres Sohnes zu unterstützen, da schon ein älterer Sohn durch ihn als Officier in holländischen Diensten stand.

Schwerin's Oheim war dazu sogleich bereit, und antwortete der Mutter, sie möchte ihm den Sohn nach dem Haag schicken, wo er damals stand, und sich in dem niederländischen Kriege*) ausgezeichnet hatte, damit er unter seiner Aufsicht und Leitung sich bilde.

Es war ein schwerer und harter Kampf für das Mutterherz, sich von dem lieben Kurt und noch dazu so weit, zu trennen; aber die Ueberzeugung, daß durch dies Opfer das künftige Glück ihres Sohnes befördert und er am sichersten vor Abwegen bewahrt sey, trug über das Muttergefühl den Sieg davon. Sie machte ihn mit dem Verlangen seines Oheims bekannt und wie sie es zu erfüllen geneigt sey, damit sie sich einst nicht den Vorwurf machen dürfe, eine günstige Gelegenheit zu seiner Bildung unbenutzt gelassen zu haben. Mit dem Muth einer großen Seele unterdrückte sie die in ihrem Innern kämpfenden Gefühle mütterlicher Zuneigung, und die Thränen der Wehmuth, die ihr in die Augen traten. Schwerin erschrak vor dem Gedanken einer solchen Trennung von der geliebten Mutter anfänglich auch, aber ihre erkünstelte Ruhe konnte diesem Gefühle keine neue Nahrung geben. Aus seiner Beschränktheit in eine neue unbekannte Welt zu treten, beschäftigte seine lebhafteste Phantasie; sein nach Thätigkeit schmachtender Geist erwartete in dem neuen Verhältniß einen größern Spielraum; er fand den Vorschlag des Oheims nicht nur annehmbar und vortheilhaft für sich.

*) Durch den Tod Karls II., Königs von Spanien (1. November 1700), des letzten Habsburg in Spanien, wurde ein Erbfolgestreit veranlaßt, der als Krieg der Spanische Erbfolgekrieg genannt wird. Marlborough wurde zum Oberanführer der englischen Macht in Holland und der mit ihr verbündeten Truppen ernannt, und eroberte 1703 den flandrischen Feldzug.

Schwerin kam nun zu dem General nach dem Haag. Sein Oheim vertrat auch gewissenhaft die Stelle eines Vaters bei ihm, ließ ihn in allen wissenschaftlichen Kenntnissen unterrichten, die ein Jüngling sich zu eigen machen muß, um einmal in der bürgerlichen Gesellschaft eine ehrenvolle Bahn zu betreten, wozu ihn Geburt und Vermögen berechtigten; er besuchte die Universitäten Leiden, Greifswald und Rostock.

Erst als er nach Greifswald gekommen, worüber mehrere Jahre verflossen, sah er die theure Mutter wieder. Die Freude war um so größer, als er die Mutter noch an Körper und Seele ungeschwächt fand, und sie in ihm einen kräftigen, geistiggebildeten, gewandten und hoffnungsvollen Jüngling erblickte.

Schwerin hatte seine akademischen Jahre nicht, wie mancher leichtsinnige Jüngling, durch böse Beispiele verführt, in Zerstreuungen und burschikosen Gelagen vergeudet, sondern die Vorlesungen seiner Lehrer mit Pünktlichkeit besucht, ihnen ein aufmerksames Gehör geschenkt, und durch Selbststudium sich ihren Vortrag zu eigen gemacht. Dabei liebte er die lateinische und italienische Sprache und las fleißig die Klassiker beider Nationen; den meisten Fleiß hatte er aber auf die französische Sprache verwandt; er verstand sie nicht nur vollkommen, sondern sprach sie auch mit solcher Fertigkeit, als wenn sie seine Muttersprache gewesen wäre*).

*) Der Sohn des französischen Marschalls Bellisle, Herzog de Bissero, reiste im Jahre 1755 durch Pommern nach Berlin, um Friedrich dem Großen seine Aufwartung zu machen; unterwegs begegnete ihm Schwerin auf einer Lustreise, es knüpfte sich eine Bekanntschaft an, Schwerin lud den Herzog zu sich auf sein Gut Schwerinsburg ein, und bewirthete ihn auf eine gastfreie Weise. Dem Herzog war es eine höchst auffallende aber erfreuliche Erscheinung, daß sein Wirth so geläufig, als er, das Französische sprach, und er hatte einen lang entbehrten Genuß, sich einmal mit einem höchst gebildeten und kenntnißreichen Mann zu unterhalten. Der Herzog reiste weiter, traf in Ruyppin einen Prinzen, der die Reise in seinem Wagen mit ihm nach Berlin machte. Aber dieser verstand so wenig Französisch, und der Herzog so wenig Deutsch, daß die Reise für Beide gleich langweilig werden mußte. Der Herzog, in Berlin angekommen, erzählte dies kleine Abenteuer, und konnte zu Schwerin's Lobe nicht Worte genug finden.

Von *Kostock* lehrte er nach dem *Haag* zurück. Seine Studien waren beendet, und er sollte sich nun bestimmen, welche Laufbahn er für sein künftiges Leben einschlagen wolle. *Schwerin* hatte von seiner ersten Kindheit an schon eine Vorliebe für den Stand des Kriegers gehegt; die Thaten großer Helden der Vorzeit hatten ihn am lebhaftesten angesprochen; wann er bei seinem Oheim war, bestand dessen Umgebung fast nur aus Militärpersonen, und die Unterhaltung betraf größtentheils Gegenstände, welche auf das Kriegswesen Bezug hatten; man sprach dann mit Begeisterung und sein Oheim erndtete den Lohn seiner Umsicht und seines Muthes in dem niederländischen Kriege durch die Beweise der Hochachtung, die man ihm erwies, und durch die allgemeine ehrenvolle Anerkennung seiner Verdienste.

Er erklärte also dem Oheim: sein höchster Wunsch sey, in Kriegsdienste zu treten und sich dadurch den Weg zum Ruhme zu bahnen.

Der Oheim hatte nichts dawider, und er trat 1701, siebzehn Jahre alt, in holländische Dienste als Fähnrich bei der Compagnie seines älteren Bruders, der als Oberlieutenant bei dem Regimente seines Oheims stand. Dieser schüttelte bedenklich den Kopf über den Entschluß seines Bruders, suchte ihn auch zu überreden, seinen Vorsatz aufzugeben, und bei seinen erworbenen Kenntnissen sein Glück im Civildienste zu machen; doch ohne Erfolg. *Schwerin* beharrte fest bei seinem Vorsatz, nichts konnte ihn darin wankend machen. Der Bruder, dadurch enttäuscht, behandelte ihn, als seinen Untergebenen, fast härter, als die übrigen seines Gleichen; er ließ ihn alle die Unbill einer pedantischen Subordination und alle die Beschwerlichkeiten des Dienstes in vollem Maße fühlen. Er erwartete, sein Bruder solle, überdrüssig solcher Plackereien, auf den Gedanken kommen, seinen Abschied zu wünschen, damit er dann jede vielleicht auch nur entfernte Aeußerung eines solchen Wunsches benutzen könne, um ihn zu entfernen und ihn zu bestimmen, sich einem andern Stande zu widmen.

Dieser Plan scheiterte an der Beharrlichkeit und Vorliebe des Jünglings für den gewählten Stand. Er ertrug alle Beschwerden mit einer heldenmüthigen Entsagung. Diese Festigkeit und Ergebung blieben nicht ohne wohlthätige Folgen für ihn; sein Körper wurde dadurch abgehärtet und geküßt, er lernte den kleinen Dienst bis auf die geringfügigste Einzelheit,

die Lage des Soldaten genauer kennen, und ihr Västiges würdigen und beachten.

Unter seinem Bruder betrat er nun auch den Kampfplatz. Donas werth am Schellenberge wurde am 2ten Juni 1701 von den Holländern bestürmt. Sein Bruder verlor das Leben; er selbst hatte sich durch Muth ausgezeichnet. Schon am 10ten September des folgenden Jahres wurde er, ein und zwanzig Jahre alt, zum Hauptmann ernannt und erhielt eine Kompagnie.

Als solcher wohnte er den Feldzügen an der Donau und in den Niederlanden bei, und bei jeder Gelegenheit, wo seine Kompagnie in's Gefecht kam, zeigte er Bravour, Entschlossenheit und Umsicht. Er erhielt dadurch Gelegenheit, die großen Feldherren Eugen und Marlborough in ihren Operationen kennen zu lernen und seine Kenntnisse in der Kriegskunst zu bereichern.

Sein Oheim, der General, nahm aber bald darauf, wegen seiner geschwächten Gesundheit, seinen Abschied, um sich auf dem Gute Gähzow, in Pommern, aus dem Geräusche der Welt zurückzuziehen. Er wünschte, daß ihm sein Neffe dorthin folgen möge, und stellte ihm vor, wie wenig er, seines Schutzes beraubt, im holländischen Dienste darauf rechnen könne, sein Glück zu machen. Obgleich Schwerin seinen Stand sehr lieb gewonnen und mit Leib und Seele Soldat war, so überwog doch die Liebe zu seinem Oheim und das Gefühl der Dankbarkeit für dessen väterliche Liebe und Sorge diese Neigung; er erfüllte den Wunsch des Oheims, forderte und erhielt den Abschied und ging mit dem Oheim auf dessen Gut. Aber die Unthätigkeit wurde dem feurigen jungen Mann bald eine zu drückende Last, sein Oheim fühlte dies, und er hatte daher nichts dawider, daß sein Neffe in Herzoglich-Mecklenburg-Schwerinsche Dienste trat. Herzog Friedrich Wilhelm ernannte ihn 1706 zum Oberstlieutenant und im folgenden Jahre zum Obersten eines Regiments.

Der König von Schweden, Karl XII., befand sich damals in Bender; der Herzog, als sein Vasall, wollte ihm einen zuverlässigen Mann schicken. Dazu wählte er Schwerin, versah ihn mit den erforderlichen Instruktionen, und dieser reiste im Jahre 1712 nach Bender. So wurde aus dem Krieger ein Diplomat. Der Herzog hätte keine bessere Wahl treffen

sen Innen; Schwerin befaß, bei aller Freimüthigkeit, doch die Gabe, sie nicht, wie Mancher, dem sie nicht eigen ist, als eine blendende Schaulanze schimmern zu lassen, sondern bei halstarrigen Gemüthern den rechten Zeitpunkt abzuwarten, wo er sie mit Erfolg benutzen und nicht, statt Gutes zu stiften, nur noch mehr Schaden verursachen konnte. Auch bei Karl XII. bewies er dies. Ohne sich etwas zu vergeben, noch ein Verräther an seinen Ueberzeugungen zu werden, wußte er die Gunst dieses im hohen Grade eigensinnigen Monarchen sich zu erwerben. Er blieb ein ganzes Jahr bei ihm, und benutzte die Gelegenheit, sich oft mit Karl XII. über dessen kriegertische Unternehmungen zu unterhalten, wodurch er seine militairischen Kenntnisse bereicherte.

Als er nach Mecklenburg zurückkam, ernannte ihn der Herzog, zum Zeichen seiner Zufriedenheit mit seinem Benehmen, zum Brigadier.

Der Herzog starb, und Karl Leopold trat nach ihm die Regierung an. Auch er schenkte Schwerin sein Vertrauen, obgleich solcher, feurig und freimüthig, diesem manche Vorstellungen gegen Maßregeln machte, die nach seiner lebendigen Ueberzeugung nicht zu entschuldigen, noch weniger zu rechtfertigen waren; dem Herzoge, aufbrausend und nicht an Widerspruch gewöhnt, sagte doch eine innere Stimme, daß ein Viedermann mehr werth sey, als ein kriechender Schmeichler, der den Mantel nur nach dem Winde trage, und daß Keiner sein Vertrauen mehr verdiene, als ein Mann von echtem deutschen Schrot und Korn.

Die Halstarrigkeit des Herzogs verwickelte diesen in sehr unangenehme Streitigkeiten mit der Herzog, Mecklenburg, Strelitzschen Linie und mit der Ritterschaft und Landschaft. Er wollte seine vermeintlichen Rechte mit Gewalt durchsetzen. Da er eine russische Prinzessin zur Gemahlin hatte, erhielt er dazu zwei Regimenter Russen und verstärkte seine Militairmacht mit diesem Hülfscorps auf 12,000 Mann. Schwerin wurde zum General-Major ernannt und bekam den Oberbefehl über diese Truppen.

Die Lasten und die Bedrückungen, die eine solche Maßregel erzeugen mußte, veranlaßten große Beschwerden der Ritterschaft bei dem Kaiser Karl VI. und Bitten um deren Abhülfe.

Da der Herzog den vom Kaiserlichen Hofe erhaltenen Aufforderungen, dieser Unbill ein Ziel zu setzen, nicht Folge leistete, wurde eine Executions-

armee nach Mecklenburg gesandt. Schwerin that in diesem ungleichen Kampfe zwar, was Eid, Pflicht und Ehre geboten, errang sogar einen vorübergehenden Vortheil, wobei er im Schenkel verwundet wurde, aber ein solcher Kampf, der seinem Gefühl widerstrebte, konnte ihm nicht genügen; und die darin errungenen Vorbeeren würden nur in einem zweideutigen Lichte erschienen seyn. Der Herzog endete diesen blutigen Zwist durch eine unfreiwillige Nachgiebigkeit, und Schwerin forderte seine Entlassung.

Auf eine solche Weise seine kriegerische Laufbahn zu schließen, lag nicht in dem Geist und der Denkart eines Mannes, wie Schwerin. Er beschloß, bei einer andern Macht Kriegsdienste zu nehmen. Die Wahl war bald entschieden; seine Güter lagen in dem Theil von Vorpommern, den der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., durch den Frieden erhalten hatte; er war dadurch dessen Vasall geworden. Der König nahm ihn um so lieber in seine Dienste als General-Major, da er ihn schon als einen tapfern, in der Kriegskunst erfahrenen und an Körper und Geist kräftigen Mann kannte, obgleich damals kein Regiment erledigt war.

Friedrich Wilhelm entdeckte bei näherer Bekanntschaft mit Schwerin, daß sich der Kreis seiner Wissenschaft nicht bloß auf das Kriegswesen beschränkte, sondern er auch zu Geschäften, wozu andere Kenntnisse, Umsicht und Gewandtheit erforderlich sind, brauchbar sey. Er benutzte ihn daher im diplomatischen Fache, und schickte ihn als Gesandten an den königlich Polnischen und Kursächsischen Hof. Als aber das in Frankfurt an der Oder stehende Regiment erledigt wurde, rief er ihn, 1723, von seinem Gesandtschaftsposten zurück und verlieh ihm dies Regiment.

Die Unruhen in Thorn hatten eine sehr ernste Richtung genommen. Die Einschreitung des Königs von Polen war von der Art, daß sie die Stipulationen des zu Oliva am 3ten Mai 1760 abgeschlossenen Friedens zu verletzen drohte*). Der König sandte daher Schwerin an den König

*) Das empfindende Betragen der Jesuitenschüler in Thorn, da ihnen keine Schranken gesetzt wurden, hatte die dortigen Einwohner so wider sie aufgebracht, daß am 17. Juli 1724 ein Aufstand davon die Folge war. Die rohe Volksmasse machte ihrem Ingrimme Lust, sie bestürmte die Jesuitenschule und beging nun ihrer Seite große Ausschweifungen. Auf die Beschwerde eines der Jesuiten, wurde eine Commission zur

von Polen nach Warschau, um dagegen Vorstellungen zu machen. Die diesfälligen Bemühungen Schwerin's hatten keinen glücklichen Erfolg; er fühlte sich dadurch so gekränkt, daß er den König um Abberufung bat, und sein Wunsch wurde auch erfüllt.

Es konnte nicht fehlen, daß Friedrich Wilhelm einen Mann, wie Schwerin, immer mehr lieb gewann, und ihm sein Vertrauen schenkte. Die Aehnlichkeit des Charakters trug dazu viel bei; Beide waren heftig, pünktlich und strenge im Dienste, aber auch gutherzig, fromm, ohne Feindschaft. Dazu kam nun noch, daß Schwerin, außer seinen militairischen, auch noch mancherlei andere Kenntnisse besaß, die außer dem Bereiche seines Standes lagen, und die der König mit günstigem Erfolg benutzte. Er schenkte ihm immer mehr seine Gunst und sein unbedingtes Zutrauen; beißes war Schwerin unfähig, sie zu mißbrauchen. Als Beweis, wie hoch er Schwerin achtete, verlieh er ihm nicht nur einige Amtshauptmannschaften; sondern ernannte ihn auch zum Gouverneur von Pommern, zum General-Lieutenant und gab ihm den großen schwarzen Adlerorden. Demnächst wurde er General en Chef der Infanterie.

Wie viel er bei Friedrich Wilhelm galt, beweiset folgende Anekdote: Ein Page des Königs war von einem andern Pagen auf eine gräßliche Weise beleidigt worden. Nach den falschen Begriffen von Ehre, welche als ein Ueberbleibsel des Mittelalters, wo das Faustrecht galt, und die auch noch jetzt nicht ganz haben vertilgt werden können, konnte er nur durch einen Zweikampf dafür Genugthuung erhalten. Der Page forderte seinen Beleidiger. Der Zweikampf fand statt, und der Letztere wurde darin getödtet.

Untersuchung dieser Störung der öffentlichen Ruhe niedergelegt, und nach deren Beendigung zu Warschau, zur Zeit des Reichstages, von dem polnischen Assessorsalgericht über die Theilnehmer ein Urtheil gefällt. In diesem wurden ganz unschuldige und achtbare Personen zum Tode, zur Leibes- und Geldstrafe verurtheilt, und eine Commission zur Vollstreckung dieses barbarischen Verfahrens angeordnet. Dies war den Bestimmungen des Friedens zu Wilna offenbar entgegen, daher hielt sich der König Friedrich Wilhelm I., mit anderen Höfen verpflichtet, gegen die Vollstreckung eines solchen Urtheils zu protestiren und vorläufig dessen Ausföhrung zu veranlassen.

Sobald der König dies erfuhr, ließ er den Pagen sogleich verhaften und befahl, die in solchen Fällen bestimmte Todesstrafe an ihm zu vollziehen und ihn zu enthaupten.

Der zum Tode Verurtheilte war ein hoffnungsvoller Jüngling, von einer geachteten Familie; er hatte sich immer untadelhaft aufgeführt und es war allgemein bekannt, daß er nur, um nicht von seines Gleichen als ein Feigling verachtet und fortdauernd ähnlichen gräßlichen Belcidigungen ausgesetzt zu seyn, den andern Pagen gefordert hatte.

Seine Jugend, diese Umstände, die ihn, wenn auch nicht rechtfertigen, doch entschuldigen konnten, erregten allgemeines Mitleid. Der König wurde mit Bitten um Vgnadigung für den Pagen von Allen bestürmet, die solches, vermöge ihrer Verhältnisse zu ihm, wagen durften. Er blieb unersichtlich. — Selbst die Königin suchte das Herz ihres Gemahls zu erweichen. Umsonst!

Man gab schon alle Hoffnungen auf, den Jüngling zu retten und zitterte vor dem Moment, wo er, wie ein ruchloser Verbrecher, das Blutgericht bestiegen sollte.

Schwerin theilte die Ansicht der Königin, des Hofe und des Publikums; da aber der König darüber nicht mit ihm gesprochen, so vermied er es geflissentlich, diesen Gegenstand zu berühren, um einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten, wo er sich mit Erfolg für den unglücklichen Pagen verwenden könnte.

Der König hatte in dieser Zeit Schwerin einen Auftrag gegeben, an dessen glücklicher Ausführung ihm viel lag. Er hatte ihn ganz nach dem Wunsche des Königs ausgeführt; er flatterte ihm davon Bericht ab. Friedrich Wilhelm war darüber sehr erfreut, überhäufte Schwerin mit Lobsprachen und setzte hinzu: er könne sich eine Gnade erbitten.

„Jede, welche es auch sey?“ fragte Schwerin sogleich.

Ja! erwiderte der König.

„Versprechen Ew. Majestät mir“, fuhr Schwerin fort: „daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen wollen?“

Der König, bei seinem heftigen Temperament, ungeduldig über dieses Hin- und Hersprechen, rief:

Ja! Ja!!

„Es bitt' ich denn um das Leben des Pagen, der das Unglück gehabt hat, im Duell seinen Kameraden zu erstechen.“

Der König stupte, und sprach dann mit Heftigkeit:

Nein! nein!! Alles in der Welt, nur das nicht!

Da ergriff Schwerin den Rockschöß des Königs mit den Worten:

„Ew. Majestät haben mir Ihr königliches Wort gegeben. Ich lasse Sie nicht, bis Sie es erfüllt haben.“

Was? rief der König: Was? Ihr vergreift Euch an meiner Person?

„Nehmen Ew. Majestät meinen alten Kopf, wenn ich ein Verbrechen begangen haben sollte, aber schenken Sie einem jungen Menschen das Leben, der der Welt noch nützlich werden kann und dazu so schöne Hoffnungen giebt.“

Nach langem Nachsinnen sprach der König mit sichtbarem Unwillen:

Er soll Gnade haben, aber mir muß er nie wieder vor Augen kommen.

Wald nach diesem Ereigniß (1730) verwies Friedrich Wilhelm den Kronprinzen (nachmals Friedrich den Großen), wegen seiner beabsichtigten Flucht, nach Küstrin, der Kronprinz kannte und schätzte Schwerin, indeß hatte er ihn doch nicht in das Geheimniß seiner Pläne eingeweiht, unstreitig in der Ueberzeugung, daß er solche nicht billigen, am wenigsten aber auf die entfernteste Weise begünstigen würde. Andererseits zog ihn auch Friedrich Wilhelm bei diesem Ergebnis nicht zu Rathe, wenn er es auch sonst bei sehr vielen wichtigen Vorfällen nicht unterließ, um nicht bei seinem gefaßten Entschluß Widerspruch und Gegenvorstellungen zu finden. Die Begnadigung des Pagen war ihm noch zu lebhaft im Gedächtniß.

Der Kronprinz führte, während seiner Verbannung in Küstrin, einen ununterbrochenen Briefwechsel mit Schwerin; von ihm ist nichts für die Nachwelt erhalten worden; wäre dies der Fall, so würde es unstreitig ein werthvoller Beitrag zu Beider Charakteristik seyn.

Der Kronprinz fand bekanntlich viel Vergnügen daran, die Flöte zu blasen, worin er eine große Fertigkeit sich zu eigen gemacht. In der unwillkürlichen Unthätigkeit zu Küstrin beschäftigte er sich damit mehr als früher; er bat Schwerin, ihm einen geschickten Flötenisten zu schicken, der ihn accompagniren könnte. Schwerin sandte ihm einen Hobolsten seines Regiments, Namens Fredersdorf.

Friedrich Wilhelm I. starb am 31. Mai 1740. Friedrich der Große ernannte Schwerin, gleich nach seiner Thronbesteigung, zum General-Feldmarschall und erhob ihn in den Grafenstand, als Anerkennniß seiner Verdienste, und bewies, welch einen hohen Werth er auf einen so erfahrenen Krieger und einen Mann von Viersinn und Treue lege.

Sehr bald trat auch der Fall ein, wo Schwerin diese günstige Meinung des Königs bewähren sollte.

Der erste schlesische Krieg brach aus. Schon im December 1740 zog der König ein Heer bei Krossen zusammen und Schwerin erhielt darüber den Oberbefehl.

In diesem Feldzug zeigte er sich immer als ein kriegserfahrener, umsichtiger und tapferer Feldherr, und übte dabei, soviel es die Umstände nur gestatteten, die möglichste Schonung gegen die Bewohner, wo der Kriegsschauplatz war, hauptsächlich durch die strengste Mannszucht.

In der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741, konnte die preussische Kavallerie dem Angriff der doppelt überlegenen österreichischen nicht Widerstand leisten; sie gerieth in Unordnung und kam zwischen zwei Treffen. Der König hielt schon die Schlacht für verloren, da er noch keiner heilge wohnt. Schwerin, kriegserfahrener, wollte dies nicht einräumen, rieth aber dem Könige, sich vom Schlachtfelde zu entfernen. Dies geschah. Jetzt stellte sich Schwerin, da er freien Spielraum hatte, so mißlich auch die Lage war, an die Spitze der Infanterie und trieb die Oesterreicher mit unerschütterlicher Standhaftigkeit zurück. Er wurde dabei zweimal verwundet, aber er verließ das Schlachtfeld nicht eher, als bis er einen vollständigen Sieg errungen, wodurch der Feind genöthigt wurde, sich nach Währen zurückzuziehen.

Diese durch ihn so glorreich gewonnene Schlacht war von den wichtigsten Folgen. Ganz Schlessen, mit Ausnahme von Brieg, kam in den Besitz der Sieger, und auch diese Stadt ergab sich darauf. Durch aufgesangene Briefe an den österreichischen Feldmarschall, Grafen von Neuperg, hatte Friedrich der Große erfahren, wie Breslau noch heimliche Verbindungen mit den Oesterreichern unterhielt, und daß sich dieser Stadt bald ein Corps Oesterreicher nähern sollte.

Schwerin erhielt sogleich den Befehl, mit 8000 Mann in die Vor-

plätze zu rücken. Dies geschah ohne Blutvergießen. Als er in der Stadt eintraf, ging er sogleich auf den Salzing, und rief: „es lebe der König von Preußen!“ Dann warf er Geld unter das Volk, und gab den Geistlichen einen Text zur Predigt auf. Er zeigte bei diesem Unternehmen große Geistesgegenwart und unerschütterliche Kaltblütigkeit. Sein festes Benehmen imponirte Alle. Um 9 Uhr des Morgens ließ er schon den Magistrat den Eid der Treue schwören, dann nahm er die Stadtmiliz in Eid und Pflicht, und um 11 Uhr leistete die Bürgerschaft den Eid der Treue.

Als die Geistlichen vor ihm zu dieser Eidestleistung erschienen, reichte er den katholischen die Hand, die lutherischen umarmte er.

Sobald Friedrich dies wichtige Ereigniß erfuhr, ließ er Schwerin von Breslau in das Hauptquartier Strehlen zu sich beschreiben, und der Generallicutenant von der Marwitz wurde an seiner Stelle Gouverneur von Breslau. Als Schwerin vor dem König erschien, empfing er ihn mit einer Umarmung.

Schwerin zählte schon 57 Jahre, die frühern Strapazen, mehr aber noch die dieses Feldzuges, seit dem Anfange des Dezember 1710, am meisten aber die beiden bei Mollwitz erhaltenen Wunden, hatten nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt und seine Kräfte geschwächt, er suchte sich daher nach Erholung. Man hatte ihm den Gebrauch der Bäder zu Aachen gerathen; er bat daher um die Erlaubniß, diesen Badeort besuchen zu dürfen, zumal er annehmen könne, daß in diesem Jahre auf dem Schauplatze des Krieges keine erheblichen Ereignisse sich zutragen dürften. Sein Gesuch wurde gewährt. Krieg hatte sich schon früher ergeben; es fiel nun auch Meiß, und der König ernannte Schwerin zum Gouverneur beider Festungen.

Zu Ende des Jahres ging Schwerin wieder zur Armee, er drang mit ihr über Troppau in Mähren ein und nahm Olmütz. Seine Haupt Sorge war, daß die Armee bei Beziehung der Winterquartiere keinen Mangel litt; er hielt daher nicht nur die strengste Mannszucht, sondern ließ auch, was die böhmischen Bauern an Lebensmitteln brachten, ihnen baar bezahlen, so daß der östreichische Feldmarschall Braune von ihm sagte: „wer feindliche Länder recht zu behandeln lernen will, der muß bei Schwerin in die Schule gehen.“

Das Zeugniß eines Feindes hat doppelt Gewicht, und dieses Urtheil des Feldmarschalls Braune macht diesem eben so viel Ehre, wie Schwerin.

Da sich Schwerin immer noch schwach fühlte, so mußte er nach Meisse zurückkehren. Als aber auch hier sich sein Zustand nicht besserte, bat er den König, sich zur Herstellung seiner Gesundheit vom Schauplatz des Krieges zurückzuziehen und wieder in ein Bad gehen zu dürfen.

Eine schändliche Verläumdung, die ihn tief kränken mußte, war mit Veranlassung zu dieser Bitte, obschon er sich deshalb bei dem Könige gerechtfertigt hatte.

Der General Wallrave, der in Meisse ein Pioniercorps errichten sollte, hatte sich sehr um Schwerin's Gunst beworben, um durch ihn zum Kommandanten von Meisse bei dem Könige vorgeschlagen zu werden. Er war überzeugt, daß dieser Vorschlag Genehmigung erhalten würde. Schwerin, einem feinen Menschenkenner, war dies nicht entgangen; da er ein Feind aller Winkelzüge war, mußte Wallrave daher seinen Zweck bei ihm verfehlen, und überdies hegte er Mißtrauen in dessen Charakter. Um sich an Schwerin zu rächen, schrieb Wallrave an den König: er habe für gewiß gehört, daß die oberschlesischen Stände dem Feldmarschall, da er bei der Einrichtung der Winterquartiere das Land sehr geschont, ein Geschenk von 30,000 Thalern machen wollten, und schloß: „da es Ew. Majestät gewiß nicht an Mitteln fehlen wird, dem Feldmarschall auf eine andere Art Vortheile zufließen zu lassen, so trage ich bei Allerohöchstdenselben allerunterthänigst darauf an, mir diese 30,000 Thaler zur Befestigung von Meisse allergnädigst zufließen zu lassen.“

Was Wallrave wahrscheinlich nicht erwartet, wohl aber bei einiger Ueberlegung annehmen konnte, hätte nicht Nachsicht ihn verblendet, es folgte. Der König fragte, unter Zusendung der Wallraveschen Eingabe, bei Schwerin an, was es mit diesem beabsichtigten Geschenke für eine Bewandniß habe?

Schwerin war eben so erstaunt über eine solche Anfrage, als im höchsten Grade über das Benehmen des Generals Wallrave empört. Bei der Heftigkeit seines Temperaments sprühte er Feuer und Flammen, aber er unterdrückte diese Aufwallung und erkämpfte über sich einen Sieg, zwar nicht

so glänzend, wie den bei Mollwitz, der ihm aber als Mensch zu eben so vielem Ruhm gereicht, wie jener ihm als Feldherren.

Er schwieg davon ein Paar Tage; ließ aber dann die Officiere der Garnison, mehrere Civilbeamte, Geistliche und andere achtbare Männer zu einem Mittagsmahl bei sich einladen, nur der General Wallrave wurde übergangen. Dies befreumdete diesen, doch ahnte er die Ursache davon nicht. Als alle Eingeladenen bei Schwerin versammelt waren, sandte er eine Ordonnanz zu Wallrave, und ließ ihn zu sich beschneiden.

Dieser vermuthete, daß er aus einem Versehen nicht zu dem Mittagsmahl gebeten sey, und fand sich sogleich ein.

Schwerin empfing ihn kalt und mit ungewöhnlichen ernstern und strengen Blicken.

„Herr General!“ redete er ihn an: „woher wissen Sie, daß mir die oberschlesischen Stände ein Geschenk von 30,000 Thalern machen wollen?“

Davon weiß ich kein Wort, versetzte Wallrave kck.

„Und das können Sie mir so dreist in's Gesicht sagen? Sie, der Sie es dem Könige angezeigt?“

Ich? stammelte Wallrave: Ich?

„Soll ich's Ihnen Schwarz auf Weiß zeigen? Der König hat mir Ihre verläumberische Eingabe zugesandt. — Ich werde dem Könige reinen Wein einschenken, der mag dann über uns Beide entscheiden. Wir haben nun nichts weiter mit einander zu sprechen.“

Schwerin wandte sich darauf an die Gäste: „Nehmen Sie Platz, meine Herren!“ sprach er, setzte sich, jeder griff nach einem Stuhl und Wallrave *) verließ den Speisesaal, auf das tiefste gedemüthiget.

Hier bewährte sich das alte wahre deutsche Sprüchwort: Untreue schlägt seinen eignen Herrn.

Schwerin schrieb sogleich an den König:

„Die oberschlesischen Stände haben nicht daran gedacht, mir ein solches Geschenk zu machen; wäre dies der Fall gewesen, so würde ich von Ew. Königl.

*) Schwerin hatte sich in Wallrave nicht geirrt; er machte sich in der Folge solcher Verräthereien schuldig, daß er 1748 zu lebenslänglichem Festungsarreste verurtheilt wurde, und als Gefangener in Magdeburg am 1. Juni 1773 starb.

Majestät mir zuvor die Erlaubniß erbeten haben, es annehmen zu dürfen, wie ich es in ähnlichen Fällen gethan habe, da es mir nie einfallen kann und wird, mich einer Pflichtverletzung schuldig zu machen, mit der ich mein Gewissen für keinen Preis belasten möchte.“

„So unrecht indeß der General Wallrave darin hat, Ew. Königl. Majestät eine Unwahrheit für eine ausgemachte Wahrheit anzuzeigen, so recht hat er jedoch darin, daß die Festung Reize bedeutender Verbesserungen bedarf, weshalb es mir sehr erwünscht und erfreulich seyn würde, wenn die oberschlesischen Stände das mir fälschlich bestimmte Geschenk dazu hergeben wollten.“

Die Folge dieser Denunciation war, daß die Stände demnächst diese Summe für den Festungsbau aufbrachten.

Schwerin ging in's Bad, kam aber im Mai wieder zur Armee, und blieb bei solcher bis zu dem am 11. Junius 1742 zu Breslau geschlossenen Frieden.

Dieser Friede war indeß nur ein Waffenstillstand, denn der zweite schlesische Krieg von 1744 bis 1745 rief den Feldmarschall wieder an die Spitze eines Heeres. Nicht einverstanden mit Friedrich dem Großen in manchen erheblichen Maßregeln und Operationen, sagte er dem Könige darüber frei und unumwunden seine Meinung, die allerdings mittelbar die Ansichten des Monarchen tadelte. Ueberzeugt von den nachtheiligen Folgen, die daraus entstehen mußten, wollte er lieber den Unwillen des Monarchen sich zuziehen, als durch seine Zustimmung sich der Gefahr aussetzen, hernach den Vorwurf sich machen zu müssen, daß er dadurch die daraus entstandenen Nachtheile mit veranlaßt habe. Friedrich konnte selten Widerspruch ertragen, er wurde heftig; Schwerin ließ sich dadurch nicht einschüchtern, er beharrte auf seinen Ansichten, und diese Scene bestimmte den Letztern, seine Entlassung zu fordern. Friedrich erwähnt dieses Umstandes in seinen hinterlassenen Werken nur mit wenigen Worten, die, ohne Schwerin Vorwürfe zu machen, ihn selbst doch gewissermaßen entschuldigen sollen, er sagt davon: in einem Anfall von übler Laune verließ er die Armee. *)

Schwerin begab sich auf seine im Anklam'schen Kreise belegenen Güter

*) Il prit de l'humeur et abandonna l'armée.

und nahm seinen Wohnsitz auf dem Hauptgut, das ehemals Ducherow geheißen und durch den König Friedrich Wilhelm I. den Namen Schwerinsburg und mehrere Vergünstigungen erhalten *) und auf dem er ein schönes Schloß hatte erbauen lassen.

Hier lebte er, abgeschieden von dem Geräusche der Welt, wie ein zweiter Cincinnatus, **) wählte, statt des blutigen Waffenspiels, die friedliche Beschäftigung des Landbauers, und widmete sich vorzüglich der Landwirthschaft; und so wie er früher für jeden einzelnen Soldaten, in dem ihm zuerst verliehenen Regimente zu Frankfurt an der Oder väterlich gesorgt, so trug er nun diese Sorge auf die Bewohner seiner Güter über und suchte ihren Wohlstand zu befördern.

Er ließ schöne Kirchen und den Predigern neue zweckmäßig eingerichtete massive Häuser an die Stelle der vorhandenen, nur aus Fachwerk bestehenden, erbauen. Es las gern, aber mehr um sich zu belehren, als dadurch, wie es oft der Fall ist, die Langeweile zu verschleichen und die Zeit, die man doch nicht ganz mit Zerstreuungen ausfüllen kann, zu tödten. Daher fiel die Wahl seiner Lectüre auf wissenschaftliche Werke, hauptsächlich historischen und religiösen Inhalts.

Gastfrei und ein Freund des geselligen Umganges, stand sein Haus seinen Freunden und Bekannten immer offen; er war der zuvorkommendste Wirth, immer heiter gestimmt, und wärzte die Unterhaltung an seiner Tafel durch Erzählungen von interessanten Scenen aus seinem früheren Leben, von der Zeit an, wo er nach dem Haag gekommen war. Er war kein Freund von Kartenspielen, aber das Schachspiel gewährte ihm Unterhaltung. Bei seiner Anwesenheit in Warschau, da dort sehr hoch und viel, haupt-

*) Ein anderes seiner Güter erhielt demnachst von Friedrich dem Großen den Namen Rollwitz, zur Erinnerung an den durch ihn so ruhmvoll erfochtenen Sieg.

**) Lucius Quintus Cincinnatus wurde 294 nach Rom's Erbauung zum Consul und zwei Jahre darauf zum Dictator erwählt; das Volk, das, launenhaft nie zufrieden zu stellen, das Unmögliche begehrte, verkannte auch seine Verdienste und den Werth der Opfer, die er dem allgemeinen Besten brachte, er zog sich daher in das Privatleben zurück, und als er 316 zum zweiten Male zu jener Würde gewählt wurde, sandten ihn die Senatoren, welche ihm diese Wahl kund machen und zur Uebernahme der Dictatur einladen sollten, damit beschäftigt, daß er Aohl pflanzte.

sächlich Hazardspiele gespielt wurden, hatte er sich dem Lethern leidenschaftlich ergeben und bedeutende Summen verloren. Er erkannte bald das Schädliche darin, entsagte daher solchen Spielen und dies sich selbst gethane Gelübde hat er streng gehalten.

Schwerin fühlte sich in dieser Abgeschiedenheit glücklich, ob er gleich an dem glorreich beendeten zweiten schlesischen Kriege, an dem Wohl seines Vaterlandes und an allem dem den innigsten Antheil nahm, was Friedrich der Große anordnete und that, um die Wunden zu heilen, die gleich nach dem Antritte seiner Regierung der Krieg seinen Völkern geschlagen hatte; nie aber äußerte er mit einer Eulpe, daß es ihn schmerze, vom König vergessen zu seyn. So verflossen einige Jahre; da fragte Friedrich, wohl absichtlich auf einer Redoute Schwerin's Bruder, den Obersägermeister:

„Was macht Eein Bruder?“

Er beschäftigt sich mit der Landwirthschaft und der Verbesserung seiner Güter, Ew. Majestät, war die Antwort: übrigens befindet er sich ganz wohl.

„Wenn Er ihm schreibt, grüß Er ihn doch in meinem Namen,“ sprach der König, und setzte hinzu: „er ist ein großer Mann, allein auch eigensinnig und vergift, daß ich König bin.“

Der Obersägermeister unterließ nicht, das Gespräch seinem Bruder zu melden. Schwerin antwortete:

„Gelegentlich danke dem König für sein Andenken, und sag' ihm dabei, daß ich seiner immer mit Treue und Anhänglichkeit und mit Bewunderung seiner großen und seltenen Eigenschaften gedenke, daß er aber von der einen Seite ein zu günstiges Urtheil über mich fällt, von der andern mir dagegen nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ich mache keine Ansprüche, ein großer Mann zu seyn, dazu gehört mehr; aber es ist nicht Eigensinn, wenn man nach seiner Ueberzeugung, ohne Furcht, die Wahrheit spricht, es ist das die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes.“

Schwerlich hat der Obersägermeister dem Könige den Inhalt dieses Briefes ganz mitgetheilt und wahrscheinlich nur die erste Hälfte zu dessen Kenntniß gebracht.

Friedrich fand, daß die Verdienste Schwerin's das, was er Eigensinn

Ann nannte, weit überwogen; er erinnerte sich der wesentlichen Dienste, die er ihm in der Schlacht bei Mollwitz geleistet, und sah voraus, daß er selbst leicht in eine ähnliche und vielleicht noch mehr verwickelte Lage versetzt werden könnte. Er that daher den ersten Schritt zur Aussöhnung und schrieb an Schwerin Ende des Jahres 1753, er möchte doch einmal wieder nach Berlin kommen.

Jetzt würde er den unverdienten Vorwurf des Eigensinnes mit Recht verdient haben, wenn er dieser Aufforderung nicht hätte Folge leisten wollen. Er reiste nach Berlin. Dort angekommen, begab er sich gleich zu dem Könige und ließ sich durch einen Lakaien, Namens Deybert melden, der im Vorzimmer des Monarchen war. Angemeldet, wurde er nach ziemlich langem Warten vorgelassen. Von der ersten Unterredung Schwerin's mit Friedrich, nach so langer Trennung, ist zwar nie etwas bekannt geworden, der König hat darüber sich nicht geäußert und eben so wenig Schwerin. Das einzige, was man darüber weiß, beruht auf der Erzählung Deybert's. Als dieser Schwerin meldete, antwortete der König nicht darauf, nahm die Flöte, und auf- und niedergehend, phantasirte er darauf fast eine Viertelstunde, dann legte er sie rasch bei Seite, steckte den Degen an und sprach:

„Laß den Feldmarschall herein kommen!“

Deybert öffnete die Thür; sobald der König Schwerin erblickte, rief er ihm zu:

„Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?“

Er gab einen Wink mit der Hand, daß er mit Schwerin allein seyn wolle; Deybert trat in das Vorzimmer, die Thür hinter sich zumachend.

Das Gespräch zwischen Friedrich und Schwerin wurde immer lauter, und endlich sehr heftig. Es verrieth einen hitzigen Wortwechsel. Nach einer Weile schien sich der Sturm zu legen, die Unterredung wurde sanfter, zuletzt immer leiser und vertraulicher. Die Thür öffnete sich endlich, Schwerin beurlaubte sich mit heitrer und zufriedner Miene, und der König sagte ihm noch:

„Eu. Excellenz essen zu Mittag bei mir.“

Von dieser Zeit an blieb Schwerin in Berlin, und erschien wieder bei Hofe. Der König zeichnete ihn bei mehreren Gelegenheiten aus; die

größte Auszeichnung bestand aber darin, daß er sich mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten, in Ansehung der politischen Verhältnisse, unterhielt und mit ihm gemeinschaftlich einen Operationsplan entwarf, wann ein neuer Krieg ausbrechen sollte.

Da bei diesem Plan Schwerin dem König auferte, wie das Heer, mit dem er in Böhmen einrücken solle, um zehntausend Mann zu schwach sey, klopfte ihn Friedrich mit den Worten auf die Schulter:

„Diese zehntausend Mann sind hier vor mir.“

Was Friedrich vorausgesehen, traf ein. Im Jahre 1756 begann der ewig denkwürdige siebenjährige Krieg. Der König rückte in Sachsen, und Schwerin zu gleicher Zeit in Böhmen ein. Friedrich gewann am 1ten October g. J. die Schlacht bei Lowositz, und benachrichtigte Schwerin davon. Er schrieb ihm:

„Mit 24 Bataillons haben wir 72 feindliche und 300 Kanonen vertrieben. Ich sage Ihnen nichts von den Truppen. Sie kennen sie, aber so lange ich die Ehre habe, sie zu kommandiren, habe ich noch nie dergleichen Wunder der Tapferkeit, sowohl von der Infanterie, als Kavallerie, gesehen. Jene ist durch umzäunte Weinberge und gemauerte Häuser gebrochen; sie hat von 7 Uhr bis Nachmittags um 3 ein Kavallerie- und Infanteriefener ausgehalten, bis der Feind die Flucht nehmen mußte. Diese Probe der Tapferkeit übertrifft die bei Soor *). — Die Oestreicher wollen nicht anders als in verschanzten Posten sechten, man muß sich wohl hüten, sie hufarenmäßig anzugreifen. Sie sind schlauer als ehemals; und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ohne eine Menge groben Geschützes es uns endlich viel Voss kosten würde, sie zu schlagen. Wöllner ***) hat mit den Stücken Wunder gethan, und mich auf eine unglaubliche Art unterstützt.“ —

Swerin antwortete: „Ich wünsche Ew. Majestät zu dem errungenen Siege von Herzen Glück,“ setzte aber nach seiner biedern Aufrichtigkeit, gleichsam als einen heilsamen Wink für die Zukunft hinzu: „aber es ist eine königliche Schlacht gewesen; hätte sie ein General geliefert, würde er in die Gefahr gerathen seyn, seinen Kopf dabei zu verlieren.“

*) Den 30. September 1745.

**) Chef der Artillerie.

Friedrich überging diese freimüthige Bemerkung des erfahrenen Feldherrn, entweder, weil er die Wahrheit davon erkannte, oder weil er seiner zu nöthig bedurfte, um ihm Veranlassung zu geben, nach seinem früher von ihm gebrauchten Ausdruck, übelgelaunt zu werden.

Im Jahre 1757 drang Schwerin, immer die Oberhand über die Oestreicher erringend, in Böhmen vor, und bahnte sich einen freien Weg nach Prag. Friedrich hatte mit Schwerin schriftlich die Verabredungen zum Angriff des Feindes getroffen. Sein Corps und das des General-Lieutenants von Winterfeld sollten sich mit dem Schwerin'schen vereinigen. Dies geschah. Der König wollte den Feind von vorn angreifen, Schwerin widerrieth dies, theils wegen des beschwerlichen Terrains, der Stellung des Feindes und des großen Vorraths seines Geschüßes, theils weil die Truppen schon einen ermüdenden Marsch zurückgelegt hatten. Friedrich fand diese Bemerkungen gegründet und übertrug Schwerin, einen mehr geeigneten Ort zum Angriff auszusuchen. Dies geschah, er fand einen solchen; die Armee stand dort den 6. Mai um 11 Uhr Vormittags schlagfertig und das Treffen auf dem linken Flügel begann. Während die preussische Kavallerie einen harten Stand mit der östreichischen, ihr an Zahl überlegen, hatte und Gefahr lief, überflügelt zu werden, ging ein Theil der Infanterie des linken Flügels durch einen Engpaß, um sich an die bereits aufmarschirte Armee zu schließen. In diesem engen Wege wurde sie mit einem solchen mörderischen Kartätschenschauer empfangen, daß ein Theil davon sich nur in Unordnung herausziehen und stellen konnte; das Feuer wurde immer heftiger und das zweite Bataillon des Schwerin'schen Regiments fing an zu stoßen.

Schwerin hatte beständig vor diesem engen Wege gehalten. Als er dies sah, riß er einem Fahnenjunker die Fahne aus der Hand, ritt vor dem Bataillon her und feuerte es mit den Worten zum Marsch an:

„Wer kein feiger Kerl ist, der folge mir! Heran, meine Kinder, heran! Seht Ihr nicht, daß Euch der Feind schon den Rücken zugehrt!“

Kaum war er aber zwölf Schritte vorgeeilt, so traf ihn, um zwei Uhr Nachmittags, ein Kartätschenschuß. Eine Kugel fuhr ihm hinter dem Ohr in's Genick, eine durchs Herz und drei trafen ihn in den Unterleib. Ohne Lebenszeichen sank er sogleich vom Pferde. Der General von Winterfeld

nahm ihm die Fahne aus der Hand und gab sie dem Junker zurück, aber kaum hatte auch dieser sie ergriffen, so streckte ihn eine Kanonenkugel todt zu Boden.

Schwerin's Tod wurde das Signal zum Siege. Wer konnte daran denken, seines Lebens zu schonen, wo er so heldenmüthig gefallen war? Es galt nun, auch seinen Tod zu rächen, und ein Gefühl, das unverabredet in allen Kriegern, wie ein elektrischer Funke ausblitzte, krönte der glorreichste Erfolg.

Nur mit vieler Mühe fand man unter so vielen Todten und Verwundeten und im Gewühl einer mörderischen Schlacht Schwerin's Leiche, man brachte sie nach dem Kloster Margaretha und legte sie dort vor dem Altar nieder. Friedrich begab sich in das Kloster und betrachtete noch einmal die Züge des treuen Dieners, des Viedermannes, des tapfern und erfahrenen Heerführers, der sein Leben für seinen König und sein Vaterland so heldenmüthig geopfert hatte. geraume Zeit weilte er in tiefem Nachsinnen bei der Leiche. Mähnung sprach aus seinen von Thränen feuchten Blicken. *)

Schwerin's Leiche wurde mit den in der Schlacht bei Prag eroberten östreichischen Fahnen und Standarten nach Dresden, und von dort nach Schwerinsburg gebracht, um, auf heimathlichem Boden, unter seinen Vorfahren in dem Erbbegräbnisse beigesetzt zu werden.

*) Friedrich der Große fällt über Schwerin folgendes Urtheil:

Le Maréchal de Schwerin, malgré son grand âge conservait encore tout le feu de sa jeunesse; croyant avec indignation les Prussiens repoussés, et saisissant un drapeau, il se mit à la tête de son régiment, le conduisit à la charge, et fit des efforts d'une valeur extraordinaire; mais comme il n'y avoit point encore de troupes, pour le soutenir, il succomba et fut tué, terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui le couvrit d'un nouveau lustre.

Oeuvres posthumes de Frédéric II. Tom. III. p. 152.

und pag. 155. liest man:

La perte des Prussiens monta à 18,000 combattans, sans compter le Maréchal de Schwerin, qui seul valait au-delà de 10,000 hommes. La mort couronnait les lauriers de la victoire, achetée par un sang trop précieux.

Schwerin war, wie sein ganzes Leben bewies, nicht nur vielseitig gebildet, sondern durchaus ein Mann von unerschütterlichem Viedersinn, treu, offen und anspruchslos, sein Glück machte ihn nicht übermüthig und stolz. Er hatte den Stand des Kriegers aus entschiedener Neigung gewählt, aber er schätzte und ehrte Wissenschaften. In Frankfurt an der Oder suchte er hauptsächlich eine belehrende Unterhaltung in dem Umgange der Professoren der damaligen Universität. Weit entfernt von religiöser Schwärmerie und Unglauben, ehrte und liebte er die Religion und unterhielt sich gern von ihr mit verständigen Männern; er hörte ihre Zweifel mit Ruhe, verhehlte auch die seinigen nicht, schloß aber gewöhnlich ein solches Gespräch mit den Worten: „Lasset uns, lieben Kinder, Gott und unsern Nächsten lieben, wie uns selbst; denn das ist das Gesetz und die Propheten.“

Seine Ansichten charakterisirt folgende Anekdote: Er wohnte einst einer Predigt bei, — denn ohne triftige Hindernisse pflegte er sie nicht zu versäumen — wo der Kanzelredner zwar in einem sehr blühenden Vortrag und mit philosophischem Scharfsinne gesprochen hatte, jedoch ohne mit einer Sylbe der christlichen Glaubenslehren zu gedenken. Nach Beendigung des Gottesdienstes sprach er zu dem Geistlichen:

„Lieber Herr! Sie haben zwar eine gute Rede, aber keine christliche Predigt gehalten.“

Daß ein solcher Mann ein dankbarer Sohn, ein treuer, zärtlicher Vater und ein liebevoller und sorgsamer Vater seiner Kinder gewesen, bedarf wohl keiner Erwähnung; aber es verdient die Pietät, die er gegen seine Mutter, die das zwei und neunzigste Jahr erreichte, bis zu ihrem Tode hegte, nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden. Ihren Geburtstag feierte er stets mit großem Gepränge, und es war ein rührender Anblick, wenn, nach den ersten Glückwünschen der zahlreichen Familie von Kindern und Kindeskindern, der alte Feldmarschall vor der theuren Mutter niederkniete, und sie um ihren Segen bat.

Die Familienglieder und andere theilnehmende Freunde und Freundinnen setzten sich dann zu Tische. Nach aufgehobener Tafel eröffnete er mit der Mutter den Ball, der oft spät bis in die Nacht währte. In seiner Jugend hatte er sich große Fertigkeit im Rechten und Tanzen erworben; das Repte liebte er noch in seinen späteren Jahren. Er war zwar klein von

Statur, aber alle Theile des Körpers standen mit einander in einem regelmäßigen Verhältniß und Einklang; die Fechts- und Tanzübungen hatten ihm viel Gewandtheit gegeben, und ein feuriges Auge verrath den Geist, der ihn besetzte. Besonders zu Pferde sah man in ihm den entschlossenen Krieger. So leutselig und herablassend er war, so wußte er doch immer in seinem Benehmen eine Würde zu behaupten, die ihn vor unziemlicher Annäherung derjenigen sicherte, die nur zu geneigt sind, solche Humanität zu missbrauchen.

Schwerin war zweimal verheirathet; die Kinder der ersten Ehe raubte ihm der Tod. Nach dem Ableben seiner ersten Gemahlin, nach einer sechs und vierzigjährigen Ehe, vermählte er sich wieder, doch diese Ehe blieb kinderlos.

Mit seiner zweiten Gemahlin führte er selbst in dem Getümmel und den Unruhen des ausgebrochenen siebenjährigen Krieges einen Briefwechsel. Unter andern schrieb er ihr am 31. Mai 1757: „Ich habe mich in etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von seiner Gnade dasjenige, was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der gute Feldmarschall Buddenbrock hat ehegestern seinen Lauf geendet. Nichts wird ihn mehr in der Welt beunruhigen. Wie glücklich sind, die bei Jesu Christo sind!“ — Und am 27. April, also zehn Tage vor seinem heldenmüthigen Tode: „Gott, der uns bisher augenscheinlich geführt, wird uns wieder zur Seite stehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich mit herzhafstem Muthe entgegen setzen, um mein Ziel zu beschließen und mit Ehren zu enden, warum ich Gott mit Inbrunst, und daß er Dir Gesundheit gebe und erhalten wolle, täglich anrufe.“

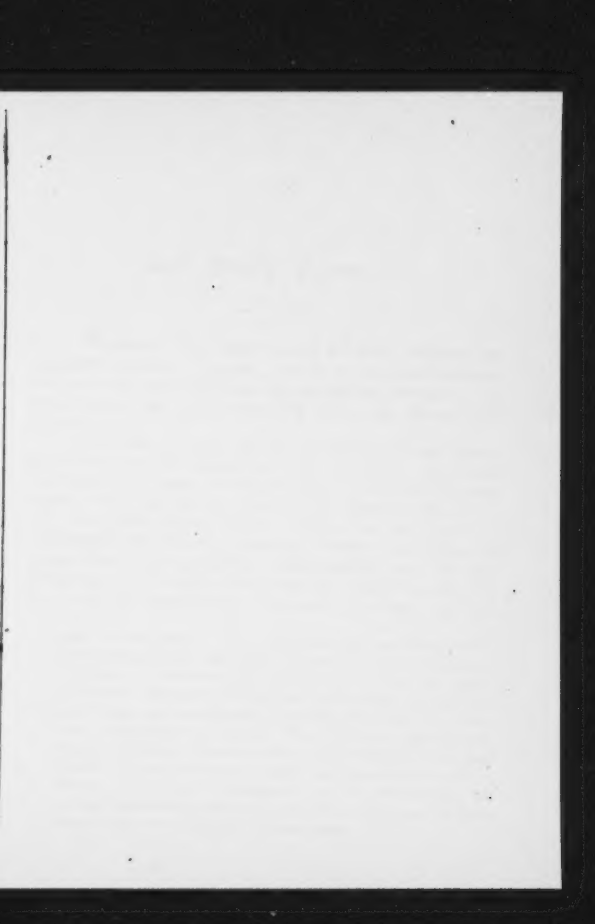
Man hat in dieser Aeußerung wohl fälschlich vorausgesetzt, daß Schwerin eine Vorahnung seines Todes gehabt habe; nichts war natürlicher, als daß er diesen, bei seinen vorgerückten Jahren und an der Spitze eines im Kriege begriffenen Heeres, voraussahen und darauf gefaßt seyn mußte.

Friedrich der Große, um sein Andenken und seinen ruhmvollen Tod zu ehren, ließ eine Bildsäule, von weißem Marmor, die ihn mit der Fahne in der Hand darstellt, anfertigen, und solche wurde im Jahre 1771 auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin aufgestellt. Sie war die erste der Bildsäulen, welche dort jetzt als Denkmäler ausgezeichneten preussischer Heerführer stehen.

Dies ist aber nicht das einzige Denkmal, welches ihm errichtet worden: auf seinem Gute Schwerinsburg ist von dessen Besitzer ein schönes Denkmal gesetzt, und auf der Stelle, wo er vor Prag gefallen, steht jetzt eins.

Als der Kaiser Joseph II. im Jahre 1775 bei Prag eine Truppenmusterung hielt, befahl er, daß, um den Helden zu ehren, die Infanterie eine dreifache Salve mit dem kleinen Gewehre geben mußte, wobei er jedesmal sein Haupt entblößte.

Als Schwerin die Fahne ergriff, um den Tod auf dem Schlachtfelde zu finden, dachte er nicht aller dieser Huldigungen der ihn Ueberlebenden; er folgte nur den Eingebungen seines Herzens, dem, was ihm Pflicht und Vaterlandsliebe gebot; die Erinnerung an seinen glorreichen Tod ruft aber Jedem zu: „Süß ist der Tod für's Vaterland!“





Ferris

Karl Ludwig Fernow. *)

Vorzügliche geistige Anlagen werden sich immer, auch unter den ungünstigsten Umständen, entwickeln, und wen die Natur damit begünstigt hat, wird auch, wenn er auf einen sehr untergeordneten Wirkungskreis beschränkt werden sollte, doch sich einen Weg bahnen, seine Neigung zu betriebligen.

Karl Ludwig Fernow galt für den Sohn eines armen Bauers, der auf dem Dorfe Blumenhagen in der Uckermark bei Pasewalk als Knecht bei der Familie von Necker diente. Diese bestand aus einer Wittve, einem Sohn und drei Töchtern. Der Adoptivvater Fernow's hatte durch Treue, sittliches Betragen, besonders aber durch Gefügigkeit und eine große Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, wozu er keine Anleitung erhalten, sich die Gunst der Familie erworben. Da er ein armes Bauermädchen heirathen wollte, so unterstützte ihn die Familie von Necker, daß er sich in den Besitz eines kleinen Bauergutes setzen konnte, und durch

*) Dieser Umriss von Fernow's Leben weicht, was dessen Jugendgeschichte betrifft, in vielen Stücken sehr von dessen Leben, herausgegeben von Johanna Schopenhauer, ab. Wahrscheinlich hat dieselbe keine andern Quellen dazu gehabt, als Fernow's mündliche Erzählungen, und in der Folge dasjenige zu ihrer Biographie benutzt, was ihr bruchstückweise im Gedächtniß zurückgeblieben, und die Lücken so gut als möglich zu ergänzen gesucht. Daher enthält diese Lebensbeschreibung Wahrheit und Dichtung; Namensverwechselungen und Thatsachen, die sich später ereigneten, wobei ganz andere Personen theilhaftig sind, werden als früher geschehen und unter ganz andern Verhältnissen angeführt. Die hier gelieferten Notizen sind aus authentischen Quellen geschöpft und können daher zur Berichtigung der in der gedachten Biographie eingeschlichenen Irrthümer dienen.

deren gewichtigen Einfluß wurde er demnächst Schulze des Dorfs. Bei Karl Ludwig Fernow, geboren am 19ten November 1763, vertrat das jüngste Fräulein von Necker, Susanne, die Stelle einer Taufzeugin. Sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, wie Andere sich von der Verpflichtung eines Pächten gegen den Tausling, durch ein Geschenk für immer los zu kaufen, sie nahm sich des kleinen Fernow fortdauernd mit mütterlicher Liebe an. Sie hegte für das Kind eine solche Zärtlichkeit, daß es täglich auf das Schloß gebracht werden mußte, diese Zuneigung wuchs mit jedem Jahre, wie sich bei Fernow schöne Anlagen, die zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigten, entwickelten. Im fünften Jahre nahm das Fräulein den Knaben ganz zu sich, damit er besser gehalten und zur Reinlichkeit gewöhnt werden möge. Die Angewöhnung zur Reinlichkeit von der zartesten Kindheit an, hat einen wesentlichen wohlthätigen Einfluß auch auf die Sittlichkeit; wie das Gegentheil den Ehrensinn anwidert, eben so fählt das moralische Gefühl einen Widerwillen gegen Unsitlichkeiten, und Reinlichkeit wird ein Talisman, der den Jüngling und die Jungfrau vor vielen Verirrungen bewahrt. Klopstock sagt so wahr als schön:

Keines Herzens, das sygn! Es ist die letzte
Steilste Höhe von dem, was Weiß' erfannen,
Weisere thaten!

Fernow wurde nun gleichsam ein Mitglied der von Necker'schen Familie; das Fräulein vertrat Mutterstelle bei ihm, und er hing mit kindlicher Liebe an seiner liebevollen Wohlthäterin; auch Frau von Necker hatte den Kleinen gern um sich, ihr gefiel sein unschuldiges Wesen und sein regsamer Geist, der für seine Jahre große Anlagen verrieth. Wenn am Abend die häuslichen Geschäfte geendet waren, und die Familie im traulichen Kreise sich versammelt hatte, nahm Frau von Necker den Kleinen auf ihren Schooß und erzählte ihm Märchen und wunderbare Geschichten; er hörte dann mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und seine Blicke hingen an ihren Lippen, damit ihm kein Wort entschlüpfe.

Dadurch sah sich Fernow, als der vermeintliche Sohn eines Dorfschulzen, in eine sehr angenehme Lage versetzt, man behandelte ihn wie ein Kind des Hauses, und kleidete ihn so. Daher gewöhnte er sich schon früh an feinere Sitten, er lernte sich in Gesellschaften mit Anstand betra-

gen, und von seiner vorgeblichen ~~Wunde~~ zeigte ~~er~~ später nicht die mindeste Spur.

Sechs Jahre alt, machte er mit seiner Pflegemutter und deren Familie einen Besuch auf einem benachbarten großen Gute; dort setzte ihn der Reichthum und die Pracht in ein solches Erstaunen, daß der Eindruck davon noch in spätern Jahren nicht erlosch. Der Besuch währte einige Tage, es waren dort mehrere Kinder, unter andern ein kleines Fräulein, etwas älter wie er, das ihm vor allen andern gefiel. Er wich ihr nicht von der Seite, so lange er auf dem Gute war, und nach der Heimkehr sprach er nur von dem hübschen Kinde.

Eines Abends in der Dämmerung trat ein Mädchen, gerade so gekleidet, wie er das Fräulein gesehen, in das Zimmer. Seine freudige Ueberraschung war so groß, daß er wie versteinert stand. Jetzt brachte man Licht in das Zimmer. Die Täuschung schwand. Man hatte sich einen Scherz mit ihm machen wollen und ein ihm bekanntes Mädchen eben so gekleidet, wie das kleine Fräulein, das ihm so sehr gefallen. Alle Umstehenden lachten über diese Neckerei. Fernow, im höchsten Grade erzürnt und gekränkt, fiel zornig über die Kleine her, welche die Rolle seiner ihm so lieb gewordenen Bekanntschaft hatte spielen müssen, und es kostete Mühe, sie von ihm zurückzuziehen. Das Mädchen wurde entfernt, Fernow brach aber in lautes Weinen und Wehklagen aus und es erforderte lange Zeit bis spät in die Nacht, bevor man ihn beruhigen konnte.

Das Fräulein Susanne lehrte Fernow lesen und schreiben, er begriff leicht bei einer so liebreichen Unterweisung.

Der ehemalige Hofmeister im Necker'schen Hause, Pistorius, hatte noch freie Wohnung und Beschäftigung in demselben, und er gab dem Sohne des Amtmanns und einigen andern Knaben der Nachbarschaft Unterricht auf seinem Zimmer. Fernow spielte mittlerweile in solchem, und Keiner kümmerte sich um ihn; er war damals sieben Jahre alt.

Einer der Schüler des Hofmeisters, der schwer lernte, sollte eines Tages einige lateinische Verse hersagen, die er in das Gedächtniß zu prägen, angewiesen worden. Er stammelte, stockte, es war ihm nicht möglich, sie nur zur Hälfte herzusagen. Der Lehrer wurde ungeduldig, da trat Fernow

nun unangefordert dreist hervor und sagte die Verse deutlich und ohne ein falsches Wort her, obgleich er keine Sylbe davon verstand.

Der Hofmeister war erstaunt, er stellte mit dem Knaben eine Art von Prüfung an und sein Erstaunen wuchs, als es sich daraus ergab, daß Fernow spielend sehr viel erlernt, wovon der Hofmeister keine Ahnung gehabt hatte. Diese Entdeckung bestimmte ihn, der manche gelehrte Kenntnisse besaß, einen so vielversprechenden Knaben, zu dem er sich immer schon hingezogen fühlte, in seinen Fähigkeiten und seinem Alter angemessenen wissenschaftlichen Gegenständen zu unterrichten.

Als Frau von Necker dies erfuhr, beschloß sie, Fernow, wenn er dazu hinlänglich befähigt sey, auf eine Schule, dann auf eine Universität zu schicken, damit seine glücklichen Anlagen sich ausbilden und er einst ein ausgezeichnete Mann werden möge.

So verlebte Fernow einige Jahre sehr glücklich; Pistorius hatte große Freude an dem Unterricht bei einem so lernbegierigen und aufmerksamen Schüler, der mit seltener Leichtigkeit Alles begriff. Im neunten Jahre starb die Frau des Schulzen, Fernow's vermeintliche Mutter, er hatte sie zwar lieb, beweinte auch ihren Verlust, aber so lange von ihr getrennt, konnte dieser Kummer nicht von Dauer seyn.

Einige Jahre darauf begann sein Schicksal eine unerfreuliche Wendung zu nehmen. Die Absichten der Frau von Necker mit ihrem Pflegsling konnten nicht in Erfüllung gehen. Dies erlaubten die Umstände nicht, Frau von Necker mußte mit ihren Töchtern das Schloß, das sie bewohnten, verlassen, und sie zogen in eine kleinere Wohnung. Sie nahmen Fernow mit, aber Pistorius mußte nun für sein weiteres Unterkommen sorgen.

Fernow war jetzt zwölf Jahre alt. Durch Unterricht und Fleiß hatte er solche Fortschritte gemacht, daß Frau von Necker und Fräulein Susanne nur mit Betrübniß den Gedanken hegen konnten, daß er, bei seiner erhaltenen Erziehung und Ausbildung, nun in das Haus des Schulzen zurückkehren und sich den Beschäftigungen eines Bauerknaben widmen sollte. Aber in ihren beschränkten Verhältnissen konnten die Erstern ihr Versprechen nicht erfüllen. Da fand sich ein Auskunftsmittel. Der Notarius Petry zu Brandenburg im Mecklenburgischen erbot sich, ihn gegen eine ge-

ringe Remuneration zu sich zu nehmen, ihn als Schreiber zu benutzen, ja doch unbeschadet seiner weitem Fortschritte in dem, was er bisher erlernt hatte, denn er machte sich anheischig, daß er Theil an dem Unterrichte in der dortigen Schule nehmen sollte. So ungern sich auch das Fräulein von Necker von Fernow trennte, so nahm man doch dies Anerbieten gern an, weil es diesem Nutzen versprach.

Fernow kam darauf nach Brandenburg und da die versprochene Unterstützung von Seiten der Frau von Necker ausblieb, Fernow keinesweges durch Abschreiben für den Notarius ihn wegen der Kosten, die sein Unterhalt, seine Bekleidung und das Schulgeld erforderte, schadlos halten konnte, so sann er auf einen Ausweg, dabei Ersparnisse zu machen, und er verschaffte ihm fünf Tage in der Woche Freitische.

Dies war nun für Fernow, der früher wie der Sohn einer reichen adligen Familie erzogen worden, sehr schmerzhaft und demüthigend, und es hätte wohl einen Knaben, der minder lebendig gewesen und bei dem nicht der Erieb, seine Kenntnisse zu bereichern, alles übrige überwog, entmuthigen können, aber, wenn diese Stunden einer demüthigenden Abfütterung vorüber waren, vergaß er bald das Peinliche seiner Lage, und heiterer Jugendmuth kehrte in seine Brust zurück.

So lebte Fernow zwei Jahre, er besuchte die Familie Necker in den Ferien, ihre Lage hatte sich mittlerweile in etwas verbessert, aber er hielt es für unwürdig, seiner Beschützerin zu klagen, wie es ihm gegen sonst sehr traurig erginge, er wollte nicht wie ein judringlicher Bettler erscheinen, sein höchster Wunsch war befriedigt worden; er konnte die Schule in Brandenburg besuchen und Frau von Necker sorgte auch mit für seine Bekleidung.

Um etwas zu verdienen, wollte er Chorschüler werden; da er eine gute Stimme hatte, wurde sein Verlangen ohne Bedenken bewilligt. Doch, so bald er richtig nach Noten singen konnte, entsagte er diesem geringen Verdienst. Der Grund davon war auch mit, daß ihm der eigentliche Sinn für Musik fehlte, denn Instrumentalmusik und künstliche Komposition konnten ihm keine Freude machen, nur für einen einfachen ungekünstelten Gesang war sein Gemüth empfänglich. Dieser vorübergehende Unterricht in der Mus-

sie hatte indeß später den Vortheil, daß er ihm im gesellschaftlichen Leben zu Statten kam.

Dahingegen zeigte sich dort schon seine entschiedene Neigung und Anlage zur bildenden Kunst. Der Notarius Petry hatte Fernow, wegen seiner Lernbegierde, seiner schnellen Fassungsgebe, seines lebhaften Geistes sich gewonnen; er hatte versprochen, sich seiner anzunehmen und er wollte dies nicht auf die wenigen Jahre beschränken, wo er in Brandenburg die Schule besuchen würde. Die frühere Absicht der Frau von Necker, Fernow studiren zu lassen, konnte, seiner Ueberzeugung nach, bei ihrer jetzigen beschränkten Lage nicht ausgeführt werden. Er mußte sich daher einem Gewerbe widmen, und Petry kam auf den Gedanken, daß er bei seinen Kenntnissen in der lateinischen Sprache sich am besten dazu eignen würde, die Apothekerkunst zu erlernen.

Petry war der Oheim des Schwagers des Sohns des Senators und Apothekers John in Anclam, und er wandte sich daher, wegen Annahme Fernow's als Lehrling bei dem Lehtern an seinen Bruder, den Kaufmann Petry zu Anclam. Auf die diesfälligen vortheilhaften Zeugnisse des Notarius Petry erklärte sich auch der Apotheker John bereit, Fernow in die Lehre zu nehmen.

Jetzt machte der Notarius Petry die Necker'sche Familie mit seiner Absicht bekannt, und diese nahm den Vorschlag mit Vergnügen an. Das Fräulein von Necker hätte gern die Pflichten des Schulzen Fernow übernommen, es gestattete dies aber ihr Vermögen nicht, und der Apotheker John nahm Fernow unter der Bedingung in die Lehre, daß er die Lehrjahre über für seine Verpflegung und Bekleidung sorgen wolle, mit Ausnahme der Wäsche und der Strümpfe, deren Bedarf das Fräulein zu liefern sich anheischig machte.

Im vierzehnten Jahre, als Fernow confirmirt worden, kam er zu dem Senator und Apotheker John zu Anclam in die Lehre.

Der Apotheker John war ein eifriger Pfleger der Künste und Wissenschaften, und dessen Humanität und Viederfynn nahe und fern bekannt, aber er theilte dennoch die Ansichten in Hinsicht der Behandlung der Lehrlinge seines und zum Theil des folgenden Jahrhunderts. Fernow wurde daher nach der üblichen Weise als Lehrling behandelt und mußte sich man-

chen mechanischen Arbeiten, welche der Pharmacie eben keinen besondern Reiz geben können, unterziehen, doch auch der Sohn des Apothekers John, der Vater des als Chemiker ehrenvoll bekannten Professors John, wurde von seinem Vater davon nicht entbunden.

In diesen Verhältnissen blieb Fernow nur ein Jahr, dann trat er seine Apotheke an seinen Sohn, den Hofapotheker John ab und mit solcher auch die Sorge für Fernow. Dieser wurde jetzt von den größern Arbeiten befreit.

Sein neuer Lehrherr verkannte die Anlage seines Lehrlings nicht, er zweifelte nicht daran, daß er ihm bald sehr nützlich werden dürfte; er ermunterte ihn daher, sich noch größere Kenntnisse zu erwerben, hauptsächlich aber sich die lateinische Sprache noch mehr zu eigen zu machen; zu diesem Ende ließ er ihm Bücher in dieser Sprache, größtentheils solche, welche die Apothekerkunst betrafen.

Fernow brachte nun die freien Stunden der Sonntage und Festtage fast immer in seinem Kämmerchen zu und studirte. Aber die Liebe zu den bildenden Künsten wurde dadurch nicht in ihm unterdrückt. Sie erwachte mit verdoppelter Gewalt in ihm, und es war seine Erholung, Chodowickische Kalenderkupfer, die damals erschienen und Sensation machten, nachzuzeichnen.

Dieser unwiderrstehliche Trieb verleitete ihn zu einem Vergehen, was vielleicht für sein ganzes Leben die nachtheiligsten Folgen hätte haben können, wenn nicht die John'sche Familie, diese Lieblingsneigung und seinen jugendlichen Leichtsinns menschenfreundlich berücksichtigend, ihm deshalb hätte Verzeihung angedeihen lassen.

Der Bruder seines jetzigen Lehrherrn, der nachmalige Geheime Kriegsrath John, war damals Auditor bei dem dort in Garnison stehenden Infanterie-Regiment von Schönfeld. Er war ein wissenschaftlich gebildeter Mann und besaß eine ausserlesene Bibliothek. Er freute sich über die Lernbegier des jungen Fernow und ließ ihm daher oft Bücher aus solcher und auch viele, welche mit Kupferstichen verziert waren. Die Letzteren nahmen Fernow's Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch.

Einst spät am Abend bemerkte die Schwägerin des Auditeurs und einige von ihrer Familie, als sie vor dessen Wohnung vorübergingen, in solcher Licht; dies befremdete sie, da sie wußten, daß dieser außerhalb seiner Wohnung

sey. Man ging also in solche und fand Fernow in dem Bibliothekszimmer des Auditeurs, nicht wenig bestürzt, daß er sich so überrascht sah.

Er entschuldigte sein unziemliches Betragen mit seiner Lernbegier und man verzieh ihm solches. Indessen wurde der Vorfall doch dem Auditeur angezeigt. Dieser hielt nun eine genaue Durchsicht seiner Bücher für nöthig, und fand, daß aus vielen die schönen Kupferstiche fehlten. Niemand konnte sich dieser Entfremdung schuldig gemacht haben, als Fernow; dars über zur Rede gestellt, konnte und mochte er sein Vergehen nicht läugnen, und entschuldigte sich damit, daß er, da alle diese schönen Kupferstiche abzuzeichnen an Unmöglichkeit gekränkt hätte, der Sehnsucht, sie zu besitzen, nicht widerstehen können, und sie daher ausgeschnitten habe.

Der Auditeur stellte ihm das Strafbare seines Vergehens ernstlich vor, zeigte ihm die schrecklichen Folgen seiner Verirrung und machte ihm Gellert's Warnung:

O zittere vor dem ersten Schritte,
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem neuen Fall gethan,

durch Beispiele anschaulich.

Fernow war ganz zerknirscht vor Schaam und Reue. Erst jetzt erkannte er den ganzen Umfang seines Vergehens, endlich stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen, er flehte so wehmüthig um Verzeihung, gelobte Besserung und versicherte, daß er die entwendeten Kupferstiche noch alle besäße und auf der Stelle zurückgeben wolle.

Dies geschah; man verzieh ihm nicht nur sein Vergehen, sondern man that noch mehr, man erwähnte aus menschenfreundlicher Schonung dessen in der Folge nie, änderte nichts in dem freundlichen Benehmen gegen ihn und ließ seinen guten Eigenschaften und seinen ausgezeichneten Anlagen volle Gerechtigkeit widerfahren.

Auch fühlte er einen Trieb, sich in der Dichtkunst zu versuchen; das Lesen einiger deutscher Dichter hatte ihn begeistert, er fand, daß sie die Dolmetscher seiner dunklen Gefühle waren, und er wollte nun diesen Gefühlen selbst Worte leihen. Es waren freilich nur unvollkommene Versuche, sie trugen jedoch das Gepräge der Eigenthümlichkeit und waren nicht, wie so manche Gedichte, deren Verfasser sich für Dichter halten und auch von an-

dern dafür gehalten werden, nur ein künstliches Mosaik aus Erinnerungen ihrer Lektüre, woran die schaffende Phantasie und das eigene Gemüth keinen Theil hat. Er machte einige Gelegenheitsgedichte zu Familienfesten im Hause seines Lehrherrn, die darin enthaltene Schilderung von diesem und seiner Gattin waren den Originalen treu und zeugten von seinem Beobachtungsgesichte. Er erhielt nun Zutritt zu den angesehensten und gebildetesten Familien in Anclam, wo man ihn wegen seiner Anlage zur Dichtkunst und den bildenden Künsten gern sah und er Gelegenheit hatte, sie zu bilden.

Der Dämon des Hochmuths verfolgte ihn aber hier. Früher hatte die Mecker'sche Familie, als sie noch im Wohlstande war, für seine Bekleidung gesorgt, sie war neu und selbst oft zierlich gewesen; jetzt bekam er nur seine Bekleidung aus den abgelegten Kleidern seines Lehrherrn, und obschon sie für ihn passend geändert wurde, glaubte er doch, daß man sie, wenn er sich damit zeige, erkennen, und er dadurch gegen junge Leute seines Alters zurückstehen würde. Er zog sich daher oft schüchtern zurück und immer behielt er in spätem Jahren etwas von dieser Schüchternheit, wenn er wo öffentlich erscheinen mußte.

Anderer Seits hatte aber diese Scham die gute Wirkung, daß er mehr zu Hause blieb und fleißiger studirte; auch fehlte es ihm nicht an jungen Freunden und Freundinnen, die nur auf seine liebenswürdigen Eigenschaften, nicht aber auf das Äußere sahen.

Sein Lehrherr erließ ihm ein Jahr, und in diesem lezten belastete er durch seinen Leichtsinns sein Gewissen mit einer schweren Schuld, deren Verdanke daran immer einen Stachel in seinem Herzen zurückließ.

Wöchentlich sandte der Herr von Hertel, der in der Nachbarschaft von Anclam wohnte, seinen Jäger dorthin, um Arzneien aus der Apotheke zu holen. Dadurch hatte FERNOW diesen Jäger kennen lernen. Er war ein junger muntre Vursche; FERNOW gefiel ihm, er gab sich daher, wenn er in die Apotheke kam, viel mit ihm ab und Beide trieben dann scherzhafte Neckereien, die gewöhnlich darin bestanden, daß FERNOW seine Körperkräfte gegen die des Jägers versuchte.

Eines Nachmittags um drei Uhr trat dieser wieder in die Apotheke. FERNOW und einer seiner Mitlehrlinge befand sich nur in solcher. FERNOW, mit Kräuterlesen beschäftigt, verließ sein Geschäft, nahm die Wäsche

des Jägers, welche dieser bei Seite gestellt, und legte zum Scherz an. Die Büchse, scharf geladen, ging los und der Unglückliche stürzte lautlos zu Boden; er war auf der Stelle todt, die Kugel ihm gerade durch's Herz gegangen. Voll Verzweiflung stürzte Fernow zur Seitenthüre der Apotheke hinaus, warf die Büchse auf der Hausthür von sich und lief auf den Hof. In diesem Moment hegte er nur einen Wunsch, das Loos des unglücklichen Jägers zu theilen.

Der Apotheker John war einen Kranken besuchend abwesend, Fernow stürzte sich zu dessen Vater, der den Schuß gehört hatte, dieser eilte gleich in die Apotheke. Welch ein Anblick; er sah den in Blut schwimmenden erschossenen Jäger, und ersuhr nur mit Mühe von dem andern Lehrling, dem der Schreck die Zunge fast ganz gelähmt hatte, das schauderhafte Ereigniß. John, der Vater, gebot dem Lehrling, darüber ein tiefes Schweigen zu beobachten, und als sich nun das Volk, das der Schuß herbeigeloct, vor der Apotheke neugierig versammelt hatte, erklärte er der Menge: der Jäger habe sich selbst unvorsichtiger Weise erschossen. Eine polizeiliche Untersuchung erfolgte und da kein Verdacht einer solchen That gegen Fernow und dem andern Lehrling obwaltete, der Apotheker John allgemein für einen rechtlichen und glaubwürdigen Mann galt, auch ein alter Offizier außer Dienst, der in der nämlichen Straße wohnte, bezeugte, wie bei dem Vorübergehen des Jägers vor seiner Wohnung er bemerkt, daß der Hahn der Büchse nicht abgespannt gewesen, so entging Fernow der Strafe, die ihn nach den Gesetzen getroffen haben würde, aber nicht den Vorwürfen des Gewissens. So gefährlich sind solche Scherze mit Werkzeugen, welche verletzen können, hauptsächlich aber mit Feurgewehren; die Zahl von dadurch verursachten Unglücksfällen sind unendlich und Fernow liefert dazu einen neuen traurigen Beweis zur Warnung für Andere.

Obgleich Fernow durch die Geistesgegenwart des Senators John der richterlichen Strafe entgangen und dessen That verschwiegen geblieben, so konnte er sich doch nicht beruhigen. Nur nach langem Kampf in seinem Innern gelang ihm dies; aber die Erinnerung daran wurde ihm noch oft zu einer Marter. Ihm gleichsam zur Strafe, hatte der Edelmann den Jäger, den er für den Erschossenen in seine Dienste nahm, in die Livree des Lehrlers gekleidet, und so oft solcher nun in die Apotheke trat, und er in dieser

Storce die zugemachte Stelle sah, wodurch die Kugel gegangen, wurde ihm dieser Anblick zu einer Höllequal. Es war die unsichtbare Hand der Nemesis, die ihn so für seinen unabsichtlichen Mord und seinen verwegenen Leichtsinns züchtigte.

Fernow hatte seine sechs Lehrjahre überstanden, er wurde nun losgesprochen und dadurch selbstständig. Doch mußte er noch, nach dem abgeschlossenen Contract mit dem Lehrherrn, ein Jahr als Gehülfe, für ein mäßiges Gehalt in der Apotheke bleiben. Fernow war, als vermeintlicher Sohn eines Bauers, nach dem damaligen Kantonreglement, zum Militärdienst verpflichtet. Auf Requisition des Regiments des General von Wunsch, war er bereits gemessen worden; doch hatte der Kommandeur des in Anklam garnisonirenden Regiments von Schönsfeld, der Obristleutenant und nachmalige Generalleutnant und Kriegeminister von Kannenwurf, mit dem Apotheker John befreundet; dort den jungen Fernow kennen lernen und lieb gewonnen; durch dessen Vermittelung wurde er nicht gleich als Rekrut an das Regiment geschickt.

Dieser Mann, zwar streng im Dienste, hegte doch sehr humane Grundsätze, und es that ihm leid, wenn ein so hoffnungsvoller junger Mensch, wie Fernow, aus seiner Laufbahn gerissen und als gemeiner Soldat in ein Regiment eingestellt werden sollte; er suchte ihn daher so lange als möglich mit dieser harten Maßregel zu verschonen.

Fräulein von Necker wünschte ihn dem Enrollement zu entziehen, und bestand darauf, daß er sich dem General von Wunsch präsentiren möchte, indem sie nicht zweifelte, daß sein einnehmendes Aeußere dazu beitragen müsse, ihn vom Soldatenstande frei zu machen. Sie gab dies dem Apotheker John zu erkennen; er warnte vor diesem Schritt, weil Fernow wegen seiner schönen Gestalt das Gegentheil befürchten ließ. Das Fräulein beharrte aber auf ihrem Vorsatz, Fernow selbst glaubte nichts zu fürchten zu haben, und reiste zu dem General von Wunsch. Nur zu sehr hatte er Ursache, diese unüberlegte Reise zu bereuen. Der General sah ihn; taub gegen alle Bitten und Vorstellungen, ihn von der Einstellung zu befreien, erklärte er ihm, daß er für sein Regiment wie gemacht sey. Dann rief er einen Bedienten und befahl, eine Flasche Wein mit zwei Gläsern zu bringen. Er kredenzte den Wein, und bot Fernow eines von den gefäll-

ten Gläsern an. Trotz aller Weigerung mußte er mit ihm anstoßen, und das Glas leeren. Dann kündigte er ihm an, daß er in vier Wochen zur Fahne schwören müsse.

Fernow, zu spät bereuend, daß er die Warnung seines gewesenen Lehrherrn nicht beachtet, kehrte höchst niedergeschlagen nach Anklam zurück; zugleich hatte der General von Wunsch dem Oberstlieutenant von Kannenwurf den Auftrag ertheilt, daß Fernow, bis zu seiner Einziehung, Sicherheit stellen müsse.

Dem Obristlieutenant von Kannenwurf war der Auftrag, den von der ganzen Johnsen'schen Familie geliebten jungen Fernow einzuziehen, sehr unangenehm.

Er besuchte daher den Apotheker John, wie er es öfter zu thun gewohnt war, und lenkte das Gespräch auf Fernow.

Er machte ihn mit dem Auftrage des Generals von Wunsch bekannt, und setzte hinzu: „da mir aber der General nicht die Summe der zu bestellenden Caution bestimmt hat, so muß ich unverzüglich deshalb an ihn schreiben und bis dahin die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen.“

Es wurde auch gleich darauf der Befehl gegeben, daß für Fernow alle Thore der Stadt geschlossen seyn sollten; ein Umstand, der ihn ganz außer Fassung brachte.

Fernow's Freunden gelang es dennoch, ihn aus der Stadt zu bringen, und ihn von der Einstellung als Soldat zu befreien, wo er, unter den damaligen Verhältnissen, höchstens bis zum Unteroffizier hinausgerückt seyn würde.

Ein Gebäude, der sogenannte Salzhof, führt aus der Stadt nach der Peene und auf diesem Wege wurde er den Argusaugen der Thorschwache entzogen und kam in Freiheit. Die Salzinspectorin Kaspar war dabei sehr thätig gewesen, durch ihren Sohn, an Fernow's Stelle Lehrling in der Johnsen'schen Apotheke, hatte sie Fernow näher kennen lernen und ihn lieb gewonnen. Sie sorgte dafür, daß die beiden Thüren des Salzhofes, die eine nach der Brüderstraße zu innerhalb der Stadt, und die andere nach der Peene zu außerhalb der Stadt, offen blieben. Durch diesen Weg entschlüpfte Fernow selbst, und auch seine Effekten wurden hindurch geschafft. Darauf sprang er in einen kleinen Kahn, welchen zwei Offiziere ruderten,

und so kam er an das jenseitige Ufer, wo er auf einer Wiese ausstieg und nach dem Peenedamm ging.

Eben als Fernow sich so gerettet sah, hatte der Apotheker John mit seinem Bruder, dem Dr. John aus Swinemünde, der ihn damals besuchte, einen Spaziergang nach dem Peenedamm gemacht. Fernow stand neben dem Baagemeister Westberg und dieser rief den Apotheker mit Namen, auf Fernow deutend, zu sich. Der Dr. John nahm die Einladung an, sein Bruder hingegen eilte nach seinem Hause. Kaum dort angekommen, fand er ein von dem General von Wunsch abgeschicktes Kommando von einem Unteroffizier und vier Mann, die, statt aller Antwort auf die Frage, wegen der von Fernow zu leistenden Gelde caution, ihn abholen und zum Regimente transportiren sollten. Zugleich fand der Apotheker John einen Brief von Fernow, in welchem er ihn um Verzeihung bat, daß er über die Grenze in's ehemalige Schwedisch-Pommersche sich geflüchtet habe, um der Einstellung als Soldat zu entgehen.

Glücklich war er auf diese Weise der Einstellung als Rekrut in das Regiment von Wunsch entgangen; zur großen Freude der John'schen Familie, Aller, die ihm in Anclam wohl wollten, und selbst des menschenfreundlichen Oberstlieutenants von Kannenwurf, dem von Seiten des General von Wunsch kein Vorwurf über dessen Entweichung gemacht werden konnte, da er alle ihm zu Gebote stehenden Sicherheitsmaßregeln getroffen, Fernow's Entweichung während der Zeit zu verhüten, bis er von dem General eine bestimmte Antwort über dessen Caution erhalten haben würde. Fernow hielt sich acht Tage in einem Dorfe auf, in der Hoffnung, daß er die ungehinderte Rückkehr nach Anclam und die Vestrückung vom Militairdienste erlangen würde. Diese Erwartung schlug fehl und er wanderte weiter nach Greifswalde, nur mit dem Gelde versehen, das er sich in seinen Lehrjahren und dem halben Jahre, wo er als Gehülfe in der Apotheke gestanden, erspart hatte.

Das Kapital war freilich nicht von Bedeutung, aber er hatte wenig Bedürfnisse, und jetzt erwachte auf's Neue, lebendiger als je, die Neigung in ihm, sich dem, was auf Kunst und schöne Wissenschaften Bezug hat, mit rastlosem Fleiße zu widmen. Doch dazu fehlten ihm die Hülfsmittel,

er mußte sich um eine Stelle in einer Apotheke bewerben; er erhielt solche in Lübeck im Jahr 1786.

Hier machte er Carstens*) Bekanntschaft. Aus dieser wurde bald, bei gleicher Neigung zur Kunst, eine herzliche Freundschaft und Carstens sein Lehrer. So viel es nun Fernow's Zeit erlaubte, übte er sich im Zeichnen und versuchte sich auch in der Dichtkunst.

In Lübeck bekam Fernow zuerst einen anschaulichen Begriff von der Schauspielkunst, denn dort sah er ein Bühnenspiel.

Er machte die Bekanntschaft des Direktors und einiger Schauspieler;

*) Xsmus Jakob Carstens, (geb. zu St. Jürgen bei Schleswig 1754, gest. zu Rom 1798) hegte, wie Fernow, eine leidenschaftliche Neigung zu den bildenden Künsten. Aus dieser entsprang die innige Freundschaft zwischen Beiden. Er wurde ein ausgezeichnete Maler, und hatte wie sein Freund Fernow mit großen Hindernissen zu kämpfen, um seinen Hang zu befriedigen, sich der Malerei widmen und sich in ihr ausbilden zu können. Er sollte sich der Handlung widmen und wurde deshalb bei einem Kaufmann in Kopenhagen in die Lehre gegeben. Die Gemälde und Bildsäulen, welche er dort sah, machten solchen tiefen Eindruck auf ihn, daß er selbst sich in der Malerei versuchte. Er hatte ein Bild, den Tod des Archylus, verfertigt, der Graf von Moltke sah es, es verrieth so viel Genie, daß ihn dieser zu unterstützen versprach, damit er auf der betretenen Bahn als Künstler weiter fortschreiten konnte. Diese Unterstützung war indeß doch nicht vom der Art, daß sie ihn von der Sorge für die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens befreite, er mußte durch Bildnißmalen seinen Unterhalt gewinnen; er wurde unter die Jüdlinge der dortigen Malerakademie aufgenommen. Nachdem er eine Reise nach Italien gemacht, wo er eber schutz- und hülflos nur bis nach Mailand kam und das Ziel seiner Reise, Rom, nicht erreichen konnte, ging er über die Schweiz nach Deutschland zurück und siedelte sich in Lübeck an, um dort von Portraitmalen zu subsistiren. Nach fünf Jahren von einem Kunstfreunde unterstützt, kam er nach Berlin. Hier malte er ein Bild, den Sturz der Engel. Es war eigene Komposition und man sah darauf über zweihundert Figuren. Dies Bild fand bei Künstlern und Kunstkennern so vielen Beifall, daß er zum Professor bei der Akademie der bildenden Künste in Berlin ernannt wurde und mit einer Pension von 450 Thaler jährlich konnte er nun seinen so lange gehegten Wunsch befriedigen, nach Rom zu reisen, wo er zu früh für die Kunst in Fernow's Armen starb.

der Erstere faßte vorzüglich Neigung zu ihm, und benutzte sein Talent zur Dichtkunst dazu, daß er ihm Theaterreden, Prologe und Epiloge machen mußte. Wurden ihm diese Arbeiten auch nicht honorirt, so hatte er doch den Vortheil des freien Zutritts in das Theater und manchen für ihn genussreichen Abend. Er wurde hier Mitglied eines kleinen Kreises gebildeter Jünglinge und Männer, und er beförderte die Feiterkeit in solchem durch manches witzige, launige und auch satirische Gelegenheitsgedicht. Doch die Liebe zur bildenden Kunst blieb immer sein Hauptaugenmerk und er beschäftigte sich mit ihr vorzüglich mit ganzem Ernste. Als Apotheker sah er voraus, daß er, bei dem Mangel an Vermögen, seine sehr abhängige Lage nie mit einer bessern würde vertauschen können; in der Kunst hatte er es durch unermüdeten Fleiß und Anstrengung dahin gebracht, daß er durch Bildnisse zeichnen und Unterricht in der Zeichnenkunst unabhängiger leben und, was ihm am meisten am Herzen lag, so viel würde ersparen können, um mit Carstens eine Reise nach Italien zu machen.

Im Jahr 1788 verließ sein Lehrer und Freund Lübeck und ging nach Berlin. Nun stand sein längst genährter Vorsatz, der Apothekerkunst zu entsagen und sich auf die vorerwähnte Weise unabhängig zu machen, fest. Er kündigte dem Apotheker sein mit ihm eingegangenes Engagement. Dieser trennte sich ungern von ihm, da er in ihm einen sehr geschickten, fleißigen und zuverlässigen Gehülfen verlor. Er stand in dem Wahn, einer seiner Kollegen habe ihm Fernow durch vortheilhaftere Anerbietungen abspenstig machen wollen, und erbot sich in diesem Falle, ihm sehr gern die nämlichen Vortheile zu bewilligen, wenn er nur bei ihm bliebe.

„Daran hat Niemand gedacht!“ sprach Fernow: „aber ich bin fest entschlossen, der Apothekerkunst zu entsagen und ein Maler zu werden.“

Der Apotheker erlaubte nicht wenig über diese Aeußerung, er hielt sie für den unüberlegten Einfall eines feurigen Jünglings und hoffte, ihn bald durch freundschaftliche Vorstellung andern Sinnes zu machen. Darin hatte er sich aber geirrt; Fernow beharrte unerschütterlich auf seinem Vorsatz und im Frühlinge des Jahres 1788 verließ er seine Station und ging von Lübeck nach Rageburg.

Rageburg ist ein Ort mit einer sehr freundlichen und malerischen Umgebung. Die reizende Gegend gefiel ihm um so mehr, als er zum

erstmals das süße Gefühl der Unabhängigkeit genoss. Er gab sich daher diesen Genüssen mit ganzer Seele hin und lebte nur der Gegenwart. Da er sich dort als Portraitmaler niederließ, so erhielt er auch bald Gelegenheit, diese Kunst und zwar in der damals beliebten Manier mit Silberstift zu üben, und außerdem gab er Unterricht in Zeichnen theils in den Wohnungen der Ältern und Angehörigen seiner Schüler, theils in seinem kleinen Zimmer. Auch hier fand er bald Freunde und Zutritt in achtbare Familien, die ihm wohlwollten. Als im Herbst ein englischer Sprachlehrer nach Rastenburg kam, nahm er bei diesem Unterricht im Englischen und machte darin schnelle Fortschritte. Ein rühmlicher Beweis seiner Lernbegier. Sein Erwerb war keinesweges so beträchtlich, daß er die Bezahlungen des Sprachlehrers ohne Aufopferungen bestreiten konnte. Wie mancher Jüngling, dem unter weit günstigeren Umständen die Gelegenheit geboten wird, sich mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, vernachlässigt sie und das dafür von den Ältern oder Vätern verwandte Geld ist vergeudet.

Er hatte den Rektor der Schule in Rastenburg kennen lernen; als solcher zum Professor nach Güstrow an der dortigen Schule berufen wurde, veranlaßte dieser, daß ihm die Stelle eines Zeichnenschülers bei dieser angetragen wurde. Fernow nahm dies Anerbieten an, aber bald gereute es ihm. Da er zuvor noch nach Zelle reisete, wo er den Oberappellationsrath von Ramdohr persönlich kennen lernte, und ihn mit seiner bevorstehenden Anstellung bekannt machte, erklärte ihm dieser; er hielt es für den dümmsten Streich in seinem Leben, und rath ihm, alle Mittel anzuwenden, um sich von seiner Verbindlichkeit frei zu machen; dadurch wurde bei Fernow seine Abneigung noch verstärkt. Nach einem Abstecher nach Salzhausen,^{*)} lehrte er nach Rastenburg zurück. Er war indeß fest entschlossen, seine eingegangene Verbindlichkeit, trotz seines Widerwillens, zu erfüllen. Man hatte ihm in Güstrow versprochen, ihm die Transportkosten seiner Habseligkeiten von Rastenburg bis dahin zu vergüten, diese Vergütung verweigerte man ihm und er glaubte

^{*)} Lustschloß des ehemaligen Herzogs zu Braunschweig-Wolfenbüttel, eine Stunde von Wolfenbüttel. Es befindet sich in solchem eine große und kleine Bildergallerie. Beide enthalten kostbare Gemälde von berühmten Meistern.

dadurch auch von seinem Versprechen^{*)} entbunden zu sein. Im Jahre 1790 ging er von Naheburg nach Ludwigslust,^{*)} um dort als Porträtmaler seinen Unterhalt zu finden, die dortigen Künstler kennen zu lernen und des Herzogs Kunstschätze zu seiner weitem Bildung zu benutzen.

Hier lernte Ferno ein junges Mädchen aus Weimar kennen, die dort zufällig Verwandte besuchte. Schon in Anclam hatte er eine große Zuneigung für ein junges Bürgermädchen gefaßt; sie verlor sich aber bald unter andern Verhältniss.n. Jetzt machte diese Bekanntschaft einen tiefen Eindruck auf sein Herz; sie erfüllte sein ganzes Wesen. Auch sie schien nicht unempfindlich gegen seine Vorzüge; dadurch faßte er so viel Zutrauen, daß er ihr seine Lage und seine Sehnsucht, sich immer mehr in der bildenden Kunst zu vervollkommen, ohne Rückhalt entdeckte, auch den Wunsch äußerte, die Kupferstecherkunst zu erlernen. Dies Vertrauen erwiderte sie dadurch, daß sie ihm schöne Aussichten für sein Streben eröffnete, und ihm versprach, wenn er nach Weimar käme, solle er gewiß die gastlichste Aufnahme in dem Hause ihrer Aeltern finden, und durch ihre dortigen Verbindungen wäre es ihr etwas Leichtes, ihm dazu behülflich zu werden, daß er die Kupferstecherkunst erlerne. Sie schied von ihm, mit der Bitte, sobald als möglich nach Weimar zu kommen.

Ferno war überglücklich, er sah in diesem jungen Mädchen den künftigen guten Genius seines Lebens.

Er verließ Ludwigslust und ging nach Schwerin, um dort so viel zu erwerben, daß er die Reise nach Weimar machen könnte. Auch hier war ihm das Glück günstig, er wurde mit Bestellungen überhäuft, und in mäßigen Stunden malte er das Bild des regierenden Herzogs, jedes Ethal wurde ihm mit einem Friedrichsd'or bezahlt.

Nur mit einem Thaler in der Tasche war er nach Schwerin gekommen; da er fleißig arbeitete, seine Gemälde Beifall erhielten, so hatte er bald eine nicht unbeträchtliche Summe erworben. Jetzt eilte er nach Weimar, aber alle ihm von seiner Freundin in Ludwigslust gemachten Versprechungen blieben unerfüllt. Ferno's Eroberung hatte ihrer Eitelkeit geschmeichelt, und leichtsinnig hatte sie ihn auf eine höchst tadelnswerthe

^{*)} Die Residenz des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Weise mit Hoffnungen getäuscht, von deren Nichterfüllung sie überzeugt seyn konnte. Er sah sich unwürdig betrogen und bereute sein übereiliges Vertrauen. Ihm blieb nichts übrig, als Weimar bald wieder zu verlassen, und, bei seiner verdüsterten Stimmung, ging er ohne bestimmte Veranlassung nach Jena; ihm war es schon genug, nur nicht länger in Weimar bleiben zu dürfen. In Jena besuchte er aus Neugier die Vorlesungen einiger Professoren und auch eine des Philosophen Reinhold;* der Gegenstand des Vortrags war sehr interessant, und durch die einnehmende Art, womit ihn Reinhold entwickelte, mußte er Fernow noch mehr fesseln. Er ward davon so bezaubert, daß er beschloß, ob er gleich nicht wußte, wovon er subsistiren solle, in Jena zu bleiben und Philosophie zu studiren. Er wählte zwar dort wieder das Portraitmalen zu seinem Erwerbszweig, aber er blieb dabei so arm, daß er erst nach zwei Monaten die Gebühren für die Immatrikulation als Student bezahlen konnte.

*) Karl Leonhard Reinhold (geb. den 26. October 1758 zu Bies, gest. am 10. April 1823) wurde von seinen Aeltern, katholischen Glaubens, den geistlichen Stande gewidmet. Im Jahre 1772 trat er als Noviz in das Probeyhaus der Jesuiten zu Wien, und nach Aufhebung dieses Ordens 1774 in das zu Wien befindliche Collegium der regulirten Priester des Apostel Paulus (Barnabiten genannt). In seinem zwei und zwanzigsten Jahre wurde er in solchem Novizenmeister und Lehrer der Philosophie. Das Studium der Lehren erweckte manche Zweifel gegen die Dogmen, die man ihm in seiner Kindheit eingeprägt hatte, und da unter der Regierung Joseph's II. größere Denkfreyheit gestattet wurde, so schrieb er Vieles, um Licht über die allgemein gültigen Erkenntnisse der letzten Gründe unsrer Pflichten und Rechte in diesem, und unsere Erwartungen von dem zukünftigen Leben durch Vernunftforschungen zu verbreiten. Es konnte nicht fehlen, daß er deshalb Anfeindungen und Verfolgungen ausgesetzt wurde, und um diesen und dem Druck seiner Lage zu entgehen, flüchtete er sich im Herbst des Jahres 1783 aus Wien und kam nach Leipzig. Von dort ging er im Mai 1784 nach Weimar, lernte Wieland kennen, dessen eine Tochter er demnächst zur Gattin nahm, und wurde, mit aus dessen Verwendung, 1787 Professor der Philosophie in Jena. Im Jahre 1794 erhielt er den Ruf als solcher bei der Universität Kiel; er nahm ihn an, wurde zum königl. dänischen Staatsrath ernannt und ihm der Dannebrogorden, in Anerkennung seiner Verdienste, als eine ehrenvolle Auszeichnung verliehen.

Fernow wurde Reinhold durch einen Kaffee, ein paar Gedichte und einige Zeichnungen näher bekannt, der Letztere schenkte ihm sein ganzes Wohlwollen, ihn unterstützend, war er auch fast täglich in seinem Hause, gleichsam wie ein Glied der Familie. Dieser beständige Umgang hatte wesentlichen Einfluß auf die Bildung seines Geistes. Er blieb zwei Jahre in Jena.

Im Jahre 1793 sah Fernow bei Reinhold den Professor Vaggesen*) aus Kopenhagen, der eine Reise durch die Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien machen wollte. Er mußte ihn und dessen Gattin einigemal malen. Dadurch wurde er mit Beiden näher bekannt und Vaggesen entging es nicht, welchen feinen Kunstsinne Fernow besaß. Er machte ihm daher den Vorschlag, ihn bei seiner vorhabenden Reise auf eine Art zu begleiten, die ihm keine Kosten verursachen sollte, nur war dabei die Bedingung, daß er zusehen müsse, wie er nach Bern käme, denn es fehle an Platz, ihn bis dorthin mitzunehmen. Wie hätte Fernow ein solches günstiges Anerbieten zurückweisen können, er, der sich schon früher über einen Besuch Italiens, gemeinschaftlich mit Carstens, in so süßen Träumen verloren hatte?

Vaggesen reiste Ende Julius von Jena nach Bern, um Fernow dort zu erwarten. Dieser trat seine Reise am 25. September an. Reinhold verschaffte ihm Arbeit in Jena und in Weimar durch Wieland,**)

*) Jens (Immanuel) Vaggesen, geb. am 15. Februar 1764 zu Korsbø im Dänischen, starb am 13. Oktober 1826 zu Hamburg, als er von einem Besuch der böhmischen Bäder in seine Heimath zurückkehren wollte. Obgleich ein Däne von Geburt, gehört er doch zur Zahl der deutschen Dichter, dessen dichterische Erzeugnisse bei ihrem Erscheinen mit Beifall aufgenommen wurden und die auch noch immer, wegen ihres eigenthümlichen Humors, ihren Werth behalten werden.

**) Christoph Martin Wieland, (geb. den 5. September 1733 zu Oberholzheim, einem Dorfe im Gebiete der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Ulm, gest. am 20. Januar 1813 zu Weimar,) war der Sohn des Pfarrers in seinem Geburtsort. Schon in seinen Kinderjahren zeigten sich Anlagen zu seinen dichterischen Talenten, wodurch er sich in der Folge einen so unvergänglichen Ruhm erworben hat. Vierzehn Jahre alt kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Magde-

so daß er wenigstens das benöthigte Reisegeld bis Bern in der Tasche hatte. Er machte die Reise zu Fuß und traf nach fünf Wochen in Bern ein. Hier fand er eine sehr liebevolle Aufnahme in dem Hause von Vaggesen's Schwiegerältern, und da weder Vaggesen noch Fernow Italienisch konnten, so fand der Letztere Bedenken, ohne diese Sprache wenigstens etwas zu verstehen, die Reise durch Italien zu unternehmen und machte den Vorschlag, erst über München nach Wien und von dort über Klagenfurt nach Venedig zu reisen. Vaggesen erkannte das Zweckmäßige dieses Vorschlags und er so wie Fernow legten sich nun mit Eifer auf die Erlernung der italienischen Sprache, die er demnächst auf das gründlichste verstand. Vaggesen und Fernow traten ihre Reise Anfang December 1793 an, doch der Letztere sah das südliche Deutschland und Ober-Italien nur im Fluge, weil Vaggesen, dem mittlerweile sein Schwieger-

burg, wo er zwei Jahre blieb, dann hielt er sich ein und ein halbes Jahr bei einem Verwandten in Erfurt auf, und bezog 1750 die Universität Jübingen, um sich der Rechtsgelahrtheit zu widmen. Im Jahre 1752 verließ er die Universität und lehrte nach Wiberach zurück, wohin sein Vater als Geistlicher versetzt worden war. Eingeladen von Bodmer, nach Zürich zu kommen, um in seinem Hause als ein literarischer Gesellschafter zu leben, nahm er solches an. In diesem Verhältnisse blieb er jedoch nur bis 1754 und unterrichtete vier Jahre die Söhne von zwei Zürichschen Familien, worauf er Hauslehrer bei dem Landvoigt Sinner zu Bern, doch nur auf kurze Zeit, wurde. Ohne sein Mitwirken, selbst gegen seine Reigung, wurde er nach Wiberach berufen, um eine Stelle bei dem dortigen Rath zu übernehmen. Im Jahre 1759 ward er zum Professor der Philosophie auf die Universität Erfurt berufen. Die Herzogin von Weimar Anna Amalia war 1758 Wittve geworden, ihre zwei Söhne bedurften eines Erziehers, der Freiherr von Dalberg hatte der Herzogin Wieland dazu empfohlen, er übernahm diese Stelle im Jahre 1772 und erhielt den Titel eines herzogl. sächsischen weimarschen Hofraths mit einem Gehalte von 1000 Thaler jährlich. Hier lebte er, ein glücklicher Vater und Vater, von der Herzogin geschätzt, von seinen Schülern geliebt und genoß die Genugthuung, daß seine Zeitgenossen seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und er wird auch, trotz dem, was man nach seinem Tode zur Schmälerung seiner Verdienste versucht hat und noch versuchen dürfte, zu den ausgezeichnetsten Männern Deutschlands gerechnet werden.

vater zu Bern gestorben war, seine Rückreise beschleunigte, und schon im April 1791 war Fernow wieder in Bern. Indes hatte er doch diese Reise nach Möglichkeit benutzt, die Kunstschätze der Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und seinen Geschmack und sein Urtheil immer mehr gebildet.

Fernow hatte auf dieser Reise einen Baron Herbert kennen lernen, der sich an Baggesen unterweges angeschlossen, und der sich sehr für ihn interessirte. Wenn Fernow Nutzen von seiner Reise haben sollte, so war es unerlässlich, daß er länger in Rom bliebe. Der Baron Herbert erbot sich, ihm dazu 100 Gulden jährlich zu geben. Da dies nicht ausreichte, so wollten seine Freunde, namentlich Baggesen und Reinhold für ihn bei einem jungen reichen Grafen von Burgstall sich verwenden, daß er ihm die Geldmittel zu einem längern Aufenthalt in Rom gewähre. Diese Verwendung war nicht ohne Erfolg und Fernow erhielt von dem Grafen 120 Gulden zu den 100 Gulden von Herbert. Frohen Muths konnte er nun an seine Reise nach Rom denken. Er schrieb darüber an den Professor Reinhold:

„So hätte ich also jetzt 220 Gulden, ob ich davon ein Jahr in Rom subsistiren kann, weiß ich nicht; ich will es aber versuchen, und wenn es nicht unumgänglich ist, möglich machen.“

Und in einem andern Briefe:

„Ich habe nur 220 Gulden, zwei Hände und einen Kopf. Sollte ich damit in Rom, wo gewiß Mancher diese schätzbaren Dinge nicht hat, wohl zu rechte kommen? — Ich hoffe es. Im Hoffen nehme ich's mit Jedem auf, und auch im Deconomistiren, wenn es die Umstände nöthig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinwand und Studium Raphaels, mehr bedarf es in Rom nicht, mich glücklich zu machen.“

In Juni 1791 trat Fernow seine Reise zu Fuß nach Rom an. Den 29. September traf er dort ein. So sehr er auch vor Begier glühte, alle die Kunstschätze, wonach er sich so unendlich gesehnt, zu sehen, so trug doch die Freundschaft den Sieg über den Kunstenthusiasmus davon. Er eilte zu dem Freunde seiner ersten Jugend, zu Carsten's. Das Wiedersehen war ein Aushug der reinsten Freude.

Fernow wurde in Rom anfänglich Carstens Hausgenosse und der Letztere auch hier sein Lehrer und durch ihn lernte er tiefere Blicke in das innere Wesen der bildenden Künste thun. Dadurch überzeugte sich sehr Fernow bald, daß er als schaffender Künstler nie etwas Großes leisten würde, ihm aber ein noch wenig bebautes Feld übrig bliebe, das theoretische Studium und die Geschichte der Kunst, daß er dagegen deren Uebung nur als Lehrtling treiben müsse.

So, zu einer richtigen Selbsterkenntniß gelangt, schlug er diesen Weg ein, und dazu kamen ihm die philosophischen Collegia, die er gehört, und das Studium der Kantischen Philosophie sehr zu statten. Er hielt nun in Rom für einige Künstler und Kunstfreunde Vorlesungen über die Kunst nach Kantischen Prinzipien, hauptsächlich waren seine dortigen Landsleute seine Zuhörer, er stellte aber das Honorar so geringe, daß er wenigen pecuniären Gewinn davon hatte.

So kümmerlich sich Fernow auch behelfen mußte, so fühlte er sich doch, keine Bedürfnisse des Luxus und der Weichlichkeit lenkend, sehr glücklich, denn er konnte ganz der Kunst leben, aber auch die geringe Unterstützung des Grafen von Burgstall und des Barons von Herbert wurden ihm nach Verlauf von zwei Jahren entzogen. Indes konnte er sich doch von Italien nicht trennen und suchte sich seinen künftigen Unterhalt als Schriftsteller zu verdienen.

Weder wie aller Kampf mit drückenden Nahrungsforgen schmerzte Fernow seines Freundes Carstens Tod, der in seinen Armen 1798 starb. Einen Hauptreiz hatte Rom für ihn dadurch verloren und es bedurfte lange Zeit, ehe er jene heitre Gemüthsruhe wieder erhielt, die ihn, bei seiner geistigen Bildung, zu einem so unterhaltenden und angenehmen Gesellschafter machte. Diese Eigenschaft hatte ihm auch viele Freunde in Rom erworben und die vielen es besuchenden Fremden fanden in ihm einen Kunstkennner, der ihnen weit nützlicher war, als die dort gewöhnlichen Eicroni; hätte er sich zu diesem Geschäfte verstehen wollen, so würde sich in pecuniärer Hinsicht seine Lage um ein Großes verbessert haben; aber dazu konnte er sich nicht entschließen, nur ausnahmsweise unterzog er sich diesem Geschäfte bei der Erbprinzessin von Mecklenburg, Strelitz.

Um das Jahr 1800 wohnte er in dem Hause eines Papierfabrikanten Nelli, dem er bei seinem deutschen Briefwechsel Hülfe leistete. Eine junge Römerin stand Nelli's Hauswesen vor und Fernow lernte daher ihre Denkart und Handlungsweise näher kennen. Mit zuvorkommender Gutmüthigkeit und Freundlichkeit erwies sie ihm manche kleine Dienste, die ihm oft unerwartet und sehr willkommen waren. Es entging ihm endlich nicht, daß ihren Aufmerksamkeiten eine große Zuneigung zu ihm zum Grunde lag; er fühlte keine leidenschaftliche Liebe zu ihr, aber er schätzte ihre Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Häuslichkeit und schenkte ihr deshalb ein herzlichliches Wohlwollen. Fernow sehnte sich nach einem stillen häuslichen Glück, er glaubte, er würde es finden, wenn er dies Mädchen, von dessen Zuneigung er so lebendig überzeugt war, zu der unzertrennlichen Gesährtin seines Lebens wählte. Er verehllichte sich mit ihr.

So wenig Ansprüche sie auch machte, so vermehrte die Unterhaltung eines Hausstandes, so beschränkt der seinige auch war, doch seine Ausgaben und Sorgen, und sie wuchsen, als er Vater eines Knaben wurde.

Er lebte nun nicht mehr ausschließlich der Kunst, andere höhere Pflichten nahmen sein Gemüth in Anspruch, die Sehnsucht nach dem theuern Vaterlande, die wohl früher sich in seiner Brust geregt hatte, aber die der Genuß der Kunstschätze, dem er dann entsagen mußte, bald wieder zum Schweigen gebracht, erwachte jetzt mit größerer Gewalt. Er hoffte, daß er bei seinen erworbenen Kenntnissen in Deutschland eine minder drückende Subsistenz finden würde. Er wandte sich deshalb 1801 an den Konfiskatorialrath Vöttiger in Weimar, der ihn schon aus mehreren Aufsätzen, die er in dem deutschen Merkur einrücken lassen, von einer vorthellhaften Seite kannte, und bat ihn, ihm einen Verleger zu einer italienischen Sprachlehre zu verschaffen, damit er für das Honorar eine Reise nach Deutschland machen und versuchen könne, dort eine für seine Kenntnisse angemessene Anstellung zu erhalten, und als Vöttiger den Buchhändler Cotta, nachmaligem Geh. Rath Cotta von Cottendorf, dafür gewann, der nicht knickerte, sondern sich sehr liberal bewies, so äußerte er den Wunsch gegen Vöttiger, auf der Universität Jena als Dozent angestellt zu werden, um Vorlesungen der Aesthetik mit Anwendung auf die bildenden Künste, der Geschichte über die neueren bildenden Künste

und schöne Literatur Italiens mit Rückblicken auf die alte Kunst der Griechen und Römer, und über italienische Sprache, mit beständiger Vergleichung der Deutschen, und eine Charakteristik der italienischen classischen Prosaiter und Dichter zu halten. Böttiger verschaffte ihm diese gewünschte Anstellung und er reisete Anfangs August 1803 von Rom mit Frau und Kind nach dem Ort seines neuen ehrenvollen Wirkungskreises ab.

Auf dieser Reise jag er sich durch Erkältung bei der Fahrt auf dem Comersee, und demnachst durch Anstrengung einer beschwerlichen Fußwanderung von Chiavenna bis Chur, aus Liebe zu seinem Kinde, das in einem Korbe getragen werden mußte, weil der Weg unfahrbar ist, ein dreitägiges Fieber zu, von dem er erst in Weimar scheinbar genas. Dieses Fieber legte den Grund zu seinem Siechthum und frühen Tod.

In Weimar fand Fernow die wohlwollendste Aufnahme, man that Alles, um ihm die ersten häuslichen Einrichtungen in Jena zu erleichtern; aber alles menschliche Wohlwollen und alle freundschaftlichen Gesinnungen waren doch nicht im Stande, ihm die verlorene Gesundheit wieder zu geben, und andre widrige Verhältnisse zu beseitigen, die sich an seine Lage unzer trennlich knüpften.

In Jena bekam er das Fieber wieder, mehr als ein ganzes Jahr litt er daran und es untergrub gänzlich seine Gesundheit. Viele berühmte Professoren hatten damals Jena verlassen und dadurch hatte sich die Zahl der Studirenden sehr vermindert, er konnte daher auch auf eine nur geringe Zahl von Besuchern seiner Vorlesungen rechnen und doch waren seine Vermögensumstände, wegen der langen kostspieligen Reise mit Frau und Kind sehr zerrüttet. Hierzu kam noch, daß seine Gattin, eine Römerin, ganz fremd in einem Lande, an ein ganz anderes Klima gewöhnt, der deutschen Sprache unkundig, sich sehr unglücklich fühlte und eine Haushaltungsart nicht erlernen konnte, von der sie zuvor keine Ahnung gehabt. Fernow mußte daher auch die Geschäfte übernehmen, die einer deutschen Hausfrau obliegen.

Dies Alles war dazu geeignet, ihn zu verstimmen, er befand sich jetzt in einer Lage, die trauriger genannt zu werden verdiente, als alle früheren, wo er einen Kampf mit einem ihm ungünstigen Schicksal zu bestehen gehabt. Damals war er noch in der Blüthe seiner Jahre, voll Jugendkraft und

seine lebhafteste Phantasie versetzte ihn aus der rauhen Wirklichkeit in eine Feenwelt. Jetzt älter, von Krankheit entkräftet, fühlte er sich nicht mehr frei und unabhängig, alles was ihm Widriges zufließ, traf nicht ihn allein, sondern auch Gattin und Kind.

Dennoch begann er seine Vorlesungen als außerordentlicher Professor und hielt sie selbst mitten unter Fieberanfällen; diese Anstrengungen mußten seine wenigen Kräfte erschöpfen.

So verlebte Fernow in Jena, kämpfend mit Krankheit, häuslichen Sorgen und manchem Verdruß einen traurigen Winter. Seine Freunde bemühten sich, ihn aus diesem drückenden Verhältnisse zu ziehen, und durch ihre Vermittelung wurde er Bibliothekar der verwittweten Herzogin von Weimar, Amalia, da deren Bibliothekar gestorben war. Fernow ging nach Tieffurth, sein Fieber verließ ihn anfänglich nicht, indeß schien er sich doch zu bessern und es trat eine Periode ein, wo er mehr seinen Obliegenheiten, dem Umgang geistesverwandter Freunde und den Wissenschaften sich widmen konnte. Er vollendete in dieser Zeit viele werthvolle literarische Arbeiten und entwarf die Pläne zu andern. Er hatte sich bedeutend gebessert und man konnte hoffen, daß er sich wenn auch nicht einer so kräftigen Gesundheit wie früher, doch einer solchen erfreuen würde, die nur von wenigen körperlichen Unbehaglichkeiten unterbrochen, ihn den Wissenschaften, seinen Angehörigen und Freunden noch lange erhalten würde.

Da brachen den unglücklichen 1ten October 1806 die Napoleonschen Horden mit der Wuth von Kannibalen in Weimar ein; Mord, Brand, Plünderung und alle Gräucl kamen in ihrem Gefolge. Auch Fernow entging der Plünderung nicht. Ihm waren aus Italien die Erscheinungen solcher zügellosen Horden nicht fremd, er verlor die Geistesgegenwart nicht und indem er ihnen Alles, was er an Lebensmitteln und Wäsche besaß, Preis gab, bewirkte er wenigstens, daß man die Seinigen nicht mißhandelte und sein Bücherschatz verschont wurde. Des Nachts bewachte er die Seinigen und die sich zu ihm geflüchtet hatten, bei Tage mußte er sie, aller Nahrungsmittel beraubt, verlassen, um zu sehen, wo er etwas, zur Stillung ihres Hungers, herbeischaffen könnte, was ihm nur nach unendlichen Schwierigkeiten gelang. Am zweiten Tage dieser Schreckenszeit fand er auf der Straße ein großes Stück Weizenbrod. Voll Freude brachte er es seinen

Kindern und versicherte demnachst, in seinem ganzen Leben habe ihn nichts so glücklich gemacht, als dieser Fund.

Diese erschütternden Scenen, der Anblick der Verwüstungen, welche die sich als große Nation selbst proklamirenden Franzosen unter dem neuen Attisla angerichtet, und die Angst, die Ferno w seiner selbst, noch mehr aber seiner Frau und Kinder wegen erlitt, mußten auf seine schon untergrabene Gesundheit nachtheilig wirken. Die Folgen davon zeigten sich auch im Sommer 1807; Ferno w hatte wieder sicherhafte Empfindungen, vermehrte Schmerzen in der Brust, die er schon auf der Reise von Italien nach der beschwerlichen Fußwanderung verspürte. Nach dem Rath seines Arztes ging er nach Karlsbad und demnachst nach Liebenstein; aber Besserung war nicht zu erwarten, er litt an einer Pulsadergeschwulst. Ein anderes Leiden traf ihn nun noch, seine Gattin war mehrere Monate lang gefährlich krank, keine ärztliche Kunst konnte ihr Leben fristen, sie wurde ihm Ende Septembers 1808 durch den Tod entzissen. Er folgte ihr bald. Am 4. December fand man ihn des Morgens halb sitzend auf seinem Bette, ähnlich einem sanft Schlafenden. Die Pulsader war zerrissen; der lange Kampf mit Widerwärtigkeiten und Hindernissen, um zu dem Ziele zu gelangen, wozu ihn sein Genius von seiner Kindheit an mit unwiderstehlicher Gewalt hingezogen, war geendet.

Ein Freund Ferno w's, der mit ihm in sehr inniger Verbindung gestanden, machte von ihm nachstehende Schilderung:

„Mit Geist, Herz und Sinn nahm er Licht, Wärme, Bild und Ton auf, womit ihn das Leben umgab. Jedem Genuß war er offen; keinem sagte er nach; alle Kräfte standen bei ihm in schönem Gleichgewicht. Nicht abgeneigt der Spekulation, verfiel er nie in frucht- und formlose Gräbelet. Bei einer regen Phantasie war er fern von aller Schwärmerci; mit einem jedem schönen Gefühle offenen Herzens verfiel er nie in jene weichliche Sentimentalität, die so selten das Gemüth befriedigt. Offen, natürlich und anspruchlos in Allem, was er that und redete, erfreute er durch seine ruhige stets gleiche Heiterkeit und den leichten Witz, der seine Unterhaltung belebte, Alles, was sich ihm nahte. Sein Sinn war rege und seine starke Konstitution erlaubte ihm, das Leben mit Lust zu ergreifen; dennoch überschritt er nie die Gränze der Mäßigkeit und erstickte nie die edlere Gemüths-

lichkeit im Taumel geist- und herzloser Schwelgerei. Alle seine Anlagen und Kräfte waren zu einer glücklichen Harmonie ausgebildet. Aus dem herrlichen Einklang seines ganzen Wesens erwuchs die ruhige Behaglichkeit und dieser nie getrübt Sinn, womit er nur die schöne Seite des Lebens aufsaßte, wie die gesunde organische Natur nur den wohlthätigen Nahrungsstoff verarbeitet, und die heterogenen Bestandtheile von sich stößt.“

Die Dichterin Friederike Brun, *) die ihn in Rom kennen gelernt und während ihres dortigen Aufenthaltes mit ihm fortwährend Umgang hatte, fällt von ihm das Urtheil:

„Ternow war kraftvoll und männlich gebildet; etwas scharf von Zügen und Blicken und sehr gradezu, ohne je die gute Eitte zu verlassen. Die treueste Wahrheitsliebe, tiefdringender und genau sammelnder Scharfsinn, Klarheit der Begriffe und eine große Umsicht bezeichneten und umschrieben sein geistiges Vermögen, willig frohe Anerkennung des Guten und Schönen, wo er es fand, die treueste Anhänglichkeit an die erprobten

*) Friederike Sophie Christine Brun geb. Münter (geb. d. 3. Juni 1765 zu Tonna im Herzogthum Gotha, gest. d. 25. März 1835 zu Kopenhagen) kam schon, erst fünf Wochen alt, nach letzterer Stadt, wohin ihr Vater als Prediger der dortigen deutschen Gemeinde berufen worden war. Im Jahr 1783 ward sie die Gattin des dänischen Konferenzraths Brun. Ihr lebhafter Geist war für alles Schöne empfänglich, und es entwickelte sich in ihr die Gabe der Dichtkunst; unwillkürlich entstanden ihre Gedichte, die eben deshalb auch, als sie in Druck erschienen, mit Beifall aufgenommen wurden. Sie hatte in der Folge Gelegenheit, durch vielfache Reisen ihre Welt- und Menschenkenntniß zu bereichern und ihren Geschmack an den Schönheiten der Natur und der Kunst, hauptsächlich in Hinsicht der Letztern in Italien und vorzüglich in Rom zu bilden. So kerngesund sie in ihrer Jugend war, so wurde sie doch in spätern Jahren von Krankheiten heimgesucht; in einer Nacht wurde sie taub, und so sehr sie, noch nicht bejahrt, lebensfroh und gesellig, dieses Unglück in den ersten Momenten erschütterte, so fand sie doch bald Trost in den Wissenschaften und der Dichtkunst. Außer ihren Gedichten sind auch mehrere prosaische Schriften von ihr erschienen, die hauptsächlich sehr lebhaft Schilderungen von ihren Reisen enthalten. Eine Schrift: „Wahrheit aus Morgenträumen und Ida's ästhetische Entwicklung (1825) enthält die Geschichte ihrer Jugend.

Freunde, reine Gerechtigkeitsliebe, und gränzenlose treue Ergebung an die, so er liebte, seinen Charakter."

Von seinen Talenten zur Dichtkunst folgen hier ein Paar Versuche, als Reliquien, die er, noch Lehrling in Anclam, dort verfertigt hat.

Danklied eines Bauers.

Wohl mir, daß ich kein König bin!
Was hätte ich dessen doch Gewinn?
Swar hätte ich große Heere
Und Land und Geld und Ehre:
Doch hätte ich auch wohl frohen Sinn?
Wohl mir, daß ich kein König bin!

Wohl mir, daß ich der Pabst nicht bin:
Die großen Sämpfe von Pontin
Und seine Trillings Mühe
Sind mir so wenig nütze,
Als weiland ihm sein Zug nach Wien.
Wohl mir, daß ich der Pabst nicht bin!

Wohl mir, daß ich kein Bassa bin!
Müßt nach Konstantinopel hin
Zu Sultans hohen Händen
Wohl auch mein Kopschen senden.
Da seh' ich wenig Segen drin.
Wohl mir, daß ich kein Bassa bin!

Wohl mir, daß ich kein Hofschrang bin!
Ich müßte wohl als Partekin
Nach Fürstentseifen tanzen
Und Ehrlichkeit kurangen;
Und Fürstengunst ist oft nur dünn.
Wohl mir, daß ich kein Hofschrang bin!

Wohl mir, daß ich kein Reger bin!
Als Sklave schon von Anbeginn
Ward' ich in Peru's Schächten
Umsonst nach Freiheit schmachten
Und wie ein Stier am Pfluge zieh'n.
Wohl mir, daß ich kein Reger bin!

Wohl mir, daß ich ein Bauer bin!
Daß Winterabends bei'm Kamin
Die Fürsten, Päbste, Bassen
Mich ungehobelt lassen.
Drum dank' ich Gott und preise ihn,
Daß ich ein armer Bauer bin!

Die Herrlichkeit Gottes.

(Nach dem 148. Psalm.)

Groß ist der Herr! Lobt ihn, den Allerschaller,
Ihr Kreaturen seiner Hand!
Lobsinget Ihm! weicht Hymnen Ihm und Psalter,
Ihn lünden Lüfte, Meer und Land.

Auf seinen Wink entstand der Himmel Beste,
Sein Drau'n wirft Welten in ein Nichts;
Der Elefant, das Vögelein im Neste
Verkündigen den Gott des Lichts.

Sein Fußtritt macht den Grund der Erde beben,
Die Elemente horchen Ihm;
Er giebt dem kleinsten Erdenwurme Leben
Und Leben auch dem Seraphim.

Die Sonne strahlt — ein Abglanz seiner Milde;
Ihr Blick erheilt den Schöpfungskreis;
Die ohe Flur macht sie zum Fußgestülde,
Die Blume welkt auf sein Geheiß.

Ihm rauchen thauend Berge, Thal und Hügel,
Sein Hauch durchbringt der Erde Grund.
Des Donners Knall, der Blitze Flammenflügel
Macht Ihn im Ungewitter kund.

Die Schloßen, die des Feibes Frucht zerfloßen,
Die Windsbraut und der Wolkenbruch
Verherrlichen in schreckensvollen Tagen
Ihn, wie des Bestes sanfter Flug.

Drum preiset Ihn, ihr seiner Allmacht Zeugen,
Im Sturm, so wie im Sonnenschein,
Laßt Harfen ruhen, laßt die Hymnen schweigen,
Sie sind für seinen Ruhm zu klein.

Hallelujah! ich will im Geist anbeten,
Den kein geschaffnes Auge sah.
Er sey mein Lob in Früh- und Abendröthen,
Und in der Nacht! — Hallelujah!

